

Archiv für

PHILOSOPHIE

HERAUSGEBER

JÜRGEN V. KEMPSKI

8/1/2

W. KOHLHAMMER VERLAG

ARCHIV FÜR PHILOSOPHIE

Organ der Internationalen Gesellschaft für Philosophie
und Sozialwissenschaft (Societas Hobbesiana)

Herausgeber: Jürgen v. Kempfski, Hembsen i. Westf.

Beirat: J. Ebbinghaus, Marburg; G. Jacoby, Greifswald; F. Kaufmann, Buffalo, N. Y.; J. König, Göttingen; R. Kroner, New York; H. Kuhn, München; Theodor Litt, Bonn; G. Misch, Göttingen; H. Pleßner, Göttingen; K. Reich, Marburg; E. Spranger, Tübingen; L. v. Wiese, Köln; P. Wilpert, Köln

Inhalt von Heft: 8/1,2

Wernick, Georg: <i>Wesen und Aufgabe der Logik</i>	1
Stegmüller, Wolfgang: <i>Der Phänomenalismus und seine Schwierigkeiten</i>	36
Bruneder, Gertrud: <i>Das Wesen der menschlichen Freiheit bei Schelling und sein ideengeschichtlicher Zusammenhang mit Jakob Böhmes Lehre vom Ungrund</i>	101
Schweppenhäuser, Hermann: <i>Studien über die Heideggersche Sprachtheorie</i>	116
Bubser, Eberhard: <i>Moore und der Common Sense</i>	145

Buchbesprechungen

G. Berkeley: <i>Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis</i> , her. v. A. Klemmt	156
I. Kant: <i>Werke</i> , her. v. W. Weischedel, Bd. V (J. v. Kempfski)	159
B. Snell: <i>Der Aufbau der Sprache</i> (E. Koschmieder)	162
<i>Sämtliche Veröffentlichungen von Georg Misch</i> , zusammengestellt von E. Weniger	173

Alle redaktionellen Sendungen für das Archiv für Philosophie sind an den Herausgeber Dr. Jürgen v. Kempfski, Hembsen über Brakel, Krs. Höxter, Westf., zu richten.

Der Abonnementspreis des Bandes (4 Hefte) beträgt DM 28.—.
Band 8 erscheint in zwei Doppelheften.

Beilagenhinweis:

Diesem Heft liegen Prospekte der Verlage Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, und W. Kohlhammer, Stuttgart, bei, die wir Ihrer besonderen Beachtung empfehlen.

WESEN UND AUFGABE DER LOGIK

VON GEORG WERNICK †

Die Logik hat ein Schicksal erfahren, das sie mit anderen Wissenschaften teilt, das aber bei keiner so deutlich in die Erscheinung getreten ist wie bei ihr: man hat sich lange Zeit anscheinend mit großem Erfolg mit ihr beschäftigt, ohne eine klare Vorstellung von ihrer Aufgabe zu haben. Als man später das Versäumte nachzuholen suchte, die Frage nach Wesen und Begrenzung des Logischen aufwarf, zeigte es sich, daß deren Behandlung zu tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten führe und daß sie schwerer zu beantworten sei als die nach dem Inhalt vieler Sätze, die, nachdem sie einmal aufgestellt waren, oft als Selbstverständlichkeiten erschienen, über die es keinen Streit geben könne. Mit diesem Fehlen einer anerkannten Definition hängt es zusammen, daß fast jedesmal, wenn die Philosophie neue Bahnen beschritt, ihre Wortführer erklärten, die neue Zielsetzung verlange eine neue Logik, die bisherige sei unfruchtbar gewesen, weil sie ihre Aufgabe zu eng gefaßt habe; so haben Bacon, Descartes, Kant, Hegel und andere über die ihnen überkommene Logik geurteilt, und es könnte scheinen, daß jede philosophische Richtung nach einer besonderen, ihren Bedürfnissen angepaßten Logik verlange. Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß die Erweiterungen, die man auf Grund philosophischer Zielsetzungen an ihr vornahm, sich nicht auf die Dauer halten ließen und daß man immer wieder zu den traditionellen Lehren von den Begriffen, Urteilen und Schlüssen zurückkehrte, daß also der bekannte Ausspruch Kants über die Unveränderlichkeit der Logik seit Aristoteles trotz der Einschränkungen, die man an ihm vornehmen muß, nicht ganz der Berechtigung entbehrt.

Seit es eine Logik gibt, sind hauptsächlich drei Auffassungen über ihr Wesen aufgetreten. Die erste geht davon aus, daß das Hauptziel unseres Denkens die Erkenntnis sei, die aber oft genug verfehlt werde. Daraus ergäbe sich die Idee einer Wissenschaft, die uns sagt, welches Denken zur Wahrheit und welches zum Irrtum führt,

und eben diese Wissenschaft sei die Logik, die man demgemäß als die „art de bien penser“ oder als „Heuristik“ bezeichnete (Arnauld, Bolzano). Die zweite Auffassung sieht das Kennzeichen der Logik in ihrer formalen Beschaffenheit, sei es, daß man glaubte, die Form der logischen Sätze sei eine ausgezeichnete, nur ihnen zukommende, sei es, daß man der Logik die *Behandlung* der Formen *anderer Dinge*, meistens des Denkens oder des Gedachten, zuschrieb; die dritte endlich sieht das Kennzeichen in der Art, wie logische Sätze gewonnen werden; diese gingen aus *Einsicht* hervor und besäßen eine untrügliche Gewißheit, die anderem Wissen versagt sei. Wir bezeichnen diese Auffassungen als die teleologische, formalistische und aprioristische. Hand in Hand mit dem Streit um sie geht die Behandlung der Frage, womit die Logik sich beschäftige, mit dem Seienden oder dem ihm zugewandten Denken, ob sie eine ontische oder noetische Wissenschaft sei.

Um diese Auffassungen gegeneinander abzuwägen, muß man sie zunächst genauer ausführen, dann untersuchen, welche der einzelnen, herkömmlich zur Logik gerechneten Gebiete von jeder von ihnen erfaßt werden; ob ferner die Abgrenzungen der Logik, zu denen sie führen, miteinander übereinstimmen oder nicht, endlich ob es möglich sei, sie auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und so eine *einheitliche* Auffassung vom Wesen der Logik zu gewinnen. – Untersuchungen dieser Art gehören nicht der Logik an, sie wollen ihren Bestand an Erkenntnissen nicht bereichern, sondern nur von anderen Wissenschaften abheben, sie in feste Grenzen schließen. Man wird sie daher nicht als logische, sondern als meta-logische bezeichnen.

I.

Nach der teleologischen Auffassung liefert die Logik die Vorschriften, nach denen unser Denken sich zu richten hat, wenn es zu wahren außerlogischen Urteilen¹ gelangen und die falschen vermeiden will. Die Sätze der Logik liefern darnach keine Erkenntnisse, sondern Anweisungen zum Erwerb von solchen. Zwar erscheinen sie in der Form, in der wir sonst Erkenntnisse mitteilen, nämlich in der von

¹ Zur Terminologie bemerke ich folgendes: für „Urteil“ übernehme ich die Definition des Aristoteles, Urteil sei das, was wahr und unwahr ist. Unter „Aussage“ verstehe ich nicht nur Urteile, sondern auch Festsetzungen, die einen Seinsbereich konstituieren, ferner die Definitionen von Begriffen, die für einen solchen Bereich gelten. Die Urteile der Logik oder logikartiger Wissenschaften wie der Mathematik nenne ich auch „Sätze“ in Einklang mit dem allgemeinen Gebrauch, der von den *Sätzen* des ausgeschlossenen Dritten, des De Morgan, des Pythagoras usw. spricht, ohne daran Anstoß zu nehmen, daß „Satz“ eigentlich den sprachlichen Ausdruck eines Gedankens meint. Bei der völligen Verschiedenheit beider Bedeutungen sind Verwechslungen nicht zu befürchten.

Urteilen; in Wirklichkeit aber enthalten sie die *Ermächtigung* zum *Vollzug* von *Denkschritten*, die zu Erkenntnissen *hinführen*. Da die Logik, auf sich selbst gestellt, nicht den Grund zu außerlogischem Wissen legen kann, ist das so zu verstehen, daß jeder logische Satz ein außerlogisches Wissen bereits voraussetzt, dann aber Vorschriften zur Vermehrung desselben gibt.

Um die Haltbarkeit der Auffassung, daß logische Sätze verkappte *Vorschriften* sind, zu prüfen, beginnen wir mit demjenigen Abschnitt, der ihr am meisten entgegenkommt, mit der Lehre von den logischen *Grund-Folge-Beziehungen* und den logischen *Schlüssen*. – Wenn wir einen logischen Schluß ziehen, so vollziehen wir den Übergang von einer außerlogischen Aussage, der Prämisse², deren Wahrheit bereits erkannt ist, zu einer zweiten, der Conclusio, deren Wahrheit *nun* durch die Logik verbürgt wird. Die Bürgschaft für die Wahrheit der Prämisse übernimmt die Logik nicht, die Prämisse enthält vielmehr den Beitrag, den außerlogisches Wissen für die Erkenntnis der Conclusio liefert. Wollen wir also den Beitrag des *Logischen* isolieren, so kann das nur geschehen durch die Aussage einer Beziehung zwischen Prämisse und Conclusio, welche die Wahrheit der einen wie die der anderen unentschieden läßt. Man bezeichnet diese Beziehung als logische Grund-Folge-Beziehung; diese *ermächtigt* uns zu dem als logischen Schluß bezeichneten Übergang von Urteil zu Urteil, aber es ist eine relative, vorläufige Ermächtigung, die erst dann in Kraft tritt, wenn die Wahrheit der Prämisse erkannt ist. Der logische Grund-Folge-Satz, der die Ermächtigung erteilt, gehört nicht etwa selbst zu den Teilprämissen, die gerade das Außerlogische zum Ausdruck bringen, wir benutzen ihn nicht, um aus ihm etwas zu schließen, sondern er sagt uns, daß ein Schluß, den wir ziehen, *berechtigt* sei. Da die Grund-Folge-Beziehung die *Wahrheit* der durch sie verknüpften Aussagen nicht voraussetzt, kann sie auch da vorliegen und erkannt werden, wo jene falsch sind. Die Aussage „Alle Deutschen sind blondhaarig und alle Blondhaarigen sind blauäugig“ ist ebenso der logische Grund für die Aussage „Alle Deutschen sind blauäugig“, wie die Aussage „Alle Menschen sind sterblich und Cajus ist ein Mensch“, Grund für die Aussage ist „Cajus ist sterblich“. Ja, die Erkenntnis der logischen Grund-Folge-Beziehung erweist sich häufig gerade da als besonders fruchtbar für den Erwerb außerlogischen Wissens, wo die verknüpften Aussagen falsch sind, wie dieses bei indirekten Beweisen besonders eindrucksvoll hervortritt. – Wenn wir Urteile, die ihre eigene Wahrheit unentschieden lassen und auch nicht wahr zu sein brauchen, als *Ausnahme* bezeichnen und die, die den Anspruch auf

² Daß ich von der Prämisse in der Einzahl spreche, ist deswegen berechtigt, weil, wenn mehrere Aussagen in ihr auftreten, diese durch die durch „und“ ausgedrückte gedankliche Operation (konjunktive Verknüpfung) zu einer Einheit verbunden sind. Die verknüpften Teilaussagen dürfen wir dann als Teilprämissen bezeichnen.

Wahrheit erheben, als Behauptungen, so dürfen wir sagen, der Schluß führt von Behauptung zu Behauptung und die Grund-Folge-Beziehung besteht zwischen Ausnahmen, ferner: zu jedem logisch berechtigten Schluß gehört eine logische Grund-Folge-Beziehung, aber nicht umgekehrt, nämlich dann nicht, wenn der Grund eine falsche Aussage enthält oder eine solche, deren Wahrheit nicht erkannt werden kann, in welchem Falle wir einen Leerlauf des Logischen relativ zum Außerlogischen haben. Es ist selbstverständlich, daß der Übergang vom logischen Grund-Folge-Satz zum logischen *Schluß* nicht einer weiteren Ermächtigung durch einen neuen logischen Satz bedarf, denn das würde zu einem regressus in infinitum und damit zum glatten Unsinn führen; vielmehr *ist* nach teleologischer Auffassung der logische Satz bereits die *Ermächtigung* zum Vollzug des Schlusses.

Den Ermächtigungen treten Verbote zur Seite. Es gibt logische Sätze, die den Übergang von einer Aussage, deren Wahrheit erkannt ist, zu einer zweiten verbieten, wobei das Verbot durch einen logischen Satz verhängt wird, der die Wahrheit der miteinander verknüpften Aussagen wieder unentschieden läßt. Die damit gesetzte Beziehung zwischen zwei Annahmen wird als logische Unverträglichkeit bezeichnet. Ihr Vorliegen verbietet, nach Erkenntnis der Wahrheit der einen der verknüpften Aussagen die Wahrheit der anderen zu behaupten. Der Fall, daß die eine Aussage das Negat der anderen ist, ist das einfachste Beispiel der Unverträglichkeit, aber keineswegs das einzige.

Aber auch wenn es zutrifft, daß ein Teil der logischen Sätze als *Vorschriften* für unser Denken aufgefaßt werden kann, so ist damit noch nicht die teleologische These bewiesen; denn es fragt sich, ob deren Befolgung für den Erwerb außerlogischen Wissens notwendig sei, ob, wenn wir uns nach den als Sätzen verkappten Vorschriften richten, wir dem gesteckten außerlogischen Erkenntnisziel näher kommen. In der Tat haben die Gegner der Logik das immer wieder bestritten. Wer logisch denkt, so sagen sie, tritt auf der Stelle, er bringt das Wissen, das ihm aus anderen Quellen zugeflossen ist, in neue Formen, aber er vergrößert nicht seinen Bestand. Man untersuche einen wissenschaftlichen, wertvollen Gedankengang daraufhin, an welchen Stellen er von logischen Schlüssen Gebrauch macht, und man wird finden, daß die Ausbeute gering oder gleich null ist. Die Logik sei zwar unschädlich, da sie nicht in Irrtümer verstrickt, aber auch nutzlos, da sie nicht neues außerlogisches Wissen erwerben läßt. – Wir wollen demgegenüber Gedankengänge anführen, die zu außerlogischen Erkenntnissen führen und in ihrem Verlauf auf logische Schlüsse angewiesen sind.

Wir nehmen an, daß man aus einer Realannahme p durch Folgerungen zu einer Realannahme q gelangt und durch einen anderen Gedankengang aus dem Negat von p (symbolisiert durch \bar{p}) gleichfalls zu q . Dann dürfen wir, da entweder p oder \bar{p} zutrifft, logisch

schließen, daß q wahr sei. Oder: aus einer Realannahme q mag die Annahme p gefolgert werden und durch eine andere Erwägung aus demselben q \bar{p} . Dann schließen wir logisch, da p und \bar{p} nicht beide gleichzeitig zutreffen können, daß q falsch und \bar{q} wahr sei. – Gedankengänge der einen wie der anderen Art können bei der Begründung von Realbehauptungen sehr wohl verwendet werden. Wenn ein Verteidiger zeigt, daß, wenn ein zur Aburteilung stehender Diebstahl am Tage seiner Entdeckung ausgeführt wurde, der Angeklagte nicht der Täter sein könne und daß aus anderen Gründen er es auch unter der Voraussetzung einer früheren Ausführung des Diebstahls nicht sein könne, so hat er damit die Unschuld seines Klienten bewiesen, und ähnlich, wenn er zeigt, daß aus der Annahme, daß der Angeklagte der Täter sei, Entgegengesetztes über den Zeitpunkt des Diebstahls gefolgert werden könne. In beiden Fällen liegen zwar die anfänglich benutzten Folgerungsbeziehungen zwischen der Täterschaft des Angeklagten und der Zeit des Diebstahls außerhalb des logischen Bereiches, aber der letzte entscheidende Schluß ist ein logischer Gedankenschritt. In üblicher Weise werden diese beiden Schlüsse folgendermaßen symbolisiert:

$$\frac{p \rightarrow q}{q} \quad ; \quad \frac{q \rightarrow p}{\bar{p}},$$

wobei die wagerechten längeren Striche bedeuten, daß aus den Teilprämissen, die durch die beiden über ihnen stehenden Zeilen symbolisiert werden, der logische Schluß auf die in der darunterstehenden Zeile symbolisierte Conclusio gezogen wird. Die Sätze des ausgeschlossenen Dritten und des ausgeschlossenen Widerspruchs gehören als Sätze der Logik nicht zu den Prämissen, wohl aber werden sie gebraucht zur Ableitung des hier verwendeten Schlußschemas bzw. zur Ableitung der ihm zugrunde liegenden Grundfolge-Beziehung. – Ein anderes Beispiel bildet folgender Gedankengang: Ehe der Neptun entdeckt wurde, zeigte man durch Rechnung, daß aus der Annahme, Uranus sei der äußerste Planet, und aus physikalischen Sätzen, die man als gesichert ansah, gefolgert werden könne, daß er eine gewisse Bahn B relativ zum Planetensystem und eine Bahn B' relativ zu dem uns sichtbaren Fixsternhimmel ausführen müsse (1). Die Beobachtungen zeigten, daß er eine von B' verschiedene Bahn beschrieb (2). Dann schließt man logisch aus dem nichtlogischen Satz (1), daß, wenn der Uranus eine von B' verschiedene Bahn beschreibt, er nicht der äußerste Planet ist (3), (tollendo-tollens) und aus (3) und (2) (ponendo-ponens), daß der Uranus nicht der äußerste Planet ist (4), woraus man wieder logisch schließen kann, daß ein Planet existiert, dessen Bahn jenseits der des Uranus liegt (5). Die logische Umformung der einzelnen Aussagen ist nötig, um sie zu einer Kette zusammenzuschließen, welche logische Schlüsse

gestattet, die zu realen Erkenntnissen führen. – Die Anerkennung des Nutzens der Logik für die Gewinnung außerlogischer Erkenntnisse darf jedoch nicht unseren Blick vor der Tatsache verschließen, daß der größte Teil der zu Realkenntnissen führenden Denkschritte nicht durch Logik gerechtfertigt werden kann. Das gilt sowohl für die Verallgemeinerung von Beobachtungen durch Induktion wie auch für die Übernahme fremder Behauptungen, denen wir auf Grund von Eigenschaften, die sie haben, Vertrauen entgegenbringen, wie es bei geschichtlichen Zeugnissen der Fall ist; noch weniger können Kombinationsgabe wie schöpferische Einfälle durch Logik ersetzt werden. Wer über den Boden der Logik hinausgeht, setzt sich zwar meist der Gefahr des Irrtums aus, aber er eröffnet sich auch die Möglichkeit, zu außerlogischen Erkenntnissen zu gelangen. Dem nach Erkenntnis Strebenden wird man zwar die Mahnung auf den Weg geben: denke logisch, wo es angebracht ist!, aber auch die weitere: wage es, nichtlogisch zu denken, und nimm die Gefahr des Irrtums auf dich!

Wenn Teile der Logik als Vorschriften für unser Denken aufgefaßt werden können, so müssen sie zu den normativen Disziplinen gerechnet werden, was die Vertreter des Teleologismus auch meistens tun, wobei sie glauben, die Logik damit von den Realwissenschaften, insbesondere der Denkpsychologie, getrennt zu haben. Die Logik wird dadurch an die Seite der Ethik gerückt; diese gibt Vorschriften für unser praktisches, jene für unser theoretisches Verhalten. Da aber der Begriff der Norm vielgestaltig ist, wird man erwarten dürfen, das Wesen der Logik tiefer zu fassen, wenn man den für die *Logik* geltenden Normbegriff genauer bestimmt, ihn insbesondere von dem für die Ethik gültigen abhebt. – Man unterscheidet zunächst zwischen absoluten Normen, zu denen nach Kant und anderen die Gesetze der Ethik gehören, und relativen Normen, die nur unter der Voraussetzung einer bestimmten Zielsetzung gültig sind. Zu ihnen gehören die Gesetze der Logik, da sie das Erkenntnisziel zur Voraussetzung haben. Ein noch tiefergreifender Unterschied zwischen logischen und ethischen Normen besteht darin, daß die Gesetze der Ethik uns verpflichten, beim Eintritt der von ihnen vorausgesetzten Situationen in bestimmter Weise zu handeln, und daß sie davon, daß wir das tun, den sittlichen Wert unseres Handelns abhängig machen, logische Gesetze dagegen niemals dazu verpflichten, die Denkschritte auszuführen, deren Richtigkeit sie verbürgen, daß sie uns nicht sagen, was wir tun *sollen*, sondern was wir tun *dürfen*, daß sie nicht *Muß*-, sondern *Kann*-Vorschriften sind, nicht *verpflichten*, sondern *ermächtigen* oder *verbieten*. Wer logisch denkt, braucht deswegen nicht das ihm vorschwebende Ziel der Erkenntnis zu erreichen, und wer *allein* logisch denkt, erreicht es sogar sicher nicht. Welchen Gebrauch wir von den logischen Gesetzen machen, überlassen diese unserem eigenen Urteil, während die Gesetze der Ethik die *Leitung* unseres Tuns selbst beanspruchen.

Es fragt sich nun, ob die teleologische Auffassung, deren Behauptungen für gewisse Abschnitte der Logik wir als richtig anerkennen, geeignet sei, logische Aussagen von nichtlogischen zu unterscheiden und ihre Eigenart zu erfassen. Wir haben von logischen Schlüssen und logischen Grund-Folge-Beziehungen gesprochen und *diese* als die Ermächtigungen zu *jenen* hingestellt. Da wir aber weder von den einen noch von den anderen mehr als diese ihre gegenseitige Beziehung ausgesagt haben, müssen wir fragen, ob diese Ermächtigungsbeziehung nur zwischen *logischen* Schlüssen und *logischen* Grund-Folge-Beziehungen auftritt und daher zu ihrer Kennzeichnung ausreiche. Das aber ist nicht der Fall. Jeder Wenn-So-Satz ermächtigt uns, nach Erkenntnis der Vordersatzaussage den Nachsatz zu behaupten. „Wenn p , so q “ (symbolisiert durch $p \rightarrow q$) bedeutet, daß mit der Wahrheit von p die von q verbunden sei, während mit der Unwahrheit von p sowohl die Wahrheit wie die Unwahrheit von q zusammenbestehen kann, daß also von den vier möglichen Kombinationen der Wahrheitswerte³ w, f von Vorder- und Nachsatz ww, wf, fw, ff eine der folgenden drei ww, fw, ff vorliegt, wenn $p \rightarrow q$ als wahr behauptet wird. Derartige Aussagen, sogenannte Implikationen, finden wir außerhalb der Logik so gut wie innerhalb derselben. Wir führen als Beispiele nichtlogischer Implikationen die Sätze an: 1. „Wenn der September warm ist, werden wir eine gute Weinernte haben“, 2. „Wenn morgen gutes Wetter herrscht, werde ich spazieren gehen“, 3. „Wenn dieses ein vom elektrischen Strom umflossener weicher Eisenkern ist, so ist er magnetisch“. Aber es gehören hierhin auch Aussagen wie 4. „Wenn alle Menschen sterblich sind und Sokrates ein Grieche ist, so ist Cajus sterblich“. Sehen wir von 4 ab, so ermächtigen die Implikationen 1-3, nachdem die Wahrheit des Vordersatzes erkannt ist, auf den Schluß von dieser auf die des Nachsatzes. Diese Schlüsse können berechtigt sein – im Falle 3 ist das sicher der Fall –, aber es handelt sich nicht um *logische* Schlüsse. Wir sind also überzeugt, daß die logische Grund-Folge-Beziehung mehr bedeutet als eine Beziehung zwischen Wahrheitswerten, die uns zum Vollzug eines Schlusses berechtigt, aber worin dieses Mehr und demgemäß die Eigenart des *Logischen* liegt, davon sagt uns der Teleologismus nichts.

Aber auch wenn es keine anderen als *logische* Schlüsse und Implikationen gäbe, so würde der Umstand, daß die Logik uns zu gewissen Denkschritten ermächtigt, während sie andere verbietet, über ihr Wesen keinen hinreichenden Aufschluß geben. Denn nun erhebt sich die Frage, woher die Logik ihrerseits das Recht nimmt, eine

³ Wenn wir hier von Wahrheitswerten sprechen, so folgen wir damit einem allgemeinen Brauch. Es soll aber mit dieser Bezeichnung nicht auf den höheren Wert des Wahren gegenüber dem Unwahren angespielt werden. Das Gemeinte wäre also unmißverständlicher ausgedrückt, wenn wir statt dessen von Wahrheits- oder Falschheitseigenschaften sprächen.

solche Ermächtigung oder ein solches Verbot zu erteilen. Wenn sie nicht autoritativ gebietet, eine Frage und Annahme, die freilich jedes Fragen abschneidet, so ist anzunehmen, daß ihre Gebote und Verbote auf sachlichen Gründen beruhen, d. h. auf Tatsachen, welche bestehen unabhängig davon, ob sie erkannt werden oder nicht und zu welchen Zwecken ihre Erkenntnis benutzt wird. Von solchen Tatsachen aber weiß die teleologische Auffassung nichts, und die Frage, ob sie bestehen oder nicht, wird von ihr nicht erörtert. Insofern weist sie über sich selbst hinaus. Zudem ist es nicht auf die Logik beschränkt, daß Erkenntnisse zu Denkschritten ermächtigen. So ermächtigen physikalische Erkenntnisse den Techniker zum Entwurf von Maschinen, die bestimmte Leistungen vollziehen, aber niemand fällt es ein, in dieser Ermächtigung die Eigenart physikalischer Sätze zu erblicken.

Wir haben bisher die Grund-Folge- und die Unverträglichkeits-Beziehungen sowie gelegentlich die Sätze vom ausgeschlossenen Dritten und dem ausgeschlossenen Widerspruch behandelt, Teilgebiete, die man in Verbindung mit anderen, mit ihnen zusammengehörenden unter dem Namen der Erkenntnislogik zusammenfaßt. Andere Gebiete behandeln die Arten der Urteile, wie sie z. B. Kant in seiner Tafel aufzählt, die Stellung der Begriffe innerhalb derselben, die Arten der Begriffe und ihre gegenseitigen Beziehungen. Hat auch für sie der Teleologismus eine wenigstens relative Berechtigung? Das ist nicht der Fall, denn jene Gebiete behandeln die Denkgebilde ohne Rücksicht auf ihre Beziehung zu Erkenntnis und Irrtum. Mögen wir Wahres oder Falsches aussagen, mag es sich um einen Roman oder eine geschichtliche Darstellung handeln, Art und Aufbau der Urteile und die Stellung, die die Begriffe in ihnen einnehmen, sind in beiden Fällen dieselben. Man faßt diese Gebiete unter dem Namen der Denklogik zusammen und stellt sie der Erkenntnislogik gegenüber. Nur insofern können wir hier von einer Beziehung zur Erkenntnis sprechen, als das Erkennen selbst eine Art des Denkens ist und daher das für das Denken Gültige auch für das Erkennen zutreffen muß. Da dasselbe aber auch für den Irrtum gilt, so liegt *die* Beziehung zur Erkenntnis, die die teleologische Auffassung als kennzeichnend für die Logik ansieht, nicht vor. Jene Auffassung ist daher eher geeignet, Teile der Logik voneinander zu trennen, als sie unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt zusammenzufassen. Doch ist eine *scharfe* Trennung zwischen Erkenntnislogik und der Logik der Begriffe nicht möglich; als Beleg führen wir die Tatsache an, daß Urteile, in denen ein Begriff auftritt, der einen inneren Widerspruch enthält, nicht wahr sein können.

Wir fassen unsere Beurteilung der teleologischen Auffassung in folgenden Sätzen zusammen: 1. Die teleologische Auffassung kann für die Lehre von den logischen Schlüssen aufrechterhalten werden. 2. Sie gibt keine Eigenschaft der logischen Schlüsse an, durch welche

diese sich von nichtlogischen unterscheiden, und bleibt auch an dieser für ihre Beurteilung günstigen Stelle an der Oberfläche haften. 3. Sie läßt Fragen auftauchen, zu deren Beantwortung sie keinen Beitrag liefert. 4. Sie ist für die übrigen Abschnitte der Logik unbrauchbar.

II.

Wir wollen versuchen, diesen Mängeln der teleologischen Auffassung durch andere Auffassungen abzuhelpfen. – Wir fragen zunächst, was ein Schluß und was ein *logischer* Schluß ist.

Der Schluß ist ein Denkschritt, der uns von einer Aussage S_1 zu einer anderen S_2 übergehen läßt, der durch die Art des Übergangs die Wahrheit von S_2 sichert, falls S_1 eine wahre Aussage ist. Leistet ein Schluß dieses, so ist er richtig oder er gilt, im anderen Fall ist er falsch oder er gilt nicht. Den richtigen Schluß von S_1 auf S_2 nennen wir auch die Ableitung von S_2 aus S_1 . Die erste Bedingung für die Richtigkeit des Schlusses kann durch die einer wahren Implikation ausgedrückt werden, d. h. durch die Aussage, daß die Wahrheitswerte von S_1 und S_2 der Gruppe *wv*, *fv*, *ff* angehören. Aber die Wahrheit der Implikation genügt nicht, um den Übergang von S_1 zu S_2 zu einem Schluß zu machen. So besteht z. B. zwischen den beiden Aussagen: S_1 = „Alle Menschen sind sterblich und Sokrates ist Grieche“ und S_2 = „Cajus ist sterblich“ die durch die Implikation ausgesagte Beziehung der Wahrheitswerte, da hier die Kombination *wv* vorliegt, ohne daß der Schluß von S_1 auf S_2 gültig wäre. Fragt man nun, welches das Besondere des Überganges von S_1 = „Alle Menschen sind sterblich und Cajus ist Mensch“ zu S_2 = „Cajus ist sterblich“ ist, so lautet die Antwort, daß der Übergang hier ein Gesetz befolgt, dessen Befolgung nicht nur im vorliegenden, sondern in allen Fällen gewährleistet, daß die Wahrheitswerte von S_1 und S_2 in der durch die Wahrheit von $S_1 \rightarrow S_2$ verlangten Beziehung stehen. Die Schluß- oder Ableitbarkeitsbeziehung läßt sich hiernach am Einzelfall überhaupt nicht nachweisen, sondern nur durch Heranziehung verwandter Fälle⁴. Zu jedem Schluß gehört ein allgemeingültiges Gesetz, zu einer Implikation wie der oben genannten dagegen nicht. Aber wie ist es möglich, eine anscheinend so schwer faßbare Sache wie das *Gesetz des Schließens* in einer Weise wiederzugeben, daß man daran Entscheidungen anknüpfen kann? Das geschieht durch Aussage eines gesetzlichen Zusammenhanges zwischen den durch den Schluß verknüpften Aussagen S_1 und S_2 . Daß dieses sehr wohl möglich sei, wollen wir an dem Beispiel des Schlusses von S_1 = „Dieser ist ein stromumflossener weicher Eisenkern“ auf S_2 = „Dies ist ein Magnet“ zeigen. Die beiden Urteile

⁴ Später werden wir an dieser Auffassung die Unzulänglichkeit des Formalismus zeigen.

sagen je eine individuelle Eigenschaft E_2 und E_1 von ein und demselben Eigenschaftsträger aus, und eben hierin besteht der gesetzmäßige Zusammenhang zwischen ihnen. Dieser Zusammenhang bestände weder, wenn die Träger der Eigenschaften voneinander verschieden wären, noch auch, wenn von demselben Träger zwei andere (als E_1 und E_2) Eigenschaften ausgesagt würden. Daß der gesetzliche Zusammenhang zwischen den beiden Aussagen schon jede derselben für sich genommen einer Bedingung unterwirft, widerspricht keineswegs dem Begriff des gesetzlichen Zusammenhanges, der vielmehr meistens Voraussetzungen über die Beschaffenheit jedes der in dem Zusammenhang stehenden Dinge enthält. So besteht der gesetzliche Zusammenhang, der durch „Wurzel einer Gleichung“ ausgedrückt wird, nur unter der Voraussetzung, daß der eine der in dem Zusammenhang stehenden Gegenstände eine numerische Gleichung, der andere eine Zahl ist. – Aber jedes Gesetz ist ein Allgemeines und gewährt dem durch es Verknüpften einen gewissen Spielraum. Das ist auch hier der Fall. Ich kann „dieses hier“ ersetzen durch „jenes dort“, durch den Hinweis auf einen nicht vom Strom umflossenen Eisenkern, durch ein Stück Holz oder sonst etwas, immer gehören die Wahrheitswerte der beiden Aussagen der Implikationsgruppe an, wiewohl die Werte selber in ihr Gegenteil verkehrt werden können. Den gesetzlichen Zusammenhang aber, der die Wahrheit der Implikation sichert, bringen wir zum Ausdruck, indem wir erklären: „Für jeden beliebigen Gegenstand a gilt, daß, wenn er Träger von E_1 ist, so auch Träger von E_2 “. Hier bedeutet a keinen individuell bestimmten Gegenstand, sondern es bezeichnet eine Leerstelle, in die ein Hinweis auf einen beliebigen derartigen Gegenstand eingesetzt werden darf. Wir wollen diese Aussage, die den gesetzlichen Zusammenhang zwischen S_1 und S_2 angibt und ihn als Gewähr für die Richtigkeit des Schlusses von S_1 auf S_2 hinstellt, als Implikationenaussage bezeichnen, d. h. als eine Aussage, die keine Implikation *ist*, wohl aber die Anweisung für die Herstellung von beliebig vielen wahren Implikationen liefert, die sie zu einer Einheit verknüpft. – Wir haben damit erklärt, was ein Schluß sei. Es bleibt uns noch übrig zu sagen, wodurch ein logischer Schluß vor anderen Schlüssen sich auszeichnet. Die Antwort lautet, daß bei ihm der gesetzliche Zusammenhang zwischen S_1 und S_2 und damit das Gesetz des Schließens *keine individuellen Bestimmungen* enthält, wie sie in dem eben behandelten Beispiel die Eigenschaften E_1 und E_2 waren. Wir wollen auch das einem Beispiel erläutern und wählen dazu den logischen Schluß von $S_1 =$ „Alle auf Stoffwechsel angewiesenen Organismen haben eine begrenzte Lebensdauer, und alle Radiolarien sind auf Stoffwechsel angewiesen“ auf $S_2 =$ „Alle Radiolarien haben eine begrenzte Lebensdauer“. Das Gesetz des Schließens von S_1 auf S_2 und gleichzeitig die Aussage, daß dieses Gesetz die Zugehörigkeit der Wahrheitswerte von S_1 und S_2 zur Implikationsgruppe sichert, wird hier

durch die Implikationsaussage ausgesagt: „Für alle Begriffe α, β, γ gilt, daß, wenn alle $\alpha\beta$ und alle $\beta\gamma$, so alle $\alpha\gamma$ sind“. In der Tat können hieraus durch geeignete Einsetzungen die oben angegebenen Aussagen S_1 und S_2 erhalten werden, zwischen ihnen besteht also der durch den Implikationssatz ausgesagte gesetzliche Zusammenhang. Aber das Gesetz enthält keine individuelle Bestimmungen, denn wieder sind α, β, γ keine individuellen Begriffe, sondern die Bezeichnungen von Leerstellen, die durch solche ausgefüllt werden dürfen. – Der Übergang von der individuellen Aussage S_1 zu der individuellen Aussage S_2 ist also ein logischer Schluß, wenn drei Bedingungen erfüllt sind, von denen jede folgende die Erfüllung der vorhergehenden voraussetzt. 1. Zwischen den Wahrheitswerten von S_1 und S_2 besteht die Beziehung, welche durch die Implikation $S_1 \rightarrow S_2$ ausgedrückt wird. 2. Es besteht zwischen S_1 und S_2 ein gesetzmäßiger Zusammenhang, der in allen Fällen, nicht nur in dem vorliegenden, die Wahrheit von $S_1 \rightarrow S_2$ verbürgt. 3. Dieser gesetzmäßige Zusammenhang enthält keine individuellen Bestimmungen und wird ausschließlich durch Einführung von Leerstellen zum Ausdruck gebracht. Sind dagegen nur die Bedingungen 1 und 2 erfüllt, so haben wir es wohl mit einem Schluß, nicht aber mit einem logischen zu tun.

Was ergibt sich aus unseren Ausführungen für die Aufgaben, die wir der Logik überweisen wollen? Sie hat nicht die Aufgabe, Schlüsse zu ziehen. Das tun die Einzelwissenschaften, um ihren Bestand an Wissen zu vergrößern, freilich auch die Logik selbst, wenn sie aus schon erkannten logischen Wahrheiten neue ableitet. Das Ziehen von Schlüssen ist also ein Mittel wissenschaftlicher Forschung, niemals aber ihr Ziel. Dagegen ist es eine Aufgabe der Logik, alle richtigen logischen Schlüsse samt den ihre Richtigkeit verbürgenden Gesetzen des Schließens vollzählig wiederzugeben. Das kann jedoch nicht durch eine bloße Aufzählung geschehen, da die Anzahl der Schlüsse wie auch der Schlußarten unbegrenzt ist, sondern durch die Angabe eines Verfahrens, durch das man, ausgehend von einer begrenzten Anzahl logischer Schlüsse, in einer endlichen Anzahl von Schritten zu dem logischen Schluß gelangen kann, der berechtigt ist. Um diese Aufgabe lösen zu können, muß aber die Logik auch die zu den logischen Schlüssen gehörenden und durch sie als wahr verbürgten Implikationen und Implikationsgruppen angeben, kürzer gesagt, sie hat die wahrheitsstiftenden gesetzmäßigen Beziehungen zwischen Urteilen zu behandeln. – Wir haben damit freilich nur die Aufgabe der Logik, insofern sie Schlußlehre ist, in einer ersten Annäherung bestimmt. Allein man kann, wie sich zeigen wird, diese Beschränkung aufheben und, von den hier angestellten Erwägungen ausgehend, zu einer allgemeineren Fassung ihrer Aufgabe gelangen.

Die bisher dargelegten Verhältnisse kann man übersichtlicher und durchsichtiger darstellen, wenn man statt des Begriffes des Ge-

setzes, den wir verwendet haben, den der Form und der Formgleichheit zugrunde legt. Wir sagen zunächst, was wir unter der Formgleichheit von Aussagen verstehen. Wir gehen davon aus, daß Aussagen, nicht etwa nur logische, im allgemeinen auf einen bestimmten Seinsbereich Bezug nehmen. Wenn sie von Menschen, Sterblichkeit, elektrischen Strömen sprechen, so ist es der des Realen, sprechen sie von Summen, Grenzwerten, so ist es der der Zahlen usw. Auch Sätze der *Logik* können diese Bezugnahme enthalten, z. B. die Sätze „der Angeklagte ist des Diebstahls schuldig oder er ist nicht des Diebstahls schuldig“ und „es gibt eine größte Zahl oder es gibt keine größte Zahl“, während die allgemeinen Sätze, deren Spezialisierungen sie sind, in unserem Falle der Satz: „Für jede Aussage p gilt: $p \vee \bar{p}$ “, dieser Bezugnahme entbehren. Wir wenden uns zunächst den Sätzen der ersten Art, d. h. denen mit individuell bestimmten Gebilden, zu, die keine Leerstellen enthalten, und wollen sie von anderen Aussagen unterscheiden. – Wir bezeichnen *Begriffe*, in deren Umfang Gegenstände oder Sachverhalte des zugehörigen Seinsbereichs liegen, als Begriffe I. Stufe und ebenso im Urteil enthaltene *Hinweise* auf Gegenstände oder Sachverhalte des Bereichs als *Hinweise* I. Stufe. Solche Hinweise können gegeben werden durch Begriffe I. Stufe, in deren Umfang nur ein einziger Gegenstand liegt, durch Begriffsworte in Verbindung mit „alle“, durch Eigennamen von Gegenständen des Bereichs, endlich durch unmittelbare Hinweise, die von der Situation des Redenden Gebrauch machen und Worte wie „dieses“, „jenes“, „hier“, „dort“, „ich“, „du“, „heute“, „morgen“ usw. benutzen, deren Sinn oft durch hinweisende Gebärden noch deutlicher gemacht wird. Daß Urteile mit solchen Hinweisen nur Teilnehmern an der Situation mitgeteilt und nur von diesen verstanden werden können, ändert nichts daran, daß es Urteile sind. Die Urteile endlich, die von Gegenständen und Sachverhalten des Bereiches etwas aussagen und sich dazu der genannten Gebilde I. Stufe bedienen, bezeichnen wir als *Urteile* I. Stufe. So ist z. B., wenn wir als Bezugsbereich den des Realen annehmen, der Begriff „Mensch“ ein Begriff I. Stufe, „Cajus“ ein Hinweis (Eigename) I. Stufe und „Cajus ist ein Mensch“ ein Urteil I. Stufe. Als *Begriffe* II. Stufe bezeichnen wir solche, in deren Umfang Gebilde I. Stufe liegen, und als *Urteile* II. Stufe solche, die vermittels der Begriffe II. Stufe Gebilde I. Stufe beurteilen. So sind die Begriffe des Realbegriffes und der Existentialaussage Begriffe II. Stufe, und „es gibt Existentialsätze, in denen nur ein einziger Begriff auftritt“ ein Urteil II. Stufe. – Wir sagen nun, daß Urteile I. Stufe *dieselbe Form* haben, wenn die einen in die anderen dadurch übergeführt werden können, daß man die in ihnen auftretenden Gebilde I. Stufe durch andere derselben Art ersetzt, und zwar so, daß, wenn dasselbe Gebilde an mehreren Stellen auftritt, auch der Ersatz derselbe ist. Ausgeschlossen sollen Ersetzungen sein, die Sinnloses ergeben, wie es der Fall ist, wenn man einen einargumenten-

tigen Begriff durch einen zweiargumentigen ersetzt, aus „Cajus ist sterblich“ „Cäsar ist ähnlich“ macht. – Die Form selbst darf man nun nicht als dasjenige erklären, was alle so entstehenden Urteile gemeinsam haben, denn es fragt sich, ob es ein solches Gemeinsames gibt, und die Dekretierung, daß es so sei, kann es in der Logik so wenig hervorrufen wie anderswo. Nun kann man, wie es Vertreter der Logik in Fällen dieser Art häufig tun, die Form als die Menge aller durch die genannten Abwandlungen entstehenden Urteile definieren und das Haben der Form als die Zugehörigkeit zu dieser Menge, wiewohl die Gleichsetzung von Form und Menge nicht dem entspricht, was man unter Form zu verstehen pflegt, man vielmehr eher geneigt sein wird, zu erklären, daß die Form durch jene Menge in eigenartiger Weise *repräsentiert* wird; allein da wir freie Hand haben, so zu definieren, wie es für uns zweckmäßig ist, so ist diese Definition zulässig. Zudem sind wir in den meisten Fällen in der Lage, unmittelbar anzugeben, was bei den Abwandlungen unverändert bleibt, also die Form ausmacht, nämlich im einfachen Urteil die gegenseitigen Verknüpfungen von Begriff und Hinweis und vorkommenden Falles die Negation, bei zusammengesetzten Urteilen aber außerdem die Verknüpfungen der Teilaussagen. Alles dieses bildet zusammen genommen die Form, während die abgewandelten Gebilde I. Stufe als Materie bezeichnet werden sollen. Wenn wir trotzdem auf die Mengendefinition der Form nicht ganz verzichten, so deswegen, weil es einfache Urteile gibt, in denen weder Verknüpfungen von Gebilden I. Stufe noch Negationen auftreten, wie es bei den positiven Existentialurteilen der Fall ist, in denen lediglich ein einziger Begriff I. Stufe auftritt. – Will man nun die Form eines Urteils abgesondert von seiner Materie angeben, so muß man die materiellen Bestandteile des Urteils durch Leerstellen ersetzen und außerdem angeben, welcher Art das in die Leerstellen Einzusetzende, ob Begriff oder Hinweis ist, also das Einzusetzende durch den Begriff des Begriffs oder den des Hinweises, d. h. durch Gebilde II. Stufe, umgrenzen. Die Leerstellen pflegt man durch Buchstaben, sogenannte Begriffs- oder Hinweisvariable, zu bezeichnen, durch deren Gleichheit die Identität des bei den Abwandlungen als identisch Festzuhaltenden ausgedrückt wird. So haben z. B. die Urteile „Alle Menschen sind sterblich“, „Alle Katzen sind Raubtiere“, „Alle Tiere sind Wiederkäuer“, dieselbe Form, die wir durch „Alle α sind β “, wo α und β Leerstellen für Begriffe sind, wiedergeben. Wie man aus diesen Beispielen sieht, können Urteile von derselben Form teils richtig, teils falsch sein. Hier setzt nun die Kennzeichnung des Logischen ein. Die durch die genannten Abwandlungen aus *logischen* Sätzen entstehenden neuen Urteile sind sämtlich wahr und daher auch wieder logische Sätze, während dieselben Abwandlungen die Wahrheit von außerlogischen Urteilen meistens aufheben. Die Wahrheit der logischen Sätze ist invariant gegenüber den Variationen der

sämtlichen in ihnen auftretenden Gebilde I. Stufe, sie sind wahrheitsbeständig gegenüber diesen Abwandlungen, während außerlogische Urteile diese Eigenschaft nicht haben⁵. Man nehme als Beispiel die Aussagen „Der Angeklagte hat den Diebstahl begangen oder er hat ihn nicht begangen“ und „Wenn alle Menschen sterblich sind und Cajus Mensch ist, so ist Cajus sterblich“ und halte ihnen als Gegenbeispiel die in ihnen enthaltenen gleichfalls wahren Teilurteile oder das Urteil „Dieses ist ein stromumflossener weicher Eisenkern“ entgegen. Die Wahrheit des logischen Satzes wird durch seine Form verbürgt, die des außerlogischen Urteils hängt auch von seiner Materie ab. Statt dessen können wir auch definieren: ein Satz gehört der Logik dann und nur dann an, wenn nicht nur er selbst wahr ist, sondern auch alle Sätze, die dieselbe Form haben wie er, eine Fassung, die insofern bemerkenswert ist, als in ihr nicht vom Begriff der *Form*, sondern nur von dem der *Formgleichheit* Gebrauch gemacht wird. Da mit der Gleichheit der logischen Form häufig die der grammatischen verbunden ist, so ergibt sich die bedeutsame, hier nicht weiterzuverfolgende Tatsache, daß die Wahrheit eines logischen Satzes schon durch seine sprachliche Form gewährleistet ist.

Dem hier dargelegten Formbegriff stellen wir einen zweiten, ihm verwandten, zur Seite. Er kommt da zur Anwendung, wo das fragliche Urteil sich aus einfachen Teilurteilen aufbaut, wie es z. B. bei allen zugehörigen Sätzen der Fall ist. Wir denken uns die sämtlichen Teilurteile ohne Rücksicht auf ihre Form durch beliebige andere Teilurteile ersetzt und sagen von den so entstehenden Urteilen wiederum, daß sie dieselbe Form, das Wort in einem neuen Sinne genommen haben, während wir die Form wieder als Menge der durch die genannten Abwandlungen entstehenden Urteile definieren. Da diese Form mehr Raum für Abwandlungen läßt als die vorher definierte, so soll sie als die weitere, jene als die engere bezeichnet werden. Wenn irgend zwei zusammengesetzte Urteile dieselbe engere Form haben, so haben sie erst recht dieselbe weitere, während das Umgekehrte nicht gilt. So haben z. B. die Urteile „Der Angeklagte ist schuldig oder er ist nicht schuldig“ und „Es gibt blaue Rosen oder es gibt keine blaue Rosen“ dieselbe weitere, aber verschiedene engere Formen, da sie wohl durch Ersatz der Teil-

⁵ Bolzano, Wissenschaftslehre II. Bd., S. 88, definiert in ähnlicher Weise als analytisch die Sätze, bei denen eine Vorstellung, wie er statt Begriff sagt, beliebig abgewandelt werden kann, ohne die Wahrheit des Satzes zu zerstören, z. B. „Ein Mensch, der sittlich böse ist, verdient keine Hochachtung“, wo man „Mensch“ mit „Engel“ oder dem Begriff eines anderen Wesens vertauschen kann. Ich füge hinzu, daß man „sittlich böse“ und „Hochachtung“ nicht abwandeln darf, ohne die Wahrheit zu zerstören, der Satz also nicht der Logik angehört. Bolzano hat die Tragweite seines Gedankens dadurch beeinträchtigt, daß er ihn zu eng gefaßt hat. Hierzu gehören auch Wissenschaftslehre, Bd. II, S. 155 ff.

urteile, nicht aber Ersatz der Begriffe ineinander übergeführt werden können, während, wenn ich in dem zweiten Urteil die „blauen Rosen“ durch „schwarze Schwäne“ ersetze, auch die engere Form dieselbe ist. Nun gibt es Sätze der Logik, deren Wahrheit auch bei allen Abwandlungen, die nur die weitere Form unangetastet lassen, erhalten bleibt. Daraus ergibt sich zwar kein neues Kriterium für die Zugehörigkeit zur Logik, denn, wenn die Wahrheit bei allen Abwandlungen, die die weitere Form unberührt lassen, erhalten bleibt, kann die Wahrheitsbeständigkeit auch gegenüber den Abwandlungen innerhalb des Bereichs der weiteren Form dazu *dienen*, aus den Sätzen der Logik eine besondere Gruppe hervorzuheben, die man als Sätze der Aussagenlogik bezeichnet. Zu ihnen gehören die Sätze des ausgeschlossenen Dritten, des ausgeschlossenen Widerspruchs, des Satzes des de Morgan, nicht aber die Aussagen über Grund-Folge-Beziehungen, die den Aristotelischen Schlußfiguren entsprechen.

Unser Kriterium über die Zugehörigkeit eines Satzes zur Logik verlangt noch eine genauere Bestimmung darüber, ob bei zusammengesetzten Urteilen die Verknüpfungen der Teilurteile zur Materie oder zur Form des Gesamturteils zu rechnen sind, ob also Wahrheitsbeständigkeit bei Abwandlung dieser Verknüpfungen für die Zugehörigkeit zur Logik verlangt werden muß oder nicht. Wir müssen hier zwei Arten der Verknüpfungen unterscheiden. Bei der einen werden die verknüpften Teilurteile als Behauptungen aufrechterhalten und durch die Verknüpfungen als drittes ausgesagt, daß die in den Teilaussagen wiedergegebenen Tatbestände in gewissen für den zugehörigen Seinsbereich kennzeichnenden Beziehungen stehen, so, wenn es sich um den des Realen handelt, in räumlichen, zeitlichen, kausalen, finalen Beziehungen. Dadurch werden die bereits behaupteten Sachverhalte dem Umfang eines Relationsbegriffes eingeordnet, z. B. dem der Gleichzeitigkeit, der Nachbarschaft usw., sprachlich ausgedrückt durch Konjunktionen wie „als“, „während“, „und“, „nachdem“, „daneben“, „darüber“, „weil“, „damit“ usw. Diese Relationsbegriffe sind Begriffe I. Stufe, da Paare realer Sachverhalte ihrem Umfang angehören; demgemäß müßten sie ohne Gefährdung der Wahrheit abgewandelt werden dürfen, wenn das Gesamturteil der Logik angehören soll. Da aber durch derartige Abwandlungen die Wahrheit im allgemeinen aufgehoben wird – es genügt dann meistens schon der Ersatz des Relationsbegriffes durch den inversen, sonst Ersatz des symmetrischen Begriffs durch einen asymmetrischen – so ergibt sich, daß Urteile, bei denen die abschließende Verknüpfung von der hier behandelten Art ist, niemals der Logik angehören. – Es gibt aber noch eine andere Verknüpfung von Aussagen. Durch diese werden die Teilurteile zu *Annahmen* herabgesetzt, und es wird von diesen ausgesagt, daß ihre Wahrheitswerte einer durch die Verknüpfung ausgedrückten Kombinationsgruppe von Wahrheitswerten angehören,

wenn die Verknüpfung wahr sein soll. So gehört zu der Verknüpfung mit „wenn-so“, der sogenannten implikativen Verknüpfung, wie wir bereits wissen, die Gruppe *wv*, *ff*, *fv*, zu der durch das ausschließende „oder“ die Gruppe *wf*, *fv*, zu der des einschließenden „oder“ die Gruppe *wv*, *wf*, *fv*. Da diese Verknüpfungen eine Beziehung zwischen Urteilen I. Stufe aussagen, nämlich ihr Fallen unter den Begriff II. Stufe von Urteilen I. Stufe, deren Wahrheitswerte ein zu der betreffenden Gruppe gehörendes Paar bilden, so darf die Variabilität dieser Verknüpfungen für die Zugehörigkeit des Gesamturteils zur Logik nicht verlangt werden (verlangte man sie dennoch, so würde der größte Teil der Sätze der Logik die Zugehörigkeit zu ihr verlieren). Die Verknüpfungen dieser Art gehören also zur Form des Gesamturteils, die der vorher behandelten zu seiner Materie, diese bezeichnen wir daher als formale, jene als materiale. In logischen Sätzen, die sich auf Teilurteilen aufbauen, ist die abschließende Verknüpfung stets material, während die Negierung der formalen Verknüpfung gleichzustellen ist.

Die hiermit gegebene Kennzeichnung einer Gruppe von Aussagen, die wir als der Logik zugehörig bezeichnet haben, wollen wir als das *formalistische Kriterium* bezeichnen, da es die Bindung der *Wahrheit* einer Aussage an ihre Form und ihre Unabhängigkeit von der Materie verlangt. Seine Aufstellung ist der erste Schritt zur Beantwortung der Frage, was Logik ist. Wir werden daher auch die dem formalistischen Kriterium genügenden Aussagen als logische Aussagen erster Ordnung bezeichnen. Sämtliche in ihnen enthaltenen Gebilde I. Stufe dürfen schrankenlos variiert werden. Zu den logischen Aussagen I. Ordnung gehören auch logische Implikationen und logische Grund-Folge-Beziehungen. Hat dagegen eine wahre Implikation die Eigenschaft, wahr zu bleiben bei Variation bestimmter Gebilde I. Stufe, während sie bei Variation anderer ihre Wahrheit einbüßt, so haben wir es zwar mit keiner bloßen Beziehung zwischen Wahrheitswerten, sondern mit einer Grund-Folge-Beziehung zu tun, aber nicht mit einer logischen. Die Aussage über einen stromumflossenen Eisenkern von *S* bildet ein Beispiel dafür.

Die Zusammenstellung von beliebig vielen Aussagen, die gewisse gemeinsame Eigenschaften haben, ohne in inhaltlichem Zusammenhang zu stehen, ist in keinem Fall eine Wissenschaft. Zu ihr gehören ein oder mehrere Ziele, denen man sich in systematischer Gedankenarbeit zu nähern sucht. So könnte mit der plan- und kritiklosen Anhäufung möglichst vieler Sätze, die dem formalistischen Kriterium genügen, also der logischen Sätze I. Ordnung, eine Wissenschaft sich höchstens in ihren ersten Anfängen begnügen, während bei fortgeschrittener Entwicklung diese Sätze nur das Material bilden, dessen Erforschung die eigentliche Aufgabe ist. Die erste Frage aber, zu der die Existenz eines derartigen höchst eigenartigen Materials Anlaß gibt, ist die nach der Gesamtheit der For-

men, an denen die Wahrheit haftet. Diese Frage kann nicht durch bloße Aufzählung beantwortet werden, da die Anzahl dieser Formen unendlich groß ist; vielmehr müssen wir ein oder einige Gesetze fordern, welche es gestatten, jede dieser Formen in einer endlichen Anzahl von Schritten zu erreichen sowie von jeder vorgelegten zu entscheiden, ob sie zu den wahrheitsstiftenden gehört oder nicht. Zur Lösung dieser Aufgabe aber ist es erforderlich, einen Überblick über *alle* Urteilsformen zu gewinnen, mag die Wahrheit an ihnen haften oder nicht, um aus ihnen die bevorzugten wahrheitsstiftenden herauszusuchen. – Wir haben damit den Begriff einer Wissenschaft der Logik aufgestellt, der sich auf dem Begriff der logischen Sätze I. Ordnung aufbaut; dieser mußte festgelegt werden, um jenen zu ermöglichen. Wir haben damit gezeigt, daß der Formbegriff geeignet ist, die Teilgebiete der Logik zu einer organischen Einheit zusammenzufassen, indem er sowohl das Material der Wissenschaft wie auch ihre Aufgabe bestimmt. Dennoch dürfen wir nicht glauben, daß der Formalismus das letzte Wort über das Wesen der Logik zu sagen hat.

III.

Der Formalismus gibt uns Fragen auf, die er selbst nicht beantwortet. Wenn er der Logik die Aufgabe zuweist, die wahrheitsstiftenden Aussageformen zu ermitteln, so mußte er uns auch einen Weg zur Lösung derselben zeigen. Ohne das Wissen, wie wir es feststellen, daß eine Form die verlangten Eigenschaften hat, ist das Kriterium unanwendbar, und wir können mit seiner Hilfe keine Entscheidung über die Zugehörigkeit einer Aussage zur Logik treffen. Um an den Fall der Wenn-So-Sätze anzuknüpfen, müssen wir erkennen können, daß die Wahrheitswerte von Teilaussagen zu einer bestimmten Gruppe von Wertepaaren gehören, ohne diese Wahrheitswerte selbst zu kennen, und ferner, daß die Zugehörigkeit erhalten bleibt, wenn wir die Teilaussagen durch Abwandlung der Gebilde I. Stufe variieren, wiewohl ein Teil dieser Abwandlungen die Werte in ihr Gegenteil verkehrt. Wie können wir in den Besitz eines so weitreichenden Wissens gelangen? Wenden wir uns mit dieser Frage an Einzelfälle, so erhalten wir zunächst eine höchst überraschende Antwort. Uns kommt dieses Wissen durch unmittelbare Einsicht, es leuchtet uns ein, ohne daß wir eine Begründung für dasselbe zu geben wüßten oder nach ihr verlangten. Wir urteilen mit dem Bewußtsein, dem Irrtum enthoben zu sein, daß der Mars Bewohner hat oder daß er keine hat, daß, wenn Cajus Mensch ist, es wenigstens einen Menschen gibt, daß, wenn alle Menschen sterblich und Cajus Mensch ist, Cajus sterblich ist, und wir wissen weiter, daß die Urteile wahr bleiben, wenn wir im ersten ein anderes Teilurteil und im zweiten und dritten andere Begriffe und Hinweise einsetzen. In verwickelteren Fällen aber, die der unmittelbaren Ein-

sicht nicht zugänglich sind, sondern eines Beweises bedürfen, wird dieser dadurch geführt, daß er von einem oder mehreren unmittelbar einleuchtenden Urteilen ausgeht und auf sie Methoden anwendet, deren Berechtigung wiederum unmittelbar einleuchtet. Diese zu logischen Erkenntnissen führenden Einsichten kennzeichnen wir noch näher. Es gibt Einsichten, die sich auf Wahrnehmungsinhalte erstrecken und sie Begriffen unterordnen, so wenn wir erklären: „Dieses hier ist rot – ist verschiedenfarbig von jenem dort, – dieser Punkt liegt zwischen jenen beiden – dieses hier ist ein Ton – ist die Quinte von jenem.“ Diese Einsichten knüpfen an an das Wahrgenommene und werden inhaltlich von ihm bestimmt. Nicht so die Erkenntnisse, die sich in logischen Sätzen ausdrücken. Diese werden nicht durch die Beschaffenheit des Wahrgenommenen bestimmt, sondern vollziehen sich im reinen Denken: so in gewissen Fällen wie den oben angegebenen die Erkenntnis davon, daß die Bedingungen erfüllt sind, welche das formalistische Kriterium fordert. – Nichts wäre verkehrter als anzunehmen, daß alles, was mit der Logik im Zusammenhang steht, deduzierbar sein müsse; denn da alles, was deduziert wird, aus etwas deduziert wird, so muß das Deduzieren einmal ein Ende haben. Dieser Satz von der Grenze der Deduzierbarkeit ist selber deduzierbar, wo aber die Grenze liegt, sagt er uns nicht, und er läßt die Möglichkeit offen, daß sie bei fortgeschrittener Erkenntnis weiter vorgeschoben werde. Was wir aber nicht deduzieren können, müssen wir erleben, in unserem Falle denkend erleben, und dieses denkende Erleben von Wahrheiten ist eben die Einsicht. Die Grundlagen der Rationalisierung sind selber irrational. Wir können deduzieren, daß es Einsichten gibt, nicht aber, wenigstens in vielen Fällen nicht, den Inhalt der Einsichten. So können wir auch die Tatsache, daß es Formen gibt, an denen die Wahrheit haftet, aus den gänzlich andersartigen Begriffen der Form und der Wahrheit nicht deduzieren, aber sie an Einzelfällen wie den eben genannten denkend erleben.

Es scheint also, daß die Frage, wie wir dazu gelangen, diejenigen Eigenschaften einer Aussage, die sie haben muß, um der Logik eingereiht zu werden, zu erkennen, sich in sehr einfacher Weise durch den Hinweis auf die Einsicht erledige, die eben das Verlangte leistet. Allein so einfach liegen die Dinge nicht, wir müssen vielmehr fragen, wie solche Leistungen der Einsicht möglich sind. Zwar gilt allgemein die *consequentia ab esse ad posse*, aber mit der Feststellung des Seins ist die Frage nach seiner Möglichkeit nicht immer erledigt. In den logischen Sätzen I. Ordnung haben wir Erkenntnisse, die sich auf individuell Seiendes erstrecken, indem sie von Menschen, Sterblichkeit, Magneten, Radiolarien usw. sprechen. Sie sind wahr, weil von der Erkenntnis Seiendes die Beziehungen zeigt, die sie aussagen, ihre Wahrheit kann durch empirische Feststellung der Wahrheitswerte der Teilaussagen geprüft und bestätigt werden, sie haben im zugehörigen Seinsbereich ihre Deckung. Wie ist es

nun möglich, daß solche Erkenntnisse durch reines Denken gewonnen werden, d. h. ohne daß wir von der Beschaffenheit des zugehörigen Seinsbereiches etwas zu wissen brauchten? Sollen wir etwa zu der abenteuerlichen Annahme greifen, daß der Verstand der Natur ihre Gesetze vorschreibe? Dabei denken wir zunächst an den Bereich des Realen; dieselbe Schwierigkeit aber besteht, wie wir später zeigen werden, auch für solche Bereiche, die durch Denksetzungen hervorgerufen werden, z. B. dem der Zahlen. Dieses Zusammenbestehen der Gültigkeit logischer Sätze für Seinsbereiche, sogar für beliebige, mit ihrer Herkunft aus reinem Denken wollen wir als die erste Paradoxie des Logischen bezeichnen. Trotz der Berufung auf die Einsicht bleiben also die Fragen bestehen, wie ist die Erkenntnis der Wahrheit logischer Sätze und wie die Erkenntnis ihrer Wahrheitsbeständigkeit aus reinem Denken möglich? ⁶

Zu diesem Paradoxon fügen wir ein zweites, das das erste teils mindert, teils erweitert, jedenfalls seinen Sinn genauer bestimmt. – Logische Sätze sind wahr, da sie in den Tatbeständen ihres Bereiches eine Deckung haben. Trotzdem geben sie uns keine Auskunft (αποφάνοις) über die Beschaffenheit der ihm angehörenden Gegenstände. Das liegt daran, daß sie eine Deckung haben, ganz gleich wie die Gegenstände beschaffen sind, und durch beliebige Änderungen innerhalb des Bereiches wird ihnen die Deckung nicht entzogen, die Wahrheit nicht aufgehoben. Entsprechendes gilt von den Negaten logischer Sätze. Sie sind unwahr, da ihnen die Deckung fehlt, aber auch dadurch, daß wir den Bezugsbereich beliebig ändern, kann sie ihnen nicht verschafft werden. Wie ist es nun möglich, daß Aussagen, die von den Gegenständen eines Bereiches handeln, einerseits wahr sind, andererseits über die Beschaffenheit dieser Gegenstände keinen Aufschluß geben? Das Gegenteil scheint natürlich, ja notwendig zu sein, und es gilt in der Tat für alle nichtlogischen Aussagen, wie ja auch Aussagen keinen anderen Zweck haben, als dem Hörer Auskunft zu geben, die ihm unbekannt ist. Wir wollen das Zusammenbestehen des Wahrseins und des Nicht-Auskunft-Erteilens als das zweite Paradoxon der Logik bezeichnen. Sein Vorliegen ist wohl der Grund dafür, daß logische Sätze gleichzeitig den Eindruck der Nichtigkeit, der Schattenhaftigkeit und den der unwiderstehlichen Macht erwecken können.

Beide Paradoxa betreffen das Zusammenbestehen der *Wahrheit* logischer Erkenntnisse mit anderen Eigenschaften derselben, ihrer

⁶ Kant hat nirgends gesagt, ob die Urteile der „formalen“ Logik analytisch oder synthetisch sind. Nähme er das erstere an, so hätte er behaupten müssen, daß logische Sätze, z. B. der des ausgeschlossenen Widerspruchs, durch Zergliederung ihres Subjektbegriffs gewonnen werden, aus dem man das Prädikat nach dem Satz des Widerspruchs herausziehe, vor welcher «Behauptung» ihn sein guter Verstand wohl würde bewahrt haben. Wenn aber synthetisch, so müßte die Frage nach der Möglichkeit synthetischer Sätze a priori auch auf die Sätze der formalen Logik bezogen werden.

Herkunft aus reinem Denken und ihrem Mangel an Auskunftserteilung. Aber eben deswegen ist der Formalismus nicht in der Lage, an ihre Auflösung heranzutreten. Das formalistische Kriterium beruht zwar auf dem Begriff der Wahrheit, aber es macht von seinem Inhalt keinen Gebrauch. Wahr und unwahr zu sein erscheinen in ihm lediglich als ein Paar einander ausschließender Urteileigenschaften, während auf die Deckung des wahren Urteils in einem Bereich des erkenntnisunabhängigen Seienden nicht eingegangen wird. Das formalistische Kriterium ist blind gegen den Inhalt des Begriffes, von dem es Gebrauch macht. Wir dürfen daher annehmen, daß man die Grenzen der Deduzierbarkeit voranschleicht und den Einblick in das Wesen des Logischen vertieft, wenn man von diesem Inhalt Gebrauch macht, d. h. die Seinsbereiche behandelt, in denen die logischen Sätze ihre Deckung finden.

Das logische Urteil I. Ordnung sagt aus, daß die Wahrheitswerte der in ihm verknüpften Teilaussagen S_a und S_b zu der zu der Art der Verknüpfungen gehörenden Kombinationsgruppe gehören. Aber das genügt nicht für die Zugehörigkeit des Urteils zur Logik. Dazu ist weiter erforderlich, daß die Wahrheitswerte der Teilaussagen aller mit S formgleichen Aussagen S' , S'' , ... derselben Kombinationsgruppe angehören. Wir haben diese Eigenschaft von S seine Wahrheitsbeständigkeit genannt. Wir können dieselbe entweder durch die Erklärung ausdrücken, daß alle mit der wahren Aussage formgleichen Aussagen gleichfalls wahr sind, oder, daß alle Aussagen, die durch Variation der in S enthaltenen Gebilde I. Stufe entstehen, gleich S wahr sind. Beide Behauptungen besagen dasselbe, keine bedeutet der anderen gegenüber einen Fortschritt an Erkenntnis. Wie kann man nun erkennen, daß die Wahrheit von S durch Abwandlung der Gebilde I. Stufe nicht aufgehoben wird? Es muß eine erkennbare Eigenschaft E haben, die nicht jede wahre Aussage hat, an der man die Wahrheitsbeständigkeit von S erkennen kann. Diese Eigenschaft aber kann nicht der Besitz der wahrheitsstiftenden Form F sein. Denn indem ich aussage, daß S die Form F habe und daß diese die Wahrheit verbürge, habe ich nicht mehr oder weniger ausgesagt, als daß S bei unseren Abwandlungen wahr bleibe. Man kommt also durch das Eingehen auf die Form und damit auf die Zugehörigkeit von S zu der Menge formgleicher Aussagen in der Erkenntnis nicht weiter. Also muß, damit die Wertbeständigkeit erkennbar sei, E eine Eigenschaft sein, die der Aussage S an sich selbst zukommt, ohne Rücksicht auf seine Zugehörigkeit zu der Menge, und die an ihm selbst bemerkbar ist. Damit gelangt man zu einer Auffassung, die der formalistischen entgegengesetzt ist, ohne ihr zu widersprechen. Nicht in der Zugehörigkeit zu einer Menge liegt der letzte erkennbare Grund für die logische Natur der Aussage S , sondern in dem Besitz einer noch fraglichen Eigenschaft E , die an ihr selbst erkennbar ist und auf der ihre Wahrheitsbeständigkeit beruht und an der sie erkennbar ist. Ob

diese Eigenschaft dieselbe ist wie die, auf die wir stoßen, wenn wir die Seinsbereiche in Erwägung ziehen, die den logischen Aussagen ihre Deckung bieten, ist damit freilich noch nicht gesagt, aber wahrscheinlich gemacht. Es ist selbstverständlich, daß das hier Gesagte sinngemäß zu übertragen ist auf das, was wir im Abschnitt II über die Bedeutung, die die Gesetzlichkeit für die Abgrenzung des Logischen hat, gesagt haben. Endlich bemerken wir, daß unsere Behauptung von der Erkennbarkeit der logischen Eigenart am Einzelfall unmittelbar durch Vergleichung einer logischen und einer nichtlogischen Implikation insbesondere vom Typus des auf Seite 7 angeführten Beispiels eine Bestätigung findet, der sich kein Unbefangener entziehen kann.

Wenn wir auf dem hiermit gewiesenen Weg fortzuschreiten suchen, so werden wir nicht mehr von Aussagen, sondern von dem Ausgesagten, das wir als Sachverhalt oder Tatbestand bezeichnen, sprechen und dem Unterschied zwischen dem Wahren und dem Falschen den des Wirklichen und des Unwirklichen entsprechen lassen, aber auch von positiven und negativen, konjunktiven und disjunktiven Tatbeständen, je nachdem, ob die Urteile, die sie aussagen, die genannten Eigenschaften haben. So werden negative Tatbestände ausgesagt von den Urteilen: „Das Schiff erreichte nicht das Ziel seiner Fahrt“, „Herr N. N. raucht nicht, genießt kein Fleisch“, ein disjunktiver von dem Urteil: „Morgen wird es regnen oder ich mache einen Spaziergang“ usw. Wir fassen zunächst wirkliche Sachverhalte und deren Seinsart ins Auge, wobei wir in erster Linie an reale denken, und unter diesen solche, die ausgesagt werden durch Urteile von der Form „ a ist ein α “ und „ a ist kein α “ (symbolisiert durch $a\alpha$ und $\bar{a}\alpha$), wo a den Hinweis auf einen Gegenstand des Bereiches und α einen Begriff I. Stufe ausdrückt. Sachverhalte dieser Art nennen wir primitive. – Wenn ich, auf einen vor mir liegenden Gegenstand deutend, erkläre: „Dieses ist Quarz, dieses ist kein Kiesel, dieses ist hart, dieses ist kantig“, so habe ich vier verschiedene Sachverhalte wiedergegeben, die alle in demselben Seienden wurzeln. Wodurch sie sich voneinander unterscheiden, sind die Begriffe, mit denen wir an das Seiende herantreten, mit denen wir es befragen, um seine Antwort zu vernehmen, mit denen wir es durchleuchten, an denen es sich spiegelt, unbildlich ausgedrückt: Sachverhalte sind die positiven oder negativen Beziehungen des Seienden zum Begriff, eine Erklärung, die sich an den sprachlichen Ausdruck des Urteils ($a\alpha$ und $\bar{a}\alpha$) genau anschließt. Die Bezugsglieder sind von sehr verschiedener Art. Begriffe sind schöpferische Denkleistungen, d. h. von schöpferischem Denken Geleistetes⁷, nicht

⁷ Alle Wörter mit der Endsilbe „ung“ sind zweideutig, insofern sie sowohl den Akt wie sein Ergebnis bezeichnen können. Man denke an Berichtigung, Erklärung, Belohnung, Berechnung, Entscheidung usw. Wir verstehen unter Leistung das Ergebnis und nicht den Akt.

entdeckt oder aufgefunden wie ein bisher unbekannter Steinhaufen, sondern *Erzeugnisse* des Denkens, ihre Bildung Akte der Willkür. Ihre, sie vor allen anderen auszeichnende Eigenschaft ist, zu jedem Gegenstand des zugehörigen Bereiches in positiver oder in negativer Beziehung zu stehen und diese damit in die beiden Gruppen der unter sie fallenden und nicht unter sie fallenden Gegenstände zu teilen. Die realen Gegenstände selbst aber bestehen unabhängig von jeder Denkleistung, sie sind, wie man sagt, an sich. Sachverhalte jedoch sind als Beziehungen zwischen an sich Seiendem und Denkleistungen nicht wieder Denkleistungen, ihre Annahme unterliegt nicht der Willkür, sie werden aufgefunden oder entdeckt. Daß die *eine* Voraussetzung für ihren Bestand Denkleistung ist, ändert daran nicht das geringste; die Eigenschaft der Voraussetzung überträgt sich nicht auf die Folge. Wir stehen hier vor einer entscheidenden Tatsache. Das durch willkürliche Denkleistungen Hervorgerufene kann zu anderem von derselben oder anderer Art in Beziehungen stehen, die nicht der Willkür unterliegen, die daher Gegenstand der Erkenntnis sein oder vom Erkennenden richtig erfaßt oder verfehlt werden können. Bezeichnen wir das der Willkür Entrückte einmal als das Notwendige – später werden wir den Begriff in einem engeren Sinne einführen –, so kann man von der Abhängigkeit des Notwendigen vom Willkürlichen sprechen. So sind die Zahlen gleichfalls willkürliche *Denkschöpfungen*, aber ihre Beziehungen, wie sie mit Hilfe der arithmetischen Beziehungen, z. B. der der Primzahl, der Gleichheit, der Kongruenz, ausgedrückt werden, sind in dem eben genannten Sinne *notwendig*. Im ersten sind wir Herren und im zweiten sind wir Knechte⁸. – Sachverhalte sind wie alle Beziehungen ein Seiendes, aber ein relativ Seiendes, sie bilden den Zwischenbereich zwischen dem an sich Seienden und der Denkleistung als reale Sachverhalte. Wir bezeichnen jenes als ihre ontische, diese als ihre noetische Voraussetzung, beide zusammengenommen rufen den Sachverhalt hervor.

Der Unterschied zwischen an sich Seiendem und dem realen Sachverhalt erscheint in einem neuen Licht, wenn man die Stellungen, die das eine wie das andere innerhalb der Realerkenntnis haben, miteinander vergleicht. Das Ziel der Erkenntnis ist und bleibt das an sich Seiende, aber die Erkenntnis desselben geht für unser denkendes Bewußtsein über den Sachverhalt, d. h. sie wird durch den Begriff vermittelt. Wir vermögen das an sich Seiende auch nicht in seinen kleinsten Teilen wiederzugeben, es in Gedanken abzubilden, wie es nach der von Kant aufgestellten Fiktion ein intellectus architypus vermöchte, sondern sind auf die begriffliche Vermittlung angewiesen. Daher ist unsere Erkenntnis des an sich Seienden stets unvollständig und ergänzungsbedürftig, sie verhält sich zu ihrem

⁸ Man könnte als zweites Faustzitat die Stelle anführen: „Am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machten.“

Gegenstand oder vielmehr zu der von ihr zu lösenden Aufgabe wie $1 : \infty$. Den Sachverhalt dagegen können wir in unserem Denken vollständig wiedergeben, und seine Erkenntnis ist, falls nicht bloß vermeintliche Erkenntnis, vollkommen, wenn der Begriff die Schärfe hat, die die Logik an ihm voraussetzt. Die Frage aber, wie denn das an sich Seiende, abgesehen von seiner Spiegelung am Begriff, beschaffen sei, zeigt nur, daß unser Erkennen unbedingt auf den hier beschriebenen Weg angewiesen ist; denn die Beschaffenheit oder Eigenschaft eines Dinges ist nichts anderes als ein Begriff, unter den er fällt, und die Frage führt gerade auf den Weg hin, auf dessen Vermeidbarkeit sie hinaus will. Das Seiende kann nur erkannt werden, insofern es in Sachverhalte eingeht. Bezeichnen wir jedes ϵ , mit dessen Erkenntnis wir einen Gegenstand G erkennen, ohne daß ϵ mit G zusammenfiele, als *Erscheinung* von G , so ist jeder Sachverhalt eine Erscheinung des an sich Seienden für unser denkendes Bewußtsein.

Aber es gibt auch andere als primitive Sachverhalte, da es auch andere Urteile gibt als solche von der Form $a\epsilon a$ oder $a\epsilon\alpha$, die jedoch durchweg die primitiven Sachverhalte als bestehend voraussetzen; wer nicht festzustellen vermöchte, daß ein irgendwie vorgewiesenes a ein α oder kein α sei, gelangte überhaupt nicht zum Urteilen. Die nächste Gruppe, die wir zu behandeln haben, sind die von generellen und existentiellen Urteilen ausgesagten Sachverhalte. Wir wollen sie als Mengensachverhalte bezeichnen, da ihre ontische Grundlage von Mengen gebildet wird, und die sie aussagenden Urteile *desgleichen* als *Mengenurteile*⁹. Ihr sprachliches Kennzeichen ist „alle“ oder ein ihm gleichsinniger Ausdruck, der freilich auch unterdrückt sein kann. Zu den Mengenurteilen gehören Urteile wie: „Unter der Menge aller α befindet sich ein, zwei, . . . , höchstens ein,

⁹ Wenn die Welt unendlich groß ist, so behauptet man mit Urteilen, die sich auf *alle* Gegenstände beziehen, etwas, was man nicht verantworten kann, da außer dem Teile der Welt, von dem man etwas weiß, es einen anderen gibt, von dem man nichts weiß, der zudem selbst unendlich groß ist und von dem wir nicht wissen, ob er nicht so beschaffen ist, daß die Urteile, die sich auf *alle* Gegenstände erstrecken, falsch sind. Mit solchen Urteilen führen wir das Unverantwortbare in unser Denken ein. Tatsächlich beziehen sich jedoch negative Existentialurteile nach der Absicht des Sprechenden nicht auf *alle* Gegenstände einer möglicherweise unendlichen Welt, sondern auf eine begrenzte, ja endliche Menge, z. B. auf die auf der Erde blühenden Rosen. Wenn aber die Definition einer jeden Menge wegen deren ausschließender Funktion die Beziehung auf die möglicherweise unendliche Menge unvermeidlich macht, so scheint mir hierin keine Antinomie zu liegen, da es sich dabei nicht um eine Aussage, sondern um eine Anweisung handelt, nach der wir von jedem uns begegnenden Gegenstand sollen unterscheiden können, ob er ein Element der Menge sei oder nicht. Dieses aber leistet die Definition, ganz gleich, wie weit meine Erkenntnis reicht. – Ähnlich der Grundgedanke in Kants Auflösung der ersten Antinomie Kr. d. r. V. A. 518.

höchstens zwei, ..., mindestens ein, mindestens zwei ... β “ und im Grenzfall „alle α sind β “. Sagt man statt „unter der Menge aller α “ „unter den α “, so bleibt die Bezugnahme auf die *Menge* dennoch erhalten, da die Zahlangaben nur unter Zugrundelegung der bestimmten Menge gelten und mit ihrem Ersatz durch eine ihrer Teilmengen oder deren Gegenteil gleichfalls abgeändert werden müßten. Was diese Mengenurteile uns sagen, kann in keinem Fall durch eine Menge konjunktiv verknüpfter primitiver Urteile, d. h. solcher von der Form $\alpha\epsilon\alpha$ oder $\alpha\alpha\alpha$, ausgesagt werden. So kann das Urteil „alle α sind β “, bei dem man dieses am ehesten glauben könnte, nicht durch die auf jedes einzelne α bezogenen Aussagen ersetzt werden, daß es ein α und auch ein β sei. Denn damit wird nicht ausgedrückt, daß mit der Menge von Gegenständen, von denen Aussagen gemacht werden, der Umfang des Begriffes α erschöpft sei, daß alles, was mit keinem dieser Gegenstände identisch ist, kein α sei. Das Mengenurteil kann also nur durch eine Menge primitiver Urteile in Verbindung mit einem neuen Mengenurteil, nämlich dem Urteil, daß alles, was mit keinem der vorgewiesenen Gegenstände identisch ist, kein α sei, ersetzt werden. Das gleiche gilt von negativen Existentialurteilen, z. B. dem Urteil „es gibt keine blauen Rosen“, welches von *allen* Gegenständen aussagt, daß sie keine blauen Rosen sind, also auf eine Menge Bezug nimmt, und dazu auf eine unendlich große, ja die umfassendste von allen, die dazu auf Antinomien, auflösbare oder nichtauflösbare, führt. – In anderen Fällen aber teilt das Mengenurteil weniger mit als eine geeignete Menge primitiver Urteile. Sagt man: „Unter den Angeklagten befindet sich der Schuldige“, so teilt man mit diesem Mengenurteil weniger mit, als wenn man von jedem der Angeklagten sagt, ob er schuldig sei oder nicht. Entsprechendes gilt von positiven Existenzurteilen, z. B. dem Urteil: „Es gibt weiße Rosen.“ – Was sind nun Mengensachverhalte ihrer Seinsart nach, und können wir auf sie auch das sonst über primitive Sachverhalte Ausgeführte übertragen? Mengensachverhalte, unter denen wir reale Mengensachverhalte verstehen, stimmen mit den primitiven insofern überein, als auch sie an eine ontische Grundlage, nämlich eine reale Menge, und eine noetische, nämlich den Begriff einer solchen Menge, gebunden sind. Welcher Art ist nun das Sein der Menge? Als das Ergebnis einer willkürlichen Zusammenfassung von Gegenständen, verbunden mit dem Ausschluß alles dessen, was nicht mit einem von ihnen identisch ist, beides vollzogen ohne Rücksicht auf irgendwelche reale Eigenschaften oder Beziehungen, findet sich die Menge im Gegensatz zur Gemeinschaft und zum Verband nicht im Bereich des an sich Seienden, sondern sie setzt eine Denkleistung voraus, gleichzeitig ist sie aber an das an sich Seiende gebunden, dem sie ihre Elemente entnimmt. Sie hat also selbst eine doppelte Voraussetzung, eine ontische und eine noetische, und gehört wiederum einem Zwi-

schenbereich an, sie ist ein Seiendes, aber ein relativ Seiendes¹⁰. Damit nun der Mengensachverhalt entstehe, bedarf es weiter der Bildung einer neuen Art von Begriffen, unter die Mengen fallen oder nicht fallen können, wie etwa des Begriffs der unter ihren Elementen ein α enthaltenden Menge. Die positive oder negative Beziehung der Menge zu einem solchen Begriff ist nun der Mengensachverhalt. Ein solcher wird z. B. ausgesagt durch die Urteile: „Unter den Gebäuden des Dorfes befindet sich eine Kirche, unter denen von Mainz ein Dom“ usw.

Die Bildung von Mengen ist der zweite schöpferische Einfall, der die an sich seienden Erkenntnisgegenstände zum Reden bringt und der uns Antwort von ihnen zukommen läßt, die die Erkenntnisse der Beziehungen des einzelnen zu Begriffen nicht erbringen. Mit ihnen dringt die Willkür, wie sie sich in schöpferischen Leistungen bekundet, zu den *ontischen* Grundlagen der Sachverhalte vor, eine neue Substanz, ein neues ὑπο-κείμενον schaffend, das zwar an sich Seiendes voraussetzt, ohne indessen in seinem Bereich vorhanden zu sein; die Beziehung hingegen, in der wir das Seiende nach der einzigen uns möglichen Art erkennen, ist nach wie vor ein Notwendiges, das der schöpferischen Betätigung keinen Raum gewährt und eben deswegen Erkenntnisgegenstand sein kann. Die Bedeutung der Mengensachverhalte für die Erkenntnis besteht nun darin, daß sie häufig auch da erkannt werden können, wo uns die an sich erwünschte Erkenntnis primitiver Sachverhalte versagt ist. Wenn ich von keinem der Angeklagten zu entscheiden vermag, ob er schuldig sei oder nicht, so erhalte ich durch die Erkenntnis, daß der Schuldige sich doch unter ihnen befindet, doch eine Auskunft über die vorliegende Sachlage, die unter Umständen zu neuen Schlüssen führt und mein Handeln beeinflussen kann. Denken wir uns die Genauigkeit der Auskünfte, die die verschiedenen Sachverhalte gewähren, an einer Skala aufgetragen, so liegt die Bedeutung des Mengensachverhaltes darin, daß er in den bisher leeren Zwischenraum zwischen dem Nullpunkt und der ersten Stelle, die eine Auskunft anzeigt, sowie auch in andere leere Zwischenräume eintritt und damit die Menge der Auskunft erteilenden Aussagen verdichtet. – Wir bemerken endlich, daß, wiewohl Mengen häufig mittels eines Begriffes festgelegt werden, nämlich als sein Umfang, dennoch die Definition des Umfanges die der Menge voraussetzt und nicht umgekehrt. Auch wer die Fähigkeit besitzt, von einem beliebigen Gegenstand zu entscheiden, ob er unter einen Begriff falle oder nicht falle, braucht deswegen nicht fähig zu sein, den Begriff des Umfanges zu denken. Wir können den Begriff des Umfanges nicht anders definieren denn als die Menge, die alles einschließt, was unter einen Begriff fällt, und alles das ausschließt, was nicht unter ihn

¹⁰ Burali-Forti macht gleich in seiner „Logica Matematica“ den Fehler, die Begriffe des Begriffes und der Menge einander gleichzusetzen.

fällt. „Alles, was ausgeschlossen ist“ ist aber eine Menge und dazu eine unendliche. Sagt man aber, alles, was unter einen Begriff falle, und nur dieses bilde seinen Umfang, so ist das unscheinbare Wörtchen „nur“ geeignet, die Beziehung zur unendlichen Menge zu verschleiern. —

Aber mit dem Gesagten haben wir noch immer nicht den Anschluß an diejenige Form der Aussagen gefunden, die in logischen Sätzen vorherrscht. Es sind das die zusammengesetzten Urteile und Sachverhalte, und zwar solche, in denen die abschließende Verknüpfung eine formale ist, wobei wieder die Negation der formalen Verknüpfung gleichzusetzen ist. Wir werden uns auf die Fälle beschränken, in denen die Verknüpfung durch „wenn-so“, „oder“, das ausschließende wie das nichtausschließende, endlich durch „und“ ausgedrückt wird, also auf die implikative, disjunktive und konjunktive Verknüpfung, und wiederum die Frage nach der Art der Sachverhalte und der Denkleistungen, die sie hervorrufen, behandeln.

Wir haben es bei zusammengesetzten Urteilen nicht nur mit dem von ihnen ausgesagten *wirklichen* Sachverhalt zu tun, sondern auch mit den in den beiden Teilurteilen ausgesagten. Diese brauchen jedoch nicht wirklich zu sein, wir rechnen bei jedem von ihnen mit der Möglichkeit, es nicht zu sein, und wissen bei der ausschließenden Disjunktion sogar, daß der eine von ihnen, welcher es ist, bleibt unbekannt, nichtwirklich ist. Unwirkliche Sachverhalte aber sind reine Denkerzeugnisse, unabhängig von dem an sich Seienden, an dem sie gleichsam vorbeisehen und über das sie keine Auskunft geben können. Dennoch werden sie zum Aufbau des Gesamturteils, das einen wirklichen Sachverhalt wiedergibt, eingesetzt. Die einzige Eigenschaft aber, die jedem möglicherweise unwirklichen Sachverhalt zukommt, die durch das Seiende bestimmt wird, ist sein positiver oder negativer Wirklichkeitswert. Diesen von einem der Teilurteile auszusagen, kann jedoch nicht die Aufgabe des Gesamturteils sein, da dazu das Teilurteil oder sein Negat ausreichte und wir mit dem Gesamturteil keine neue Art von Sachverhalten erhielten; also kann das Gesamturteil, wenn es eine neue Art von wirklichen Sachverhalten aussagen soll, nur eine *Beziehung* zwischen den Wirklichkeitswerten der Teilurteile aussagen, die die einzelnen Werte unbestimmt läßt. Das geschieht, indem wir eine Gruppe von Paaren von Wirklichkeitswerten bereitstellen und daran die Aussage knüpfen, daß die Wirklichkeitswerte der vorliegenden Teilurteile mit einem dieser Paare, welchem, wird nicht gesagt, zusammenfallen. Damit sagen wir etwas aus, das durch das an sich Seiende bestimmt wird und dessen Erkenntnis uns daher Aufschluß über dasselbe gewährt, ohne uns Aufschluß über die Wirklichkeitswerte des in den Teilurteilen Ausgesagten zu geben. Außer der Denkleistung, die in der Schaffung der möglicherweise unwirklichen Sachverhalte liegt, begegnet uns noch eine zweite, nämlich die Bildung von Kombinationsgruppen, die offenbar die Ergebnisse der

Willkür sind, während wir in der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit der Wirklichkeitswerte der Teilaussagen zu einer der Gruppen den zusammengesetzten Sachverhalt zu erblicken haben, der der Willkür entrückt und in diesem Sinne notwendig ist. – (Man wird vielleicht gegen unsere Begriffsbildung und Bezeichnungsweise den Einwand erheben, daß in zusammengesetzten Urteilen doch nur die Teilurteile, welche wahr sind, einen wirklichen Tatbestand wiedergäben und daß dieser der einzige vorliegende sei, so daß kein von diesem verschiedener für das Gesamturteil übrig bliebe. Wenn jemand z. B. urteilt: „Morgen wird es regnen oder ich mache einen Spaziergang“, so gäbe von den beiden Teilurteilen eines einen wirklichen Tatbestand wieder, welchen, wird der kommende Tag ergeben; darüber hinausgehend dem Gesamturteile die Wiedergabe eines solchen zuzubilligen, läge keine Veranlassung vor. Allein, wer so argumentiert, beachtet nicht, daß jedes Urteil über das Seiende einen mehr oder weniger genauen Aufschluß gibt, ohne deswegen mehr oder weniger einen Sachverhalt wiederzugeben. Wir können auch hier von einer noetischen und einer ontischen Voraussetzung des Sachverhaltes sprechen, von denen jene in den Kombinationsgruppen, diese in den Wirklichkeitswerten der Teilaussagen besteht, in denen der Zusammenhang mit dem eigentlichen Erkenntnisgegenstand zum Ausdruck kommt. – Ohne Zweifel steht das zusammengesetzte Urteil an der Genauigkeitsskala an einer tieferen Stelle als das aus seiner Verbindung losgelöste Teilurteil, mit Recht war in dem bekannten Bürgerschen Gedicht der Kaiser enttäuscht, als der angebliche Abt die zweite Frage mit einem Wenn-So-Satz beantwortete; aber was jener sagte, war doch richtig, und zwar richtig in bezug auf die Welt, in der wir leben, und es wäre falsch gewesen, wenn diese Welt eine andere Beschaffenheit als die ihr tatsächlich zukommende hätte. Außerdem kann es sehr wohl vorkommen, daß ein disjunktives Urteil nicht nur genauere Auskunft als ein Mengenurteil, sondern auch als ein primitives Urteil erteilt. Sage ich: „Jenes dort ist eine Tanne oder eine Fichte“, so habe ich mehr mitgeteilt, als wenn ich sage: „Jenes dort ist ein Nadelholzwächs.“ Aber auch in Fällen, wo die disjunktiv verknüpften Aussagen sich auf *verschiedene* Gegenstände beziehen, braucht der Genauigkeitsgrad nicht eindeutig zuungunsten des disjunktiven Urteils zu liegen. Erkläre ich einmal: „Wenn morgen das Wetter schön ist, so gehe ich nach B.“, so habe ich zwar in einer Hinsicht weniger, aber in einer anderen mehr erklärt, als wenn ich sage: „Morgen werde ich spazieren gehen.“ Das von zusammengesetzten Urteilen Ausgesagte ist also als eine besondere Art von Sachverhalten anzuerkennen.)

Wir gehen endlich auf die konjunktive Verknüpfung ein. Den durch sie hervorgerufenen Sachverhalt wollen wir als Haufensachverhalt bezeichnen. Die Verbindung einzelner Sachverhalte zu einem Haufen ist wiederum eine schöpferische Denkleistung, der im Gebiete

des Seienden nichts entspricht. Sie ist weder an das Vorliegen eines sachlichen Zusammenhanges gebunden, noch will sie einen solchen ausdrücken. Von der Kantischen Synthesis, die eine qualitativ ausgezeichnete Verbindung ist, ist sie himmelweit verschieden. Sie ist vielmehr die Verknüpfung in ihrer Reinheit, unbeschwert von irgendeiner Rücksicht auf Vorhandenes. Fragt man, was mit der Wirklichkeit des Haufensachverhaltes gemeint sei, so kann man nur antworten: die Wirklichkeit des einen *und* die des anderen Sachverhaltes, so daß wir notgedrungen in der Erklärung dasselbe „und“ anwenden müssen, das erklärt werden soll, ein Zeichen der Nichtzurückführbarkeit der hier vorliegenden Denkleistung auf eine andere. Der Wert der Leistung aber, der dem oberflächlich Urteilenden gering erscheinen mag, kann nicht überschätzt werden. So wäre es unmöglich, eine Grund-Folge-Beziehung zu denken oder einen Schluß zu ziehen, dessen Prämisse aus mehreren Teilurteilen besteht, oder den inneren Widerspruch zu denken oder zu verbieten, ohne Anwendung der konjunktiven Verknüpfung.

Wir haben damit die schöpferischen Denkleistungen behandelt, die entsprechend dem Gesetz von der Abhängigkeit des Notwendigen von dem Willkürlichen die wirklichen Sachverhalte bestimmen, nicht allein, sondern – im Fall der realen Sachverhalte – in Verbindung mit dem an sich Seienden. Als solche Denkleistungen führten wir an die Bildung von Begriffen, von Mengen und neuen dazugehörigen Begriffen, von unwirklichen Sachverhalten und von Kombinationsgruppen von Wirklichkeitswerten. Zu jeder dieser Bildungen gehören Aussagen von bestimmter Form und demgemäß von Sachverhalten von bestimmtem Aufbau, so zu der Begriffsbildung Aussagen von der Form $a \varepsilon a$ und dem Aufbau des Sachverhalts aus an sich seiendem Gegenstand, Begriff und ihrer gegenseitigen Beziehung. Diese Formen und dieser Aufbau sind gleich den Sachverhalten durch die genannten Denkleistungen bestimmt und, wenn diese einmal vorliegen, der Willkür entrückt. Wir wollen sie als schöpferische Vorleistungen bezeichnen, da sie vor jeder Erkenntnis liegen, eine Bezeichnung, mit der wir das *a priori* verdeutschen, wobei wir bemerken, daß diese Leistungen nicht, wie das Kantische *a priori*, notwendig, sondern willkürlich, ihrerseits jedoch die Vorbedingung für das Notwendige sind. Es wird sich zeigen, daß die genannten Vorleistungen nicht die einzigen sind, die es gibt; vorläufig aber wollen wir die unwirklichen Sachverhalte, deren wir zur Erklärung der wirklichen zusammengesetzten bedurften und von denen wir bisher nichts anderes gesagt haben, als daß sie von unwahren Urteilen ausgesagt werden und willkürliche Denkleistungen sind, genauer behandeln. Der unwirkliche Sachverhalt ist relativ zu dem Seinsbereich, auf den seine Aussage Bezug nimmt, das reine Nichts, aber ein Etwas relativ zu dem Bereich des Gedachten. Wenn wir ihn trotz dieser Verschiedenheit von dem wirklichen auch als einen Sachverhalt bezeichnen, so aus einem doppelten

Grunde: das ihn aussagende Urteil hat dieselbe Form wie die Aussagen von wirklichen Sachverhalten, so daß sein Aufbau übereinstimmt mit dem von wirklichen Sachverhalten – neue Urteilsformen und neue Arten des Aufbaus zu ersinnen, liegt außerhalb unseres Machtbereiches –; zweitens aber denken wir ihn genau als das, was wir als einen wirklichen Sachverhalt bezeichnet haben, z. B. die Ereignisse eines Romans als ebenso wirklich wie die einer geschichtlichen Darstellung, und auch wenn wir nicht wissen, ob es sich um das eine oder das andere handelt, übt das keinen Einfluß auf das Denken des Ausgesagten aus. Auch für unwirkliche Gegenstände gilt dasselbe, wie wir vorgreifend bemerken: sage ich: „Es gibt keine Zentauren“, so verstehe ich unter den Zentauren – und kann es auch in den sprachlichen Ausdruck hineinbringen – wirkliche Zentauren; denn es wäre eine bloße Identität und keine Aufklärung über Seiendes, wie sie doch beabsichtigt ist, wenn ich dem als unwirklich Gedachten nochmals die Wirklichkeit absprechen wollte. In diesem Denken des Unwirklichen als Wirkliches liegt kein Irrtum, der vielleicht erst mit dem vermeintlichen Erkennen seiner Wirklichkeit einsetzt, wie denn auch niemand behaupten wird, daß der Romanschriftsteller bei seiner Darstellung sich dauernd im Irrtum bewegt, wiewohl seine Aussagen unwahr sind. In der Schaffung des Unwirklichen zeigt das Denken seine Unabhängigkeit vom Wirklichen wie vom Erkennen. Gäbe es einen naturgesetzlichen Zusammenhang zwischen Wirklichkeit und Denken oder zwischen Erkenntnis und Denken, so wären wir zwar der Gefahr des Irrtums enthoben, aber wir wüßten nichts vom Unwirklichen, so wenig wie von formalen Verknüpfungen, und wären nicht in der Lage, Logisches zu denken. – Wir erklären also den unwirklichen Sachverhalt als das, was von einem Urteil ausgesagt wird, welches keinen wirklichen Tatbestand aussagt, dessen Form aber mit der Form eines solchen Urteils übereinstimmt, während wir unter dem Ausgesagten einen wirklichen Tatbestand denken, ohne genötigt zu sein, ihn als einen solchen zu beurteilen. Falsch wäre es dagegen, den unwirklichen Sachverhalt als einen solchen zu definieren, der nicht wirklich ist, denn das setzte voraus, daß wir bereits eine Definition für den Sachverhalt schlechthin besäßen, die für den wirklichen wie für den unwirklichen Sachverhalt zuträfe. Diese aber haben wir nicht gegeben, und sie kann auch nicht gegeben werden, da das Denken des Unwirklichen das des Wirklichen und daher der unwirkliche Sachverhalt den wirklichen voraussetzt.

Wenn die Aussage des Unwirklichen dieselbe Form hat wie die des Wirklichen, so liegt die Willkür der Denkleistung in der Einfügung einer beliebigen Materie in eine der dem Denken zur Verfügung stehenden Urteilsformen. Das kann dadurch geschehen, daß man an einem wirklichen Sachverhalt unter Beibehaltung der Form die noetische oder ontische Grundlage nach Belieben ändert, oder wenn man Wirklichkeitswerte einer Kombinationsgruppe einordnet, der

sie nicht angehören, so wenn ich, auf ein Stück Quarz hinweisend, erkläre: „Das ist Kiesel“, oder aussage, daß die Menge aller Rosen auch blaue Gegenstände enthalte, oder wenn ich erkläre, daß, wenn morgen das Wetter gut ist, ich spazieren gehen werde, während ich tatsächlich bei gutem Wetter zu Hause bleibe. Aber das Unwirkliche wird auch ausgesagt, wenn ich dem Urteil einen Hinweis einfüge, der auf Nichts hinweist, z.B. den Hinweis in Gestalt eines Eigennamens, den kein Gegenstand trägt, etwa den einer mythologischen Person, oder den Hinweis, der durch „alle α “ ausgedrückt wird, während es kein α gibt. Dann wird etwas Unwirkliches ausgesagt, ganz gleich, welche Form ich der Aussage gebe und welches ihr begrifflicher Bestandteil ist. In jedem Falle greift die Willkür des Denkens auf das der Willkür Entzogene, das Notwendige, über, damit das Gedachte dem Nichts relativ zu dem Bereich des Seienden, auf den es Bezug nimmt, überantwortend; aber das ändert nichts daran, daß wir diese Freiheit, die gleichzeitig die Freiheit zum Irrtum wie auch die zum künstlerischen Schaffen ist, besitzen und von ihr Gebrauch machen, ja daß wir damit einen neuen Bereich, den Bereich des Gedachten, schaffen oder vielmehr einen bereits vorhandenen erweitern, da auch das Wirkliche gedacht werden kann und daher gleichfalls diesem Bereiche angehört.

Da wir die Fähigkeit besitzen, etwas als einen wirklichen Tatbestand zu denken, ohne zu wissen, ob er ein wirklicher oder unwirklicher sei, so bedürfen wir eines Begriffes, der gleichzeitig den des wirklichen wie den des unwirklichen Tatbestandes umfaßt. Dieser Begriff ist der des möglichen Sachverhaltes. Er wäre bei der völligen Verschiedenheit des wirklichen und des unwirklichen Sachverhaltes und bei der Möglichkeit, sie zu definieren durch Kreuzung eines Begriffes des Sachverhaltes schlechthin mit den Begriffen des Wirklichen und des Unwirklichen, ein künstliches Erzeugnis, wenn nicht für unser Denken der wirkliche und der unwirkliche Sachverhalt in weitem Umfange dieselbe Rolle spielten, wenn wir nicht, wie wir vorgreifend bemerken, aus dem unwirklichen dieselben logischen Schlüsse ziehen könnten und zögen wie aus dem wirklichen. So stimmt unsere Definition des möglichen Sachverhaltes mit der oben gegebenen des unwirklichen überein, wenn wir in ihr die Worte weglassen „welches keinen wirklichen Tatbestand aussagt“. Der mögliche Sachverhalt wird ausgesagt von einem Urteil, das, wenn es nicht selbst einen wirklichen Sachverhalt aussagt, so doch formgleich ist mit einem solchen, welches das tut, und unter einem möglichen Sachverhalt denken wir in jedem Falle einen wirklichen. Jeder mögliche Sachverhalt ist demnach ein wirklicher oder unwirklicher¹¹; ob das eine oder das ander der Fall ist, kann nur

¹¹ Außer dem hier aufgestellten Begriff des Möglichen gibt es noch mehrere andere, die an ihrer Stelle gleichfalls berechtigt sind. Wir führen folgende an: 1. den alltäglichen Möglichkeitsbegriff, demzufolge alles möglich ist,

durch Untersuchung im zugehörigen Seinsbereich festgestellt werden, von deren Ausfall es jedoch nicht abhängt, als was wir das Ausgesagte *denken*, nämlich als ein Wirkliches.

Wenn wir nun für den möglichen Sachverhalt die beiden eben genannten Eigenschaften in Anspruch nehmen, mit einem wirklichen den gleichen Aufbau zu haben und als ein wirklicher gedacht zu werden, so fragt es sich weiter, ob es auch unmögliche Sachverhalte gibt. Dieselben müßten von Aussagen ausgesagt werden, zu denen es keine formal gleichgestalteten gäbe, die wirkliche Sachverhalte wiedergäben. Solche Aussagen können wir in der Tat bilden, es sind die, die, logisch gesprochen, einen inneren Widerspruch enthalten, so z. B. die konjunktive Aussage: „A ist ein Franzose und er ist kein Franzose“ und „A ist ein Franzose, der kein Franzose ist“. Allein können wir das hiermit Ausgesagte als einen Sachverhalt bezeichnen? Offenbar nur in demselben Sinne, in dem wir von unechtem Gold sprechen, indem wir dem Begriff des Goldes etwas unterordnen, das gleichzeitig dem Begriff des Nicht-Goldes untergeordnet wird. Was jene Aussagen aussagen, das Unmögliche, ist ein Nichts, nicht das Unwirkliche, relativ zu seinem Bezugsbereich, sondern relativ zu *allen* Seinsbereichen. Die Aussage selbst ist jedoch nichts Unmögliches, vielmehr wirklich in dem Sinne, in dem alle Aussagen wirklich sind. Wenn wir von dem Ausgesagten ausgehen, gelangen wir also zu einer zweimaligen Zweiteilung, einmal zu der zwischen Möglichem und Unmöglichem, dann zu der des Möglichen in Wirkliches und Unwirkliches, und nichts hinderte uns, die Einteilung auf die aussagenden Urteile zu übertragen und damit die herkömmliche, auf Aristoteles zurückgehende Einteilung durch eine andere zu ersetzen. Man könnte dann die Aussagen zunächst einteilen in richtige und falsche, die richtigen in wahre und unwahre, was selbstverständlich nichts daran ändern würde, daß es zwei Klassen von Aussagen gibt: die wahren und die, die der Klasse der wahren nicht angehören.

Aber trifft es zu, daß das Unmögliche in bezug auf alle Seinsbereiche ein Nichts ist, gehört es nicht wenigstens dem Bereich des Gedachten als einer seiner Gegenstände an, wie ja auch das Nichts als bloßes Denkerzeugnis diesem Bereiche angehört? Wir wollen nicht die

was mit den Seinsgesetzen in Einklang steht – möglich ist es, daß ein Fußgänger in einer Stunde 5 km zurücklegt, unmöglich, daß er in derselben Zeit von Berlin nach Hamburg gelangt; 2. den Kantischen (Kr. d. r. V. A 218), demzufolge möglich, was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung, der Anschauung und den Begriffen noch in Einklang steht, übereinstimmt – möglich das eben als unmöglich Angeführte, unmöglich, daß der Raum eine Krümmung hat oder daß von morgen ab die Naturgesetze aufhören zu gelten; 3. den Möglichkeitsbegriff, der auf einen bestimmten Stand des Wissens Bezug nimmt – möglich, daß der im See sichtbare Fisch ein Hecht sei, dasselbe unmöglich, wenn er im Netz vor mir liegt und ich ihn als Karpfen erkenne.

Frage behandeln, ob es richtig ist, daß das Nichts ein bloßes Denkerzeugnis sei, aber können unabhängig von einer solchen Untersuchung über das Verhältnis des Unmöglichen zum Denken folgendes sagen. Das Unmögliche zeigt uns die Grenze unseres Denkens an, über die es nicht hinausgreifen kann, ohne ins Leere zu stoßen, sich selbst aufzuheben, sich selbst zu vernichten, eine Grenze, die es sich nicht selbst gesetzt hat, sondern die ihm ohne sein Zutun gesetzt ist, die ein Notwendiges, der Willkür Entrücktes ist. Wir können aus dem Unmöglichen keinen Schluß ziehen, und es steht nicht zu irgendeinem Gegenstand des Denkens in der Grund-Folge-Beziehung. Daraus, daß etwas ein α ist, das kein α ist, oder daraus, daß etwas ein α und eben dieses Etwas kein α ist, kann ich weder schließen, daß es ein α sei, noch daß es kein α sei. Jedes Denken hat einen Gegenstand, und jeder Gegenstand hat eine Beziehung zum Seienden, auch das Mögliche hat sie, insofern als es als Seiendes gedacht wird, insofern als seine Möglichkeit auch im Falle der Unwirklichkeit die Möglichkeit ist, wirklich zu sein. Diese Beziehung aber fehlt dem Unmöglichen, daher ist es kein Gegenstand des Denkens. Wäre es anders, so zerfielen die Gegenstände des Denkens und damit das Denken selbst in zwei getrennte Bezirke, die nichts miteinander zu tun hätten. Das Unmögliche ist nicht ein Gegenstand des Denkens, sondern seine Grenze, was nicht ausschließt, daß das Denken sich dieser Grenze bewußt werde und sie genau zu bestimmen sucht, zum Teil in höchst schwierigen Gedankengängen. Wir sagen auch, daß das Unmögliche mit innerem Widerspruch behaftet sei, wobei wir das Widersprechen als ein Sprechen wider das Denken auffassen können. Eine ganz andere Rolle spielt die Grenze *innerhalb* des Möglichen zwischen Wirklichem und Unwirklichem, jenseits derer das Denken keineswegs aufhört, vielmehr beispielsweise fortfährt, seine Schlüsse zu ziehen. Weil diesseits wie jenseits derselben eine Beziehung zu Seiendem besteht, kann sie durch Untersuchung am Seienden und nur auf diesem Wege festgestellt werden, während die Grenze zwischen dem Möglichen und Unmöglichen, wenn überhaupt, so nur durch reines Denken festgestellt werden kann, dem sie einleuchten muß, um als solche erkannt zu werden. Daraus folgt, daß die Eigenschaft eines Urteils, das Unmögliche auszusagen, nur an seiner Form haften kann, nicht an seiner Materie, die durch Beziehung des Urteils zu Seiendem bestimmt wird. Fragt man nun, durch welche Denkschritte wir zum Unmöglichen, d. h. zur Grenze des Denkens gelangen, so haben die beiden oben angeführten Beispiele bereits eine Antwort gegeben. Wir gelangen dahin durch konjunktive Verknüpfung gewisser möglicher Sachverhalte, die wir alsdann als logisch unverträglich bezeichnen, oder durch Unterordnung eines beliebig Seienden unter gewisse Begriffe, die wir als unmöglich bezeichnen können, wie den Begriff des α , das kein α ist. Auch dieser Begriff ist „unechtes Gold“, da alles Seiende zu ihm in derselben Beziehung steht,

der Beziehung der Beziehungslosigkeit. – Aber auch die Bildung gewisser Mengen, z. B. von Mengen, die sich selbst als Element enthalten, führt zu dem Unmöglichen, das unserem Denken ein Ziel setzt. Angesichts dieser Tatsachen liegt die Frage nahe, ob jede Betätigung des reinen Denkens, die durch schöpferische Vorleistungen bedingt ist, an dasselbe Ziel gelangen kann. Gibt es auch Implikationen, die Unmögliches aussagen? Dieser Fall scheint vorzuliegen, wenn wir von einer Aussage behaupten, daß sie ihr eigenes Negat impliziere, z. B. daß „Herakles ist schon bei Lebzeiten zu den Göttern versetzt worden“ impliziere, daß Herakles nicht zu ihnen versetzt sei, allgemein, daß irgendeine Aussage p_i ihr Negat \bar{p}_i impliziere. Allein hier wird keineswegs Unmögliches ausgesagt. Die Implikation sagt lediglich aus, daß die Wahrheitswerte des Vorder- und Nachsatzes zu der Gruppe *mw*, *fw*, *ff* gehören, und das tun sie bei dem oben genannten Beispiel von Herakles in der Tat, da ihre Wahrheitswerte *fw* sind. Die Aussage stellt also nicht nur Unmögliches dar, sondern sie ist auch wahr und findet ihre Deckung im Seienden, und es ist nicht abzusehen, warum das nicht so sein sollte. Vertauschen wir aber Implikans und Implikat, so ist das Ausgesagte zwar ein Unwirkliches, aber nicht das Unmögliche. Daß wir hier geneigt sind, einen Widerspruch anzunehmen, liegt daran, daß wir die Implikation in unklarem Denken durch den Wenn-So-Satz, also die Aussage einer logischen Grund-Folge-Beziehung ersetzen und damit behaupten, der hier vollzogene Übergang mache den Anspruch darauf, allgemein gültig zu sein, es gelte also für alle Aussagen p : $p \rightarrow \bar{p}$, womit wir in der Tat die Stelle erreicht haben, an der das Denken sich selber aufhebt, also den inneren Widerspruch.

Unsere Erörterungen nötigen uns, frühere Bestimmungen genauer zu fassen, um sie vor Mißverständnissen zu bewahren. Wir haben früher erklärt, zwei Urteile haben die gleiche Form, wenn sie durch Vertauschung der Begriffe ineinander übergangen. Würden wir hierbei auch die Vertauschung des unmöglichen Begriffs durch einen möglichen zulassen, so würde die Aussage, daß ein beliebiger Gegenstand unter einen unmöglichen Begriff falle, einen möglichen Tatbestand ergeben, da man ja nur den möglichen Begriff durch einen solchen möglichen zu ersetzen brauchte, unter den der Gegenstand tatsächlich fällt, um die mit der gegebenen formgleiche Aussage eines Wirklichen zu erhalten. Daher muß bei Feststellung der Formgleichheit der Ersatz des möglichen Begriffs durch den unmöglichen und umgekehrt ausgeschlossen werden. – Auch der Begriff des leeren Begriffs bedarf einer Fassung, die ihn vor Unklarheit schützt. Versteht man unter ihm einen Begriff, unter den kein Gegenstand fällt, so umfaßt er auch den unmöglichen, und wir können diesen definieren als einen Begriff, dessen Leerheit einsichtig erkannt werden kann; beschränkt man ihn auf den Bereich des Möglichen, so kann der unmögliche Begriff nicht in dieser Weise, sondern nur

aus dem Begriff des Unmöglichen heraus erklärt werden. Aber noch eine andere Definition desselben scheint sich uns darzubieten, wenn wir den Begriff der Formgleichheit, den wir nur auf Urteile angewandt haben, sinngemäß auf Begriffe übertragen. Man könnte dann definieren, ein Begriff sei unmöglich, wenn weder unter ihn noch unter einen ihm formgleichen ein Gegenstand fällt. Ohne Zweifel ist damit eine notwendige Bedingung dafür, daß ein Begriff unmöglich sei, richtig getroffen, aber es fragt sich, ob sie auch hinreichend sei. Es ist doch immerhin denkbar, daß zufälligerweise weder unter den fraglichen Begriff noch unter irgendeiner formgleichen irgendein Gegenstand fällt, ohne daß er deswegen unmöglich zu sein brauchte. Mag also auch diese Definition aus dem Umfang heraus in allen Fällen praktisch richtig sein, so geht sie doch an dem Wesen der Sache vorbei. Übrigens könnte man dasselbe Bedenken auch geltend machen gegen unsere Erklärung, ein möglicher Sachverhalt sei ein solcher, der ausgesagt werde von einem Urteil, das formgleich ist mit einem einen wirklichen Sachverhalt wiedergebenden, kürzer ausgedrückt, zu jedem möglichen Sachverhalt gäbe es einen wirklichen von gleichem Aufbau. Wollte man dem Bedenken Platz einräumen, so müßte man statt dessen sagen, möglich sei ein Sachverhalt, wenn wir ihn als wirklich denken können, ohne zu wissen, ob er es ist. – Wie unsere Erörterungen zeigen, kann unser Denken die Grenze, jenseits derer es sich selber aufhebt, sich selbst zum Nichts macht, auf verschiedenen Wegen oder, mit einer anderen Wendung des Bildes, an verschiedenen Stellen erreichen. Allen diesen Wegen aber ist es gemeinsam, daß sie nicht lange Gedankengänge, schwierige Konstruktionen erfordern, sondern daß es nur eines Schrittes bedarf, um die Grenze zu erreichen; daß unser Denken – wiederum bildlich gesprochen – sich dauernd in der Nähe des Nichts befindet, das ihm Halt gebietet. Um so bemerkenswerter ist es, daß die Entscheidung der Frage, ob die Grenze erreicht, ja ob sie überschritten sei, oft schwieriger und langwieriger Untersuchungen bedarf; man denke an die Jahrhunderte währenden Bemühungen der Mathematiker zu entscheiden, ob die Verbindung der übrigen Axiome der euklidischen Geometrie mit dem Negat der Parallelaxiome einen Widerspruch enthalte oder nicht.

Den inneren Widerspruch fassen wir auf als die Eigenschaft eines Urteils, das Unmögliche auszusagen. Diese Erklärung scheint mir die einzige zu sein, die das Wesentliche trifft. Es ist nicht möglich, ja geradezu falsch, den inneren Widerspruch als die gleichzeitige Aussage eines Urteils und seines Negats, also von p und \bar{p} , zu erklären und demgemäß den äußeren Widerspruch als die Beziehung zwischen einem Urteil und seinem Negat. Denn der Widerspruch ist, wie schon oben erwähnt, nicht auf diesen Fall beschränkt, er besteht nicht nur zwischen p und \bar{p} , sondern auch zwischen allem, woraus p logisch folgt, und \bar{p} . Man müsse also, um auf diesem Wege

zu dem Begriff des Widerspruches zu gelangen, bereits wissen, was Logik ist und wie sie zu ihren Erkenntnissen gelangt. Aber gerade dazu bedarf man, wie sich zeigen wird, bereits der Erkenntnis der Begriffe des Möglichen und Unmöglichen. Man versucht selber das Unmögliche, wenn man den Widerspruch und damit das Nichts auf die Negation zurückzuführen sucht, womit freilich noch nicht gesagt ist, daß umgekehrt das Negieren auf das Nichts zurückgehe¹². – Ebenso wenig ist es zulässig, den inneren Widerspruch einer Aussage darin zu erblicken, daß es keine mit ihr formgleiche gibt, die etwas Wirkliches aussagt; diese Zurückführung auf den Umfang seines Begriffes und damit auf dessen Beziehung zum Wirklichen geht zum mindesten an dem Wesen der Sache vorbei.

Wir wollen endlich Sätze über die Ergebnisse konjunktiver Verknüpfungen von Wirklichem, Unwirklichem, möglichem, unmöglichem Sachverhalten angeben. Die konjunktive Verknüpfung von Wirklichem mit Wirklichem gibt wieder Wirkliches, die von Unwirklichem mit Unwirklichem wieder Unwirkliches, die von Möglichem mit Möglichem dagegen nur in manchen Fällen Mögliches, in anderen Unmögliches. Wir bilden ferner die Begriffe des Möglichkeitsbereiches und des vollständigen Möglichkeitsbereiches. Zu einem Möglichkeitsbereich sollen mögliche Sachverhalte dann und nur dann gehören, wenn ihre konjunktive Verknüpfung wieder nur Mögliches ergibt, so z. B. die Ereignisse eines Mythos, und der Möglichkeitsbereich soll vollständig heißen, wenn zu ihm *alle* Sachverhalte gehören, die, mit einem der übrigen verknüpft, Mögliches ergeben. Eine beliebige Gruppe wirklicher Sachverhalte bildet dann einen Möglichkeitsbereich und die Gesamtheit *aller* wirklichen Sachverhalte einen vollständigen, da man keinen neuen möglichen (in diesem Falle unwirklichen) Sachverhalt hinzufügen kann, ohne durch Verknüpfung das Unmögliche zu erhalten. Würde man z. B. zu der Menge aller wirklichen Sachverhalte den in einer Stunde erfolgenden Fußmarsch von Berlin nach Hamburg hinzufügen, so geriete man in Widerspruch zu dem wirklichen Mengensachverhalt, daß alle auf der Erde wandernden menschlichen Fußgänger eine geringere Geschwindigkeit als 50 km in der Sekunde haben; das führt zu der leicht mißzuverstehenden Behauptung, daß alles, was die Möglichkeit hat, wirklich zu sein, auch wirklich ist.

(Fortsetzung folgt.)

¹² Das letztere behauptet in einem ungleich größeren Zusammenhang Heidegger, siehe z. B. „Was ist Metaphysik“ (1928), S. 22.

DER PHÄNOMENALISMUS UND SEINE SCHWIERIGKEITEN

VON WOLFGANG STEGMÜLLER, INNSBRUCK

I. Philosophie der Quantenmechanik und Phänomenalismus

Die moderne Physik stellte mehrfach eine Herausforderung an den Philosophen dar, zwang sie ihn doch, grundlegende Änderungen in seinen Vorstellungen von Raum, Zeit und Kausalität vorzunehmen. Andererseits erheischte sie selbst eine eingehende erkenntnistheoretische Analyse, da die logischen Voraussetzungen der neuen Begriffs- und Theorienbildungen zunächst noch nicht hinreichend geklärt waren und vermeintliche Unstimmigkeiten und Widersprüche beseitigt werden mußten. Die Situation ist jedoch eine andere in bezug auf die Relativitätstheorie als in bezug auf die Quantenphysik. Dort ist eine einwandfreie Begriffsklärung, die in erkenntnistheoretischer Hinsicht ebenso befriedigend ist wie in physikalischer, tatsächlich gelungen. Ernsthaftige Einwendungen gegen die philosophische Deutung der Relativitätstheorie, wie sie beim ersten Bekanntwerden dieser Lehre und auch später noch in zahllosen Formen vorgebracht wurden, treten heute nicht mehr auf. Dies war nicht zuletzt das Verdienst von H. Reichenbach, der in seiner „Philosophie der Raum-Zeit-Lehre“ eine auch in philosophischer Hinsicht vollkommen befriedigende Darstellung der relativistischen Raum-Zeit-Theorie gegeben hat. Derselbe Verfasser hat in seinem Werk „Philosophische Grundlagen der Quantenmechanik“¹ eine analoge Klärung der logischen Grundlagen der Quantentheorie zu geben versucht. Während Reichenbachs Raum-Zeit-Lehre von den theoretischen Physikern allgemein anerkannt wurde, ist seine philosophische Deutung der Quantenphysik auf erheblichen Widerstand gestoßen. Reichenbach sieht darin nämlich keinen anderen Weg, um aus bestimmten, als „kausale Anomalien“ bezeichneten Schwierigkeiten herauszukommen, als den, die klassische zweiwertige Logik preiszugeben und sie durch eine Logik mit drei Wahrheitswerten zu ersetzen. Es wird wenige Physiker geben, die bereits im heutigen Stadium der Forschung eine derartige radikale Revision unseres wissenschaftlichen Weltbildes, welche selbst die allgemeinsten logischen Voraussetzungen nicht unberührt läßt, zu akzeptieren geneigt sind. Man wird versuchen, andere erkenntnistheoretische Voraussetzungen, die auch von Reichenbach gemacht werden, zu modifizieren und dadurch zu

¹ Deutsche Übersetzung von Maria Reichenbach, Basel 1949.

einer befriedigenden philosophischen Deutung der Quantentheorie zu gelangen. Tatsächlich ist eine solche anderweitige erkenntnistheoretische Neuorientierung denkbar. Um dies zu zeigen, müssen wir die Methode Reichenbachs etwas genauer betrachten. Es muß dabei allerdings darauf verzichtet werden, Details seiner im übrigen außerordentlich aufschlußreichen erkenntnistheoretischen Untersuchungen zu schildern. Es soll uns genügen, wenn es uns gelungen ist, klarzustellen, daß es der erkenntnistheoretische Realismus Reichenbachs ist, der ihn zu jenen Schwierigkeiten führt, die er dann mit Hilfe einer mehrwertigen Logik zu überwinden trachtet. Für einen konsequenten erkenntnistheoretischen Phänomenalismus würden diese Schwierigkeiten gar nicht auftreten. Wir geben dabei von vornherein zu, bloß eine ganz rohe Skizze zu entwerfen, welche die Richtung angibt, in welcher der Phänomenalist die Lösung der mit der Quantenmechanik auftretenden naturphilosophischen Rätsel suchen dürfte. Dieses Beispiel dient uns nur als Illustration für die außerordentliche Tragweite der erkenntnistheoretischen Diskussion zum Phänomenalismus. In den späteren Betrachtungen werden wir uns allein mit dem Phänomenalismusproblem als solchem beschäftigen.

Die Schwierigkeiten bei der Interpretation quantenmechanischer Vorgänge entstehen bekanntlich dadurch, daß freie Massenteilchen durch Beobachtung in einer *nicht voraussagbaren Weise* gestört werden. Das unbeobachtete Objekt ist also von dem beobachteten verschieden. Dieser Umstand führt Reichenbach zu der Frage nach dem Wesen unbeobachteter Dinge. Diese Frage tritt nach ihm innerhalb der klassischen Physik genau so auf wie innerhalb der Quantenmechanik; daher muß auch die Antwort in beiden Fällen prinzipiell dieselbe sein. Er beginnt mit folgender Frage: Woher wissen wir, daß ein Baum, den wir zunächst ansehen, auch dann an seinem Ort bleibt, wenn wir ihn nicht mehr ansehen?² Die Antwort, daß wir wieder hinsehen und dadurch verifizieren können, daß er in der Zwischenzeit nicht verschwunden ist, hilft uns nicht weiter. Denn auf diese Weise verifizieren wir nur die Behauptung, daß der Baum immer da ist, wenn wir hinschauen, was nicht die Möglichkeit ausschließt, daß er stets verschwindet, wenn wir wegsehen. Eine solche Veränderung des Objektes durch die Beobachtung kann widerspruchsslos angenommen werden trotz der Tatsache, daß keine Änderung vor sich gegangen zu sein scheint. Reichenbach konstruiert den Fall so, daß dagegen kein Einwand vorzubringen ist, z. B. durch Beschränkung auf den Fall, wo niemand, also auch nicht andere Personen, den Baum sehen usw. Um die Möglichkeit auszuschalten, daß man die Existenz des Baumes aus seinen Wirkungen (z. B. dem Schatten, den er wirft) erschließen könnte, nimmt er an, daß sich die Gesetze der Optik immer ändern, wenn das Objekt nicht be-

² A. a. O., S. 29 ff.

obachtet wird, so daß also z. B. ein Schatten ohne dazugehörigen Baum beobachtet werden kann. Aus der widerspruchsfreien Durchführbarkeit dieses Gedankens folgert Reichenbach, daß es mehr als eine einzige wahre Beschreibung unbeobachteter Vorgänge gäbe, nämlich eine ganze Klasse von gleichwertigen Beschreibungen, die man alle mit dem gleichen Recht benutzen könnte. So könnte man z. B. annehmen, daß der Baum, sobald wir nicht mehr hinsehen, sich in zwei Bäume verwandelt, die optischen Gesetze sich jedoch zugleich in der Weise ändern, daß zwei Bäume nur einen Schatten werfen usw. Dagegen würde die Annahme, daß der Baum sich beim Wegsehen in zwei Bäume verwandelt und alle optischen Gesetze gleich bleiben, mit den tatsächlichen Beobachtungen (ein einziger Schatten) nicht in Einklang zu bringen sein. Die Beschreibungen unbeobachteter Dinge sind also keineswegs ganz willkürlich, sondern müssen in zulässige und unzulässige eingeteilt werden. Es gibt stets unbegrenzt viele zulässige Beschreibungen, die alle als wahr betrachtet werden können. Wir sondern aus diesen eine (von uns üblicherweise als „die wahre Beschreibung“ bezeichnet) aus, indem wir kraft Konvention die beiden Prinzipien voraussetzen, daß die Naturgesetze die gleichen sind, ob die Objekte beobachtet werden oder nicht, sowie daß der Zustand der Objekte derselbe ist, ob die Objekte beobachtet werden oder nicht. Das so erhaltene System wird „*Normalsystem*“ genannt. Was dieses Normalsystem von den übrigen im Grunde ebenso „wahren“ zulässigen Beschreibungen auszeichnet, ist allein die mit ihm verbundene deskriptive Einfachheit.

Diese Gedanken werden der Deutung quantenmechanischer Vorgänge zugrunde gelegt. Reichenbach unterscheidet hier zwischen *Phänomenen* und *Interphänomenen*. Der erste Ausdruck wird von ihm in einem etwas weiteren Sinn genommen als in dem streng erkenntnistheoretischen. Er versteht darunter nicht allein sinnlich wahrnehmbare Vorgänge, sondern schließt darin auch Geschehnisse ein, die aus makroskopischen Daten leicht erschließbar sind, nämlich Koinzidenzen wie Zusammenstöße zwischen Elektronen usw. Jene Geschehnisse, welche sich zwischen den Koinzidenzen ereignen, wie z. B. die Bewegung eines Elektrons vom Ausgangspunkt bis zum Anprall an eine andere Materie, werden Interphänomene genannt. Diese Unterscheidung ist nach Reichenbach das quantenmechanische Analogon zum Unterschied zwischen beobachtbaren und unbeobachtbaren Dingen, da auch die Interphänomene nur dadurch gewonnen werden können, daß man an der Welt der Phänomene gewisse Interpolationen vornimmt. Bei der Beschreibung der Interphänomene stößt man jedoch auf die bekannten Schwierigkeiten. Wenn man Teilchen von einem bestimmten Punkt aus durch den einzigen Schlitz einer Blende auf einen dahinter befindlichen Schirm schießt, so werden die Teilchen durch den Anprall an die Blende von ihrer Bahn abgelenkt; sie erzeugen auf dem Schirm ein Inter-

ferenzmuster, welches der Wahrscheinlichkeitsverteilung der Stöße entspricht, die an der Blende auf die Teilchen ausgeübt werden. Diese Beschreibung stellt die sog. „Korpuskelinterpretation“ dar. Nach der Welleninterpretation gehen vom Ausgangspunkt (Strahlungsquelle) gar keine Teilchen, sondern sphärische Wellen aus, von denen ein kleiner Teil durch die Blende hindurchgeht; da diese Wellen aus verschiedenen Wellenzügen bestehen, ergibt ihre Überlagerung das Interferenzmuster am Schirm. Dieses Muster kann daher sowohl nach der einen wie nach der anderen Interpretation gedeutet werden. Die Welleninterpretation zieht jedoch eine kausale Anomalie nach sich. Während nämlich die Welle, so lange sie den Schirm noch nicht erreicht hat, eine ausgedehnte Oberfläche (Halbkugel) mit dem Zentrum der Blende bedeckt, ruft sie, sobald sie den Schirm erreicht hat, dort nur an einem einzigen Punkt einen Lichtblitz hervor, verschwindet dagegen an allen übrigen Punkten; sie wird durch den Lichtblitz an dem einen Punkt „verschluckt“. Dieser Vorgang widerspricht den für beobachtbare Ereignisse geltenden Gesetzen. Nur die Korpuskelinterpretation führt somit in diesem Fall zu einem Normalsystem. Umgekehrt liegen die Dinge, wenn man ein Experiment betrachtet, für welches die Blende zwei verschiedene Schlitze aufweist. Nach der Korpuskelauffassung gehen jetzt die Teilchen manchmal durch die eine, manchmal durch die andere Blende und es entsteht wieder ein Interferenzmuster auf dem Schirm. Dieses Muster ist jedoch nicht identisch mit jenem, das sich aus der Überlagerung der beiden Muster ergäbe, die bei Hindurchgang der Teilchen durch je einen der beiden Schlitze für sich entstünden. Dies kann man empirisch dadurch überprüfen, daß man zunächst den einen Schlitz schließt, später diesen öffnet und den anderen schließt und das auf diese Weise durch Überlagerung entstehende Interferenzmuster untersucht. Es ergibt sich, daß es tatsächlich von jenem Muster abweicht, das bei gleichzeitiger Öffnung beider Schlitze entstünde. Für die Korpuskelinterpretation stellt dies offenbar eine kausale Anomalie dar; denn die durch einen Schlitz hindurchgehenden Teilchen verhalten sich anders, je nachdem, ob der andere Schlitz ebenfalls offen ist oder nicht. Man muß daher eine Fernwirkung annehmen, die vom einen Schlitz auf den anderen ausgeübt wird und die dort erfolgenden Stöße der Teilchen beeinflusst. Bei Zugrundelegung der Welleninterpretation entsteht keine solche kausale Anomalie, falls man die weitere Voraussetzung macht, daß die von der Strahlungsblende ausgehenden Wellen sich nicht im offenen Raum ausbreiten, sondern auf zwei enge Kanäle beschränkt sind, die zunächst in der Richtung auf die beiden Schlitze gehen und von dort aus zu jenem Punkte am Schirm führen, auf dem der Lichtblitz erfolgt. In diesem Falle führt also bloß die Welleninterpretation zu einem Normalsystem für die Interphänomene. Wie Reichenbach an späterer Stelle beweist, kann es überhaupt keine, uns evtl. noch unbekannte Interpretation geben, die

frei von kausalen Anomalien ist, woraus man die Schlußfolgerung ziehen kann, daß die Klasse der Beschreibungen der Interphänomene kein Normalsystem enthält. Bei diesen Überlegungen wird natürlich stets vom Heisenbergschen Unbestimmtheitsprinzip Gebrauch gemacht, wonach über die Vorgänge zwischen Ausgangspunkt und Lichtblitz am Schirm durch Beobachtung kein Aufschluß zu erhalten ist, da jede derartige Beobachtung den betreffenden Vorgang stören würde.

Diese Betrachtungen zeigen nach Reichenbach, daß es falsch wäre, zu behaupten, daß *alle* Interphänomene den für Phänomene geltenden Gesetzen gehorchen, daß man aber trotzdem sagen kann, daß *jedes* Interphänomen diesen Gesetzen gehorche; denn obwohl wir kein Normalsystem für alle diese Phänomene besitzen, verfügen wir doch über ein Normalsystem für jedes Interphänomen³. Reichenbach nennt dies das Prinzip der Eliminierbarkeit kausaler Anomalien. Die Situation ist analog dem Auftreten von zwei Singularitäten am Nord- und Südpol bei Benutzung eines orthogonalen Koordinatensystems auf einer Kugel. Wir können diese Singularitäten durch Einführung eines anderen Koordinatensystems lokal wegtransformieren, wiewohl es kein Koordinatensystem gibt, für welches Singularitäten überhaupt nicht auftreten (sie treten dann jeweils an zwei anderen Punkten in Erscheinung). Analog kann man in der Quantenphysik für jedes Interphänomen kausale Anomalien durch Einführung eines geeigneten Normalsystems „lokal wegtransformieren“, während es nicht ein einziges Normalsystem gibt, welches diese Wegtransformation von Anomalien für alle Interphänomene zugleich besorgen würde.

Die obige Darstellung ist im übrigen bereits eine Abschwächung der tatsächlich entstehenden Schwierigkeiten. Es verhält sich nämlich gar nicht so, daß man wirklich für jedes Interphänomen ein Normalsystem aufstellen kann. Für den Fall zweier offener Schlitze z. B. kann man durch Beobachtung zeigen, daß die Wahrscheinlichkeit, wonach ein Teilchen durch irgendeinen der beiden Schlitze hindurchgeht, gleich der Summe der beiden Wahrscheinlichkeiten ist, daß ein Teilchen durch den einen oder daß es durch den anderen Schlitz hindurchgeht. Es ist leicht zu sehen, daß jedoch in diesem Falle die Welleninterpretation zu kausalen Anomalien führt⁴. Das Eliminationsprinzip muß daher dahingehend verschärft werden, daß man nicht für jedes Interphänomen, sondern nur für jede Frage, die Interphänomene betrifft, ein Normalsystem einführen kann, welches kausale Anomalien beseitigt. Bei ein und derselben experimentellen Anordnung können verschiedene Fragen gestellt werden, für die verschiedene Normalsysteme erforderlich werden.

Interpretationen, in denen eine vollständige Reihe von Definitionen

³ A. a. O., S. 47.

⁴ A. a. O., S. 49.

für die Werte unbeobachteter Größen aufgestellt wird (so daß also z.B. die Teilchen alle zugleich einen bestimmten Ort und einen bestimmten Impuls haben), nennt Reichenbach *erschöpfend*. Alle erschöpfenden Interpretationen führen zu kausalen Anomalien. Reichenbach zieht daher noch eine andere Gruppe von Interpretationen in Erwägung, die er *einschränkende Interpretationen* nennt. Eine solche Interpretation wurde von Bohr und Heisenberg eingeführt. Sie beruht auf der Einschränkungsgregel, daß nur Aussagen über gemessene Größen sinnvoll seien, Aussagen über Interphänomene hingegen als sinnlos ausgeschieden werden müssen. Bei dieser Interpretation gewinnt man das Theorem, daß von zwei komplementären Aussagen – d.h. Aussagen über gleichzeitige Werte unvertauschbarer Größen, also solcher Größen, deren gleichzeitige Messung nicht möglich ist – höchstens die eine sinnvoll ist, die andere hingegen sinnlos⁵. Darin kommt die höchst merkwürdige Tatsache zum Ausdruck, daß ein physikalisches Gesetz die Gestalt einer metatheoretischen semantischen Regel über die Sinnhaftigkeit von Ausdrücken annimmt. Da weiter in dieser Regel erst die Bedingungen dafür formuliert werden, daß Ausdrücke sinnvoll sind, müssen auch sinnlose Ausdrücke in die physikalische Sprache mit aufgenommen werden, während doch gewöhnlich nicht physikalische Gesetze, sondern linguistische Konventionen, durch welche die Sprache festgelegt wird, darüber entscheiden, welche Ausdrücke sinnvoll sind und welche nicht. All dies ist natürlich außerordentlich unbefriedigend. Zur Vermeidung dieser Nachteile schlägt Reichenbach eine andere Form der einschränkenden Interpretation vor. Es wird eine dreiwertige Logik aufgebaut, welche außer den beiden Wahrheitswerten „wahr“ und „falsch“ noch den dritten Wahrheitswert „*unbestimmt*“ aufweist. Aussagen über unbeobachtbare Größen sind dann im Gegensatz zur vorigen Interpretation sinnvoll, aber weder wahr noch falsch, sondern unbestimmt. Die Regeln der von Reichenbach entwickelten dreiwertigen Logik sind so geartet, daß Aussagen über unbeobachtete Größen mit Aussagen über beobachtete Größen verknüpft werden dürfen – im Gegensatz zur Bohr-Heisenbergschen Interpretation –, jedoch jene Aussagen, welche kausale Anomalien zum Inhalt haben, niemals den Wert „wahr“ erhalten können. Auf diese Weise werden nach Reichenbach in zweckmäßigster Weise kausale Anomalien unterdrückt⁶.

Gegen die Reichenbachsche Theorie wurden im einzelnen verschiedene Einwendungen vorgebracht⁷; wir wollen uns auf deren Diskussion nicht einlassen, sondern vielmehr fragen: Was wird ein

⁵ A. a. O., S. 157.

⁶ A. a. O., S. 174 ff.

⁷ So z. B. hat E. Nagel (Journ. of Philos., 1946, Nr. 9) die Ansicht vertreten, daß der angeblich dritte Wahrheitswert „unbestimmt“ nur ein anderes Wort sei für „unverifizierbar“.

radikaler Phänomenalist zu dieser Theorie Reichenbachs sagen? Er wird vermutlich darauf hinweisen, daß alle Diskussionen bei Reichenbach auf einem falschen erkenntnistheoretischen Realismus beruhen. Der entscheidende Punkt in der Reichenbachschen Analyse ist der Begriff des *Interphänomens*. Das Operieren mit einem solchen Begriff setzt voraus, daß es eine reale Welt von Dingen und Prozessen gibt, die sich zwischen den Phänomenen abspielt. Beginnen wir zunächst damit, demgegenüber die phänomenalistische Ansicht am Reichenbachschen Baum-Beispiel zu illustrieren. Reichenbach fragt, woher wir wissen können, daß der Baum an seiner Stelle bleibt, wenn wir nicht hinsehen. Der Phänomenalist wird hierzu bemerken, daß wir vorerst den Sinn einer Aussage über ein solches unbeobachtetes Ding feststellen müssen, bevor wir nach der Wahrheit dieser Aussage fragen können. Und nach phänomenalistischer Ansicht ist diese Aussage nur dann sinnvoll, wenn sie synonym ist mit einer Aussage über Phänomene. Der moderne Phänomenalist wird natürlich nicht in den Fehler Berkeleys verfallen, zur Formulierung seines Standpunktes nur die rohe Formel „esse est percipi“ zu verwenden; denn dann müßte ich entweder den nicht beobachteten Baum hinter mir für nichtseiend ansehen oder so wie Berkeley die Zuflucht zu einem unendlichen Geist nehmen, der durch seine Wahrnehmung die von endlichen Geistern gerade nicht beobachteten Objekte im Sein erhält. Aussagen über unbeobachtete Objekte müssen vielmehr als Aussagen über mögliche Wahrnehmungen oder Beobachtungen formuliert werden, genauer: als Konditionalsätze, welche besagen, daß das und das beobachtet wird, wenn die und die Bedingungen erfüllt sind. Ein einziger solcher Satz genügt natürlich nicht. Daher kann ich z. B. die Aussage, daß sich hinter mir ein Baum befindet, nicht etwa mit dem Konditionalsatz für synonym erklären, „wenn ich mich umdrehe, werde ich einen Baum sehen“; denn ich könnte dabei auch eine Halluzination erleiden oder der Baum könnte in der Zwischenzeit verschwunden sein. Es ist die Aufgabe der phänomenalistischen Theorie, Dingen Aussagen in einer einwandfreien Weise in Sätze über „mögliche Beobachtungen“ zu übersetzen. Wir werden die Schwierigkeiten dieser Theorie später eingehend behandeln; für den Augenblick wollen wir fingieren, daß die Übersetzung in die phänomenalistische Sprache tatsächlich gelungen sei. Dann kann der Phänomenalist mit Recht sagen, daß solche Fragen wie die, ob der Baum sich verdoppelt habe oder verschwunden sei, sinnlos seien. „Hinter mir steht ein Baum“ bedeutet ja danach nichts anderes als „unter den und den Bedingungen werden die und die Beobachtungen gemacht“. „Hinter mir steht kein Baum“ bzw. „hinter mir stehen zwei Bäume“ müßte dagegen in ganz anderer Weise in die Beobachtungssprache übersetzt werden. Liegen daher die Verhältnisse in der beobachteten Welt eindeutig fest, so auch in der nicht beobachteten; denn das Sprechen über nicht beobachtete Dinge ist nur eine mehr oder

weniger komplizierte Form des Sprechens über Beobachtungen Reichenbach ist zwar kein starrer Realist in dem Sinne, daß er für das Unbeobachtete nur eine einzige Möglichkeit für wahr hält. Aber er ist doch nur ein „konventionalistisch aufgelockerter“ Realist, wenn er sagt, daß es eine ganze Klasse von zulässigen Beschreibungen gibt (von denen dann eine die Normalbeschreibung darstellt). Für ihn sind die Phänomene die Invarianten der Beschreibung; die Interphänomene können dagegen durch verschiedene zulässige Beschreibungen eingeführt werden. Für den Phänomenalisten sind die Phänomene überhaupt alles; es gibt darüber hinaus nicht noch etwas anderes. Dies bedeutet keineswegs eine Leugnung unbeobachteter Gegenstände, da der Phänomenalist, wie erwähnt, in die Klasse der Aussagen über die phänomenale Welt nicht nur kategorische Sätze, sondern auch Konditionalsätze von bestimmter Art miteinbezieht.

In bezug auf die Deutung quantenmechanischer Vorgänge äußert sich der Realismus Reichenbachs darin, daß er die Interphänomene mit Hilfe von Modellen, die der klassischen Mechanik entnommen sind, zu interpretieren sucht. Dies ist die übliche Deutung und sie führt auch zu den üblichen Schwierigkeiten. Es wird gefragt: Bewegen sich Teilchen von der Strahlungsquelle in der Richtung auf den Schirm oder Wellen? Was aber ist der Sinn dieser Aussage? Die Situation ist hier aus einem sogleich ersichtlich werdenden Grunde komplizierter als im Falle des unbeobachteten Baumes. Wenn man den Einklang mit dem Phänomenalismus herstellen will, so muß man in zwei Schritten vorgehen. Der erste Schritt besteht in der Übernahme einer Feststellung E. Nagels, daß die quantenmechanischen Lehrsätze als „implizite Definitionen“⁸ quantenmechanischer Größen aufzufassen sind⁹. Insbesondere stellt die Unbestimmtheitsrelation eine Teildefinition subatomarer Elemente wie Elektronen, Protonen usw. dar. Zu diesen Beschaffenheiten gehört auch das, was man die „Lage“ oder „Geschwindigkeit“ solcher Elemente nennt. All diese Ausdrücke haben innerhalb der Quantenmechanik einen ganz anderen Sinn als innerhalb der klassischen Mechanik. Es ist daher gar nicht verwunderlich, wenn man für die Interphänomene kein Normalsystem im Sinne Reichenbachs konstruieren kann. Es bedeutet dies nichts anderes als daß man die Quantentheorie nicht mit Modellen zu interpretieren vermag, die aus einer ihr widersprechenden Theorie, nämlich der klassischen Mechanik, stammen. Die Interphänomene sollen mit Hilfe von Begriffen der klassischen Mechanik konstruiert werden; dies gelingt nicht, weil die Objekte der Quantenmechanik wesentlich andere

⁸ „Implizite Definition“ ist ein unglücklicher Ausdruck, der nun aber einmal eingebürgert ist und den wir daher im folgenden Zusammenhang verwenden, wie dies auch bei Nagel geschieht.

⁹ E. Nagel, „The Causal Character of Modern Physical Theory“, in: „Readings in the Philosophy of Science“, New York 1953, S. 419–437.

Beschaffenheiten aufweisen als die gleichnamigen Entitäten der klassischen Mechanik.

Ein Beispiel von Nagel möge dies verdeutlichen. Der Ausdruck „Zahl“ wurde zunächst nur für natürliche Zahlen gebraucht, später aber auch auf Brüche ausgedehnt. Brüche haben vieles mit den natürlichen Zahlen gemeinsam, vor allem lassen sie sich wie diese addieren, subtrahieren usw. Dagegen können wir von dem Bruch $\frac{1}{3}$ nicht sagen, ob er gerade oder ungerade ist, und zwar nicht deshalb, weil wir das dazu erforderliche Wissen nicht besitzen, sondern weil diese Frage überhaupt keinen Sinn hat. Analog kann man die Verwendung der Ausdrücke „Ort“ und „Geschwindigkeit“ in der Quantenmechanik als eine Ausdehnung des Sprachgebrauches der klassischen Physik ansehen. Die Bedeutung dieser Wörter ist nur implizit durch die Grundgleichungen der neuen Theorie und die sich daraus ergebenden Konsequenzen festgelegt. Demnach ist es in der Tat sinnlos, wenn man den Teilchen gleichzeitig sowohl einen Ort wie eine Geschwindigkeit zuschreibt; denn dies ist durch die Theorie ausgeschlossen. Die Sinnlosigkeit, von der hier die Rede ist, ist aber eine andere als die von Reichenbach im Zusammenhang mit der Darstellung der Bohr-Heisenbergschen Interpretation erwähnte. Reichenbach zieht hier nur die primitive Form des Phänomenalismus in Erwägung, der die Interphänomene überhaupt streicht, statt Aussagen über sie durch kompliziertere Aussagen über Beobachtbares zu ersetzen. Die Welt in dieser Weise auf das tatsächlich Beobachtete zu reduzieren und das nicht tatsächlich Beobachtete für nichtseiend zu erklären, ist in der Tat eine philosophisch höchst unbefriedigende Auffassung; die Wirklichkeit wird „durchlöchert“ und die Löcher werden nicht ausgefüllt. Wenn dagegen jetzt von der Sinnlosigkeit gesprochen wird, daß die Elektronen sowohl einen bestimmten Ort wie bestimmten Impuls haben, so ist dies nur Ausdruck dessen, daß die Wörter „Elektron“ sowie „Ort des Elektrons“ und „Impuls des Elektrons“ in der Quantenmechanik einen anderen Sinn haben als in der klassischen Physik, nämlich einen solchen, der die gleichzeitige Zuschreibung von Ort und Impuls an ein Teilchen ausschließt. Es ist daher irreführend, zu sagen, die Quantenmechanik leugne die Annahme, daß die Teilchen (im klassischen Wortsinne!) gleichzeitig einen bestimmten Ort sowie Impuls hätten; denn Teilchen im klassischen Sinne gibt es in der Quantenmechanik überhaupt nicht. Es ist dies ebenso irreführend wie die Behauptung, daß in der nichteuklidischen Geometrie das Parallelenaxiom negiert werde; denn das Parallelenaxiom setzt den Begriff der Geraden voraus, der durch die euklidischen Axiome definiert ist. Dieser Begriff der euklidischen Geraden aber kommt in der nichteuklidischen Geometrie gar nicht vor¹⁰. Ebenso ist es inkorrekt, wenn Reichenbach sagt, daß man keine

¹⁰ Man könnte nur dann davon sprechen, daß derselbe Begriff der Geraden sowohl in der euklidischen Geometrie wie in den nichteuklidischen Geo-

Definition der Interphänomene geben könne, welche die Forderung der normalen Kausalität erfülle. Besser sollte es heißen, daß man Interphänomene nicht durch ein realistisches Modell aus der klassischen Mechanik deuten könne, ohne dabei zu Anomalien zu gelangen. Statt sich zu wundern, daß sich nicht ein für alle Interphänomene geltendes Normalsystem konstruieren läßt, könnte man sich vielmehr wundern, daß uns im Falle einer „erschöpfenden Interpretation“ im Sinne Reichenbachs überhaupt für jede einzelne Frage die Konstruktion eines Normalsystems gelingt. Es wäre bei der außerordentlichen Verschiedenartigkeit von klassischer Mechanik und Quantenmechanik durchaus widerspruchsfrei denkbar, daß wir auch für einzelne Fragen kein Normalsystem konstruieren könnten, d.h. also, daß es uns nicht gelänge, uns von Problem zu Problem ein Modell aus der klassischen Mechanik zurechtzulegen.

Gegen die Anwendung des Begriffs der „impliziten Definition“ auf eine empirische Wissenschaft wie die Quantenmechanik wurde der Einwand vorgebracht¹¹, daß dieser Begriff nur auf formale mathematische Axiomensysteme anwendbar sei, deren Formeln gar keine Sätze, sondern bloße Satzschemas darstellen. Die Grundbegriffe eines solchen Systems werden überhaupt nicht interpretiert. In einer Realwissenschaft muß man hingegen durch „Zuordnungsdefinitionen“ den axiomatisch charakterisierten Begriffsschemata physikalische Gebilde zuordnen (wie z. B. Lichtstrahlen den Geraden usw.). Als Antwort auf diesen Einwand könnten neuere Untersuchungen über die Struktur theoretischer Systeme herangezogen werden, z. B. jene von C. G. Hempel¹². Es ist danach keineswegs erforderlich, daß alle Begriffe einer empirischen Theorie durch Definitionsketten oder etwas ähnliches auf unmittelbar beobachtbare Eigenschaften zurückführbar sein müssen. Nennen wir Begriffe, für die dies möglich ist, „*empirische Konstruktionen*“ und jene, für die sich dies

metrien verwendet wird, wenn man festsetzt, daß der Begriff der Geraden nur durch die Axiome der „absoluten Geometrie“ (= Axiome der euklidischen Geometrie minus Parallelenaxiom) implizit definiert sein soll. Die analoge Situation, wonach der Übergang von einem theoretischen System zu einem andersartigen durch Variation eines einzigen Prinzips erfolgt, ist für das Verhältnis von klassischer Physik und Quantenphysik nicht gegeben. Und selbst wenn sich der Unterschied zwischen diesen beiden Theorien auf solche Weise charakterisieren ließe, so könnte man nur dann davon sprechen, daß die Ausdrücke „Elementarteilchen“, „Elektron“ usw. in der klassischen Physik wie in der Quantenphysik denselben Sinn haben, wenn man gleichzeitig festsetzt, daß diese Begriffe nur durch jene Gesetzmäßigkeiten definiert sein sollen, die in beiden Theorien dieselben sind. Damit würde man aber im Gegensatz zum tatsächlichen Sprachgebrauch der Naturforscher zu viel abstrakteren und unbestimmteren Begriffen gelangen.

¹¹ So z. B. von A. Pap, „Analytische Erkenntnistheorie“, Wien 1955, S. 133.

¹² „Problems and Changes in the Empiricist Criterion of Meaning“, in: L. Linsky, „Semantics and the Philosophy of Language“, Urbana 1952.

als unmöglich erweist, „*theoretische Begriffe*“. Es wird heute allgemein angenommen, daß alle komplexeren Begriffe der theoretischen Physik wie „Gravitationspotential“, „Schrödingersche Ψ -Funktion“ usw. den Charakter von theoretischen Begriffen und nicht von empirischen Konstruktionen haben. Wie aber können Ausdrücke für diese theoretischen Begriffe überhaupt einen empirischen Sinn erhalten? Sie erhalten diesen Sinn auf indirektem Wege, nämlich durch den deduktiven Zusammenhang mit weniger allgemeinen Sätzen der Theorie, die in einer rein empiristischen Sprache abgefaßt sind, da in ihnen allein von empirischen Konstruktionen und direkt beobachtbaren Eigenschaften die Rede ist. Man darf also nicht von der radikalen Alternative ausgehen: Entweder sind die Begriffe der Theorie nur implizit durch die Axiome (oder Grundgleichungen usw.) definiert; dann handelt es sich überhaupt um keine empirische Theorie, sondern nur um ein formales mathematisches System ohne Interpretation. Oder aber die Theorie ist empirisch interpretierbar; dann müssen auch alle Ausdrücke der Theorie empirische Konstruktionen bezeichnen, die man letztlich auf beobachtbare Eigenschaften und Relationen zurückführen kann. Eine Theorie kann in den „niederen Stockwerken“ durchaus rein empiristisch in dem Sinne sein, daß hier alle Ausdrücke empirische Konstruktionen bezeichnen, für die eine direkte (kürzere oder längere) Zurückführbarkeit auf das Beobachtbare besteht. In den „höheren Stockwerken“, welche die allgemeinsten Prinzipien enthalten, können dagegen auch theoretische Begriffe vorkommen, die man nicht auf Beobachtbares zurückführen kann und die daher durch die Gesamtheit der für das System geltenden theoretischen Relationen als implizit definiert anzusehen sind. In der Quantenmechanik gehören insbesondere die Begriffe der subatomaren Teilchen und ihrer Eigenschaften zu den theoretischen Begriffen¹³. Der angeführte Einwand gegen die Anwendung des Begriffs der impliziten Definition auf diesen Fall ist daher unberechtigt. Wir erweitern unsere Theorien um theoretische Begriffe, um sie dadurch zu vereinfachen und wirksamer zu gestalten. Theoretische Begriffe aber sind verschieden, wenn die Theorien verschieden sind, durch welche ihre implizite Charakterisierung erfolgt. Darum ist die Identifizierung von klassischen Teilchen und quantenmechanischen Teilchen von vornherein ein Fehler.

Wenn man diesen Gedanken akzeptiert, dann scheint nur mehr ein ganz kurzer Schritt in den reinen Phänomenalismus zu führen. Man könnte zwar noch immer an der realistischen Vorstellung festhalten, daß die Interphänomene „an sich“ existieren, wenn wir uns auch kein anschauliches Bild von ihnen zu machen vermögen. Der

¹³ Dies ist der Unterschied zwischen den quantenmechanischen Interphänomenen und dem unbeobachteten Baum. Elektronen sind theoretische Begriffe, Bäume hingegen nicht.

Phänomenalist geht weiter. Solange wir die Meinung vertreten können, so wird er sagen, daß die Mikrowelt analoge Züge aufweist wie die Makrowelt, war es – obzwar bereits da streng genommen irreführend – psychologisch verständlich und berechtigt, ein realistisches Bild von den sich im unwahrnehmbar Kleinen hertumtummelnden subatomaren Vorgängen zu entwerfen. Heute wissen wir, daß diese Vorgänge sich jeder Vorstellbarkeit entziehen. Sollen wir da noch weiterhin an der realistischen Erkenntnistheorie festhalten und uns mit dem Gedanken an eine an sich seiende Mikrowelt herumquälen, deren gänzlich unvorstellbare Prozesse die Interphänomene zwischen den beobachtbaren Phänomenen ausmachen? Oder sollen wir nicht das Ockhamsche Rasiermesser zur Hand nehmen, um uns von diesen überflüssigen Entitäten zu befreien und die physikalische Theorie auf die Beschreibung struktureller und gesetzmäßiger Zusammenhänge der Makrowelt beschränken? Die Elimination bedeutet nicht, daß wir nun gezwungen sind, zu sagen „es gibt keine Elektronen“ usw. Der Satz „es gibt Elektronen“ ist nach wie vor wahr, aber er behauptet nicht die Existenz von unbeobachtbaren und unvorstellbaren Objekten, sondern ist eine abkürzende Form der Behauptung, daß die Makrowelt gewisse strukturelle Züge aufweist¹⁴. Der Phänomenalist verzichtet also auf die Einführung einer ansichseienden, von der beobachtbaren Makrowelt verschiedenen interphänomenalen Mikrowelt und beschränkt sich darauf, daß durch die quantenmechanischen Aussagen strukturelle Züge der phänomenalen Welt getroffen werden¹⁵. Gewisse dieser Züge kann man durch Messungen feststellen. Solche Messungen versetzen uns z.B. in die Lage, bestimmte Ψ -Funktionen zu konstruieren¹⁶ und aus den für diese Funktionen geltenden Gesetzen Aussagen über künftig zu beobachtende analoge Strukturen zu prognostizieren.

Mit der Reduktion der interphänomenalen Mikrowelt auf strukturelle Züge der phänomenalen Makrowelt scheint das Gespenst der kausalen Anomalien aus der Interpretation der Quantenmechanik verbannt werden zu können. Dahinter aber taucht das außerordentlich schwierige erkenntnistheoretische Problem auf, ob sich der Phänomenalismus wirklich als eine befriedigende philosophische

¹⁴ Wir gebrauchten bei allen Formulierungen die übliche inhaltliche Redeweise. Bezüglich des Verhältnisses von inhaltlicher und formaler Redeweise vgl. den folgenden Abschnitt.

¹⁵ „... das Wort Elektron ist nichts anderes als eine stenographische Bezeichnung für eine Struktur. Gehen wir über diese hinaus, so beginnen wir zu dichten.“ A. March, „Die physikalische Erkenntnis und ihre Grenzen“, Braunschweig 1955, S. 4.

¹⁶ Die Bestimmung der Ψ -Funktion aus Beobachtungen ist sehr klar bei Reichenbach geschildert; vgl. a. a. O., S. 105. Dieser Abschnitt ist wie überhaupt der ganze technische Teil des Reichenbachschen Buches von seiner philosophischen Interpretation vollkommen unabhängig.

Theorie durchführen läßt. Dieser Frage wollen wir uns im folgenden zuwenden. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß der erkenntnistheoretische Sinn von „Phänomen“ wesentlich enger ist als der von Reichenbach gebrauchte. Während Reichenbach unter Phänomenen auch nicht beobachtete Vorgänge versteht, die aus den beobachteten Dingen und Ereignissen leicht erschließbar sind, stellt für den Phänomenalismus im philosophischen Sinn nicht einmal alles Beobachtbare ein Phänomen dar, sondern nur die sogenannten „Sinnesdaten“. Auf sie soll alles zurückgeführt werden. Die *phänomenalistische These* ist die Behauptung, daß alle Dinge der Welt auf Sinnesdaten reduzierbar seien. Die *phänomenalistische Theorie* ist die Durchführung und Begründung dieses Programms.

II. Charakterisierung des Phänomenalismus

Während sich für den Realisten hinter der Erscheinungswelt eine – sei es erkennbare, sei es unerkennbare, – ansichseiende Realität verbirgt, ist für den Phänomenalisten die Erscheinungswelt alles; es gibt darüber hinaus für ihn nichts. So formuliert, scheint der Phänomenalismus eine bestimmte metaphysische These darzustellen, innerhalb welcher von der vollen Wirklichkeit der Dinge nur mehr die dünne Sphäre des sinnlich Wahrnehmbaren übrigbleibt. Aber dies ist ein Irrtum. Der Phänomenalist leugnet nicht, daß es Prozesse im Inneren von Fixsternen und unterhalb der Erdoberfläche gibt, daß auf fernen und unerreichbaren Planeten Wesen existieren mögen, die uns ewig unbekannt bleiben werden, ja nicht einmal, daß Atome und Moleküle existieren. Er erklärt dieses reale Universum von unübersehbar vielen Dingen und Vorgängen an Dingen nicht für fiktiv, sondern behauptet lediglich, daß diese gesamte Realität auf die phänomenale Welt zurückführbar sei: *Alle realen Dinge und Prozesse sind logische Konstruktionen aus Sinnesdaten.*

Nach realistischer Ansicht existiert eine von unseren Wahrnehmungen unabhängige reale Welt und die phänomenale Welt oder Erscheinungswelt ist nichts anderes als das Ergebnis zweier Faktoren, nämlich das kausale Produkt des Einwirkens physikalischer Vorgänge dieser Außenwelt auf unsere Sinnesorgane. Nach phänomenalistischer Ansicht ist jede Bezugnahme auf eine reale Außenwelt „hinter“ der phänomenalen Wirklichkeit so lange gegenstandslos, als diese Bezugnahme nicht mit Hilfe von solchen Begriffen vorgenommen wird, die der wahrnehmbaren Wirklichkeit entnommen sind. Der Phänomenalist verbietet nicht eine *kausale* Beschreibung des Zustandekommens einer Erscheinungswelt für uns in der Weise, daß man von physikalischen Prozessen spricht, die auf unsere Sinne einwirken. Er verlangt bloß, daß vorher die *logische* Aufgabe gelöst worden sei, den Begriff einer realen „bewußtseinsjenseitigen“ Welt

als eine „façon de parler“ zu erweisen, indem man diesen Begriff in der einen oder anderen Weise auf den Begriff der phänomenalen Welt reduziert, so daß alles Sprechen über eine reale Außenwelt nur eine abkürzende Form des Sprechens über sinnlich Wahrnehmbares ist. Daß ein bestimmtes Ding sich am Ort *p* (z. B. der Hinterseite des Mondes) befindet, oder ein bestimmter Prozeß sich am Ort *p* abspielt, bedeutet danach nichts anderes, als daß sich unter den und den Bedingungen solche und solche Wahrnehmungserlebnisse einstellen würden. Im einzelnen hat die phänomenalistische These zahlreiche verschiedene Formulierungen gefunden: daß Dinge Klassen von Sinnesdaten sind, daß sie Komplexe aus wirklichen und möglichen Wahrnehmungen darstellen, daß die reale Dingwelt aus permanenten Wahrnehmungsmöglichkeiten bestehe usw. Alle diese Formulierungen in inhaltlicher Redeweise haben noch immer den Nachteil, daß durch sie der Gedanke nahegelegt wird, es handle sich um eine bestimmte philosophische Theorie, welche als „subjektiver Idealismus“ einer realistischen Erkenntnistheorie gegenüberstehe. Wenn man nach dem Vorschlag Carnaps statt der inhaltlichen die formale Redeweise gebraucht, so wird sofort ersichtlich, daß es sich nicht um eine Theorie über die *Welt*, sondern höchstens um eine *Übersetzungstheorie* handelt. In der formalen Redeweise nämlich besagt die phänomenalistische These: *Alle Aussagen über die Dinge (und Prozesse an Dingen) sind zurückführbar auf Aussagen über Sinnesdaten*. Dies wird dann bisweilen, wenn wir uns in der Formulierung auf den Bereich des Physischen beschränken, so wiedergegeben, daß gesagt wird¹⁷: alle Aussagen über physische Objekte sind *übersetzbar* in Aussagen über Sinnesdaten; oder: Aussagen über physische Dinge sind *synonym* mit Aussagen über Sinnesdaten.

In diesen Formulierungen kommt stets der undefinierte Ausdruck „Sinnesdaten“ vor. Man hat bisweilen versucht, diesen Ausdruck durch eine explizite Definition näher zu bestimmen als „Gegenstand unmittelbarer Bekanntschaft“, „unmittelbar Gegebenes“ und dgl. Durch solche Bestimmungen wird aber nichts geliefert, da die Ausdrücke „gegeben sein“, „bekannt sein“ usw. in der Alltagssprache – und in dieser Alltagssprache erfolgt ja die Bestimmung – stets so verwendet werden, daß sie auch auf Objekte von nichtphänomenalem Charakter angewendet werden können. Wenn einem philosophisch unbelasteten Menschen gesagt wird, er habe vorhin gar nicht die Bekanntschaft eines anderen Menschen, sondern nur die Bekanntschaft eines Sinnesdatums gemacht, so wird er den Sprecher vermutlich für verrückt halten. Und wenn mich jemand fragt, was mir in diesem Augenblick in der Wahrnehmung unmittelbar gegeben sei, so werde ich Gegenstände wie ein offenes Buch, eine

¹⁷ Vgl. etwa Marhenke, „Phenomenalism“, in: „Philosophical Analysis“, herausgegeben von M. Black, New York 1950.

angebissene Birne oder ein lärmendes Radio erwähnen, bestimmt jedoch keine Sinnesdaten. Man hat bisweilen versucht, das Gegebene als *Gegebenes* von den nachträglichen theoretischen Zutaten und Konstruktionen zu trennen und auf diese Weise den Bereich der Sinnesdaten abzugrenzen, welche für den Phänomenalismus die Ausgangspunkte darstellen. Wir werden auf diese Versuche noch zu sprechen kommen; es wird sich dabei herausstellen, daß einem solchen Vorgehen kein Erfolg beschieden sein kann. Dasselbe gilt von dem Versuch, durch Heranziehung der Sinnestäuschungen diesen Begriff zu bestimmen als dasjenige, was von jeder Täuschung unberührt bleibt (s. unten).

Der einzige uns verbleibende Weg besteht wieder in der rein formalen Betrachtungsweise: Der Phänomenalist hat die Sprache zu beschreiben, in welcher er alles auszudrücken trachtet. Das logische Vokabular seiner Sprache kann mit dem einer nichtphänomenalistischen Sprache zusammenfallen; seine Individuenkonstanten und undefinierten Grundprädikate hingegen dürfen sich lediglich auf Farben, Gesichtsfeldstellen, Augenblicke der erlebten Zeit usw. sowie auf Relationen zwischen diesen Elementen beziehen, soll der Name „Phänomenalismus“ für das System überhaupt berechtigt sein. Ein Sinnesdatum ist dann unter Bezugnahme auf ein derartiges phänomenalistisches Sprachsystem definierbar als dasjenige, was durch eine nichtlogische Konstante des Systems bezeichnet wird. Wenn man als Beispiele von Sinnesdaten solche Elemente wie Farben anführt, so ist dabei Vorsicht am Platze; denn nur die Farberscheinung, nicht die einem Objekt tatsächlich zugeschriebene Farbe kann unter die Phänomene mitaufgenommen werden. Wir sagen z. B., daß ein bestimmtes Objekt während längerer Zeit seiner Existenz hindurch eine konstante Farbe aufweist, obwohl es zu verschiedenen Zeitpunkten eine verschiedene Farbe zu haben scheint. Nur die Farbe, die das Ding jeweils zu haben *scheint*, gehört zum Phänomenalen, nicht jene Farbe, die wir dem Ding selbst zuschreiben. Die letztere ist nichts Phänomenales, sondern eine Disposition, nämlich die Disposition, unter solchen und solchen Bedingungen die und die Farberscheinungen hervorzurufen. Das Verbum „erscheinen“ ist für uns ein sprachliches Mittel, um zwischen dem Phänomenalen und Nichtphänomenalen zu unterscheiden; ein anderes sprachliches Mittel dafür ist z. B. das Verbum „aussehen“: ein Ding mag grün aussehen, obwohl es in Wahrheit gelb ist und nur die blaue Beleuchtung die Farberscheinung grün hervorruft. Wir werden bisweilen die phänomenalen Ausgangseinheiten mit N. Goodman als „Qualia“ (im Gegensatz zu den den Dingen zukommenden Qualitäten) bezeichnen¹⁸.

Die Sprache des Alltags ist eine gemischte Sprache; sie gestattet es,

¹⁸ N. Goodman, „The Structure of Appearance“, Cambridge, Mass., 1951, S. 96.

sowohl über Dinge wie über Dingerscheinungen zu sprechen. Die naturwissenschaftlichen Sprachen sind hingegen in der Regel reine Dingsprachen. Wenn der Phänomenalismus recht hat, dann muß es möglich sein, alle Sätze solcher Sprachen in eine phänomenalistische Sprache zu übersetzen. Wir können uns zunächst zu einer gegebenen Dingsprache die entsprechenden Konstanten zur Bezeichnung von phänomenalen Einheiten hinzugefügt denken. Auch für die Alltagssprache müssen wir solche Hinzufügungen vornehmen, da auch diese Sprache ja vorwiegend eine Dingsprache und daher an phänomenalistischen Ausdrücken zu arm ist, um über die einzelnen Sinnesdaten sprechen zu können. Wir wollen die dergestalt erweiterte Sprache die phänomenalistisch vervollständigte Sprache nennen. Wenn wir dann aus dieser jene rein phänomenalistische Teilsprache herausisolieren, welche dieselben logischen Ausdrucksmittel besitzt wie die Gesamtsprache, im übrigen jedoch nur Konstante zur Bezeichnung von Phänomenen, dann können wir die phänomenalistische These so formulieren: *Jede wissenschaftliche Gesamtsprache läßt sich auf ihre phänomenalistische Teilsprache reduzieren, d. h. alle Sätze der Gesamtsprache können in Sätze der phänomenalistischen Teilsprache übersetzt werden.* In dieser Fassung steht das phänomenalistische Programm in Analogie zum nominalistischen; denn auch dort handelt es sich darum, die Gesamtsprache auf eine Teilsprache zu reduzieren (nämlich jene, welche keine abstrakten Gegenstandsvariablen wie Klassen-, Eigenschafts-, Propositionsvariablen usw. enthält¹⁹). Wir wollen den auf diese Weise charakterisierten Standpunkt den *universellen Phänomenalismus* nennen. Es soll danach, inhaltlich gesprochen, schlechthin alles, was aus dem Bereich der Logik und Mathematik herausfällt, aus Sinnesdaten erklärt werden. Gegenüber dieser These sind verschiedene Abschwächungen zu einem *partiellen Phänomenalismus* denkbar. Eine mögliche Abschwächung betrifft die Einschränkung des Gegenstandsbereiches, so daß also z. B. nur mehr verlangt wird, die Aussagen der theoretischen Physik in die Sprache der Sinnesdaten zu übersetzen, nicht jedoch solche der Geschichtswissenschaft oder der Nationalökonomie. Allgemein beansprucht ein partieller Phänomenalismus nicht mehr alles, sondern nur so viel als möglich aus Sinnesdaten zu erklären. Eine andere Abschwächungsmöglichkeit betrifft die Übersetzungsthese: Es könnte versucht werden, eine Reduktion auf die phänomenalistische Sprache vorzunehmen, die keine strenge Übersetzung ist (sondern in welcher z. B. bloß sämtliche in der Dingsprache formulierten Gesetzesaussagen und sonstige Hypothesen durch Sätze einer phänomenalistischen Sprache überprüft werden; vgl. jedoch dazu die Kritik weiter unten). Die Verwirklichung des Programms des universellen oder eines

¹⁹ Vgl. dazu W. Stegmüller, „Das Universalienproblem, einst und jetzt“. Archiv für Philosophie VI, 3/4, S. 192–225, und VII, 1/2, S. 45–81.

partiellen Phänomenalismus schließt nicht die Verwirklichung eines ganz anderen Reduktionsprogramms, z. B. eines physikalistischen, aus. Nur wenn man die irreführende inhaltliche Redeweise benützt, dann scheinen zwei unversöhnliche Theorien oder sogar unversöhnliche metaphysische Standpunkte einander gegenüberzustehen: jene These, wonach alles Wirkliche aus solchen und solchen Sinnesdaten besteht, und jene These, wonach alles aus dinglichen Einheiten solcher und solcher Art zusammengesetzt ist. Bei formaler Sprechweise verschwindet die scheinbare Unversöhnlichkeit; denn es ist durchaus logisch denkbar, daß sich der Nachweis erbringen ließe, daß wir eine bestimmte (oder jede) Gesamtsprache sowohl auf die phänomenalistische Teilsprache sowie auf eine geeignet definierte physikalistische Teilsprache reduzieren können.

Was für Motive gibt es dafür, um ein solches Reduktionsprogramm durchzuführen? Gewisse Motive wurden bisweilen von Philosophen als zwingend angesehen. So wurde z. B. behauptet, daß nur der Phänomenalismus dem empiristischen Grundsatz genüge, nach welchem alle synthetischen Aussagen durch Beobachtungen überprüft werden müssen, daß nur er den Abstraktionsvorgang, durch welchen wir zu Allgemeinbegriffen gelangen, richtig beschreibe, daß nur er mit den Sinnestäuschungen fertig werde, daß allein der Phänomenalismus bei einer vorurteilslosen Beschreibung des Gegebenen ansetze, daß er allein seinen Ausgangspunkt von dem nehme, was absolut gewiß sei. Wir werden im nächsten Abschnitt diese Motive untersuchen und dabei zu dem negativen Ergebnis gelangen, daß es solche zwingenden Motive überhaupt nicht gibt. Damit ist der Phänomenalismus noch keineswegs dazu verurteilt, gegenstandslos zu werden. Er könnte prinzipiell noch immer für uns ein Hilfsmittel sein, um philosophische Rätsel zum Verschwinden zu bringen. Das eingangs gebrachte Beispiel der Quantenmechanik war als ein Hinweis in dieser Richtung gedacht. Abgesehen davon kann man sich auf den folgenden Standpunkt stellen: Im Phänomenalismus soll gezeigt werden, mit was für einem Minimum an begrifflichen Voraussetzungen wir alles ausdrücken können, was wir ausdrücken wollen. Die Verwirklichung des phänomenalistischen Programms würde dann für die Realwissenschaften etwas Ähnliches leisten, was die großartige Fregesche Theorie mit ihrem Nachweis der Reduzierbarkeit der gesamten Sprache der Logik und Mathematik auf ein primitives logisches Vokabular für die Formalwissenschaften geleistet hat.

Ein phänomenalistisches System hat auf alle Fälle eine endliche Ausgangsbasis, weil es für uns nicht mehr als endlich viele kleinste phänomenale Einheiten gibt. Trotzdem muß ein solches System nicht finitistisch sein, nämlich dann nicht, wenn das System zudem auch platonistisch ist und beliebige Klassenbildungen zuläßt. Trotz des endlichen Individuenbereiches könnte man dann die ganze ins Unendliche fortsetzbare Hierarchie der Klassen von Phänomenen,

Klassen von Klassen von Phänomenen usw. hinzunehmen und würden somit zu einer unendlichen Gesamtheit gelangen. Ein phänomenalistisches System, das zudem nominalistisch ist und derartige Klassenbildungen daher nicht zuläßt, ist hingegen als Ganzes finitistisch²⁰.

Die phänomenalistische Übersetzungsthese kann prinzipiell auf zwei Weisen verwirklicht werden: Die eine Möglichkeit ist die, daß die Übersetzung Wort für Wort vorgenommen wird. Dies wäre das semantische Korrelat zur These „alle Dinge sind Konstruktionen aus Sinnesdaten“. Die These könnte jedoch auch so aufgefaßt werden, daß nur gesamte Kontexte aus der Dingsprache in Kontexte der phänomenalistischen Sprache, die den ersteren jeweils als ganze synonym sind, übersetzt werden müssen. In der letzteren Fassung wäre die These mit dem Fregeschen Standpunkt verträglich, daß einzelne Ausdrücke, aus dem sprachlichen Zusammenhang herausgerissen, überhaupt keine selbständige Bedeutung besitzen. An dieser Stelle zeigt sich übrigens abermals der Vorteil der formalen gegenüber der inhaltlichen Redeweise; denn nur in der ersten Fassung kann die These überhaupt in der inhaltlichen Redeweise ausgedrückt werden.

Zum Begriff des Sinnesdatums müssen wir abschließend noch feststellen, daß dieser Begriff auf alle Fälle in derselben Hinsicht zweideutig ist, in der dies z. B. für den Begriff des Symbols gilt. Wenn ich auf ein Blatt Papier zweimal „a“ schreibe, so kann ich fragen, ob ich zwei verschiedene Buchstaben hingeschrieben habe oder zweimal denselben Buchstaben. Wenn ich unter einem Buchstaben ein konkretes Ding („Tintenhägel“) an einer bestimmten Raum-Zeit-Stelle verstehe, dann sind es zwei verschiedene Buchstaben. Wenn ich dagegen damit die Buchstabenform meine, dann ist es derselbe Buchstabe in zwei Realisierungen. Ebenso können auch Sinnesdaten entweder als konkrete Vorkommnisse oder als Sinnesqualitäten verstanden werden. Wir wollen im folgenden stets den letzteren Sinn zugrunde legen²¹.

²⁰ Vermutlich ist *jedes* nominalistische System finitistisch; vgl. dazu den letzten Abschnitt der Abhandlung „Das Universalienproblem, einst und jetzt“ (I. c.).

²¹ N. Goodman nennt ein derartiges System, das von Qualia und nicht von konkreten Vorkommnissen ausgeht, „realistisch“. Ein solches System stellt nicht etwa einen Platonismus dar. Bei Goodman z. B. werden die Qualia als Individuen genommen; und da das System nur Individuen-, jedoch keine Klassenvariablen enthält, so ist es trotzdem nominalistisch.

III. Motive für den Phänomenalismus

1. Sinnestäuschung und Illusion

Es wurde wiederholt von Philosophen behauptet, daß es zur Annahme von Sinnesdaten überhaupt nicht gekommen wäre, wenn wir nicht bisweilen das Opfer von Illusionen (Träumen, Halluzinationen, Sinnestäuschungen) würden. Die Illusion kann die Existenz oder die Beschaffenheit von Objekten betreffen. Im ersten Falle vermeinen wir, ein Objekt wahrzunehmen, das gar nicht da ist (z. B. im Fall einer Fata Morgana, ebenso bei der Halluzination und im Traum). Im zweiten Fall ist das Objekt da, weist jedoch Beschaffenheiten auf, die von den uns gegebenen abweichen (z. B. der gebrochene Stab im Wasser). In beiden Fällen müssen wir daher, so wird argumentiert, zwischen dem gegebenen Datum und dem wirklichen Objekt unterscheiden. Nun können aber, so lautet die Argumentation weiter, täuschende und nicht täuschende Wahrnehmungen nicht Wahrnehmungen von Objekten verschiedener Art sein; denn dann vermöchte der Wahrnehmende zwischen ihnen einen qualitativen Unterschied festzustellen, was wiederum zur Folge hätte, daß er überhaupt keiner Täuschung mehr unterworfen wäre. Der Unterschied zwischen Sinnesdaten und physischen Objekten müsse daher auch für jene Wahrnehmungen gemacht werden, bei denen keine Täuschungen vorliegen. Diese Beweisführung wird bisweilen durch die folgenden beiden Gedankengänge gestützt²²: Erstens muß zwischen einer zutreffenden Wahrnehmung und einer täuschenden kein unüberbrückbarer Gegensatz bestehen, vielmehr kann die eine kontinuierlich in die andere übergehen. Dies ist z. B. der Fall, wenn ein von mir zunächst unter normalen Beleuchtungsverhältnissen beobachtetes Objekt infolge allmählicher Änderung der Beleuchtung seine scheinbare Farbe ändert, bis sie der ursprünglichen vollkommen unähnlich ist. Dies zeigt, so wird behauptet, abermals, daß wir auch dann nur Sinnesdaten wahrnehmen, wenn wir keiner Täuschung unterworfen sind, sofern einmal zugestanden wurde, daß im Falle einer Täuschung nicht physische Gegenstände, sondern Sinnesdaten Objekte unserer Wahrnehmungen sind. Zweitens sind alle unsere Wahrnehmungen von zahlreichen Bedingungen kausal abhängig, die nichts mit der Beschaffenheit des wahrgenommenen Objektes zu tun haben, wie z. B. von dem Abstand des Objektes vom Beobachter, vom physiologischen Zustand der Sinnesorgane und des Zentralnervensystems des Beobachters usw. Hierher gehört auch das berühmte Beispiel von J. Locke, daß mir das Wasser als kalt erscheint, wenn ich es mit meiner vorher ins heiße Wasser gehal-

²² Vgl. dazu A. Ayer, „The Foundations of Empirical Knowledge“, London 1951, S. 8 ff. Ayer hält übrigens die Argumente aus der Illusion auch nicht für stichhaltig.

tenen Hand überprüfe, jedoch als warm, wenn ich es mit meiner vorher in eisiges Wasser gehaltenen Hand auf seinen Wärmezustand hin erprobe. Physische Objekte existieren samt all ihren Beschaffenheiten unabhängig vom Beobachter. Da dasjenige, was der Beobachter tatsächlich wahrnimmt, jedoch von so vielen Nebenumständen kausal abhängig ist, so kann unmöglich seine unmittelbare Erfahrung ein physisches Ding sein. Wiederum scheinen wir daher genötigt zu sein, zwischen dem realen Ding und dem ihm entsprechenden Sinnesdatum zu unterscheiden.

Man muß bei derartigen Betrachtungen zweierlei auseinanderhalten. Erstens können sie dazu dienen, den Begriff des Sinnesdatums überhaupt erst zu *definieren*. Die Sinnesdaten wären danach die Täuschungsinvarianten der Wahrnehmung, dasjenige also, was in der Wahrnehmung konstant bleibt, gleichgültig, ob eine Sinnestäuschung vorliegt oder nicht. Zweitens können diese Betrachtungen aber auch dazu verwendet werden, um zu beweisen, daß uns stets nur Sinnesdaten unmittelbar gegeben sind, niemals dagegen physische Objekte. Falls sich dieses Argument als richtig erwiese, würde es ein zwingendes Motiv dafür darstellen, daß wir im Rahmen philosophischer Betrachtungen über die realen Dinge der Außenwelt unseren Ausgangspunkt bei den Sinnesdaten zu nehmen haben.

Wir können jedoch diese und analoge Argumente nicht als stichhaltig anerkennen. Es wird darin ein doppelter Fehler begangen. Einmal wird die Rolle rein grammatikalischer Konventionen bei der Diskussion solcher Fragen, was denn eigentlich „unmittelbar gegeben“ sei, übersehen, und zum anderen wird nicht beachtet, daß der allgemeine Begriff der Illusion (und daher insbesondere auch der speziellere Begriff der Sinnestäuschung) relativ ist auf das von uns akzeptierte System der Naturgesetze, also relativ auf sämtliche von uns für richtig befundenen naturwissenschaftlichen Theorien.

Zunächst einige Bemerkungen zu den grammatikalischen Konventionen. Das Wort „Wahrnehmung“ und analog Ausdrücke wie „beobachten“, „sehen“, „bemerken“ sind zweigliedrige Relationsausdrücke: „A nimmt x wahr“, „A sieht x“ usw. Diese Ausdrücke können so gebraucht werden, daß ihre Anwendung auf einen konkreten Fall nur dann berechtigt ist, wenn das zweite Relationsglied (das Wahrgenommene, Gesehene usw.) tatsächlich existiert. Man kann sie jedoch auch ohne diese Implikation gebrauchen. Angenommen, ich werde durch eine Fata Morgana getäuscht. Jemand fragt: „Was siehst du?“ Ich antworte: „Eine Oase.“ Sobald sich die Täuschung als solche herausstellt, kann ich sagen: „Ich war im Irrtum, als ich glaubte, eine Oase zu sehen; eine Oase war gar nicht da, daher konnte ich auch keine sehen.“ Ich kann aber auch sagen: „Ich habe zwar eine Oase gesehen, doch war keine Oase da.“ Diese beiden Äußerungen stehen nur dann miteinander in Widerspruch, wenn man für das Verbum „sehen“ dieselben Gebrauchsregeln festlegt. Die Tatsache, daß beide Arten von sprachlichen Reaktionen denk-

bar sind, zeigt, daß innerhalb der Alltagssprache der Gebrauch schwankt. Wenn wir eine Konvention akzeptieren, wonach die richtige Anwendung von „sehen“ voraussetzt, daß das Gesehene existiert, dann muß die zweite Aussage falsch sein; außerdem müssen wir dann die Konsequenz ziehen, daß eine Aussage von der Gestalt „ich sehe das und das“ einen Irrtum darstellen kann. Wenn hingegen für den richtigen Gebrauch von „sehen“ keine solche Voraussetzung gemacht wird, dann kann die zweite Aussage richtig und die erste falsch sein. Falls für den Gebrauch dieser Verben kraft Konvention gilt, daß das fragliche Objekt existieren muß, so haben wir abermals eine Alternative ins Auge zu fassen, die nur durch eine neuerliche Konvention entschieden werden kann. Wenn sich nämlich einmal herausstellt, daß ich eine Sinnestäuschung hatte, so kann ich sagen, daß ich überhaupt nichts wahrnahm, sondern nur wahrzunehmen glaubte oder wahrzunehmen *schien*. Ich kann aber auch festsetzen, daß in einem solchen Falle nicht gesagt werden dürfe, daß ich nichts wahrnahm, sondern nur, daß ich dasjenige nicht wahrnahm, was ich wahrzunehmen glaubte, jedoch dafür etwas anderes wahrnahm, nämlich Sinnesdaten. Wenn die erste Alternative gewählt wird, dann kommt in meinen Formulierungen überhaupt keine Bezugnahme auf so etwas wie Sinnesdaten vor: Wenn ich keiner Täuschung erlegen bin, so sage ich, daß ich ein solches und solches physisches Objekt gesehen oder wahrgenommen habe, und wenn eine Täuschung vorlag, so sage ich, daß ich zu sehen oder wahrzunehmen schien, jedoch tatsächlich nichts sah bzw. wahrnahm. Ich kann wohl in diesem Falle die weitere (also dritte) Konvention treffen, daß ich bei Vorliegen einer Täuschung sage: „Obzwar ich nichts wahrnahm, sondern nur wahrzunehmen schien, war mir etwas unmittelbar gegeben, nämlich ein Sinnesdatum.“ Ich bin aber nicht genötigt, eine solche Sprechweise zu akzeptieren. Und selbst wenn ich sie akzeptiere, so wird dadurch keineswegs der Begriff des Sinnesdatums eingeführt. Er muß vielmehr bereits in anderer Weise eingeführt worden sein, damit ich sagen kann, was „unmittelbar gegeben sein“ hier überhaupt besagt; denn innerhalb der Alltagssprache sagen wir auch von physischen Dingen, daß sie uns „unmittelbar gegeben“ seien. Wenn ich daher einen Gebrauch von „unmittelbar gegeben sein“ einführe, der diese Verwendung ausschließt, so kann ich dies nur dadurch tun, daß ich die Objekte, auf welche dieser Ausdruck angewendet werden soll, anderweitig charakterisiere. Man kann also nicht den Begriff des Sinnesdatums dadurch einführen, daß man es als dasjenige bestimmt, was unmittelbar gegeben ist, vielmehr kann man umgekehrt den vom alltäglichen Sinn abweichenden Gebrauch von „unmittelbar gegeben sein“ nur dadurch festlegen, daß man dieses Verbum auf die bereits vorausgesetzten Sinnesdaten anwendet.

Diese kurzen Betrachtungen dürften bereits hinreichend zeigen, daß das Vorkommen von Illusionen und Sinnestäuschungen keineswegs

dazu verwendet werden kann, um den Begriff des Sinnesdatums einzuführen und daher natürlich noch weniger einen Nachweis für die Existenz solcher Daten darstellt. Daß man dies gerne übersieht, beruht darauf, daß man stets geneigt ist, zu sagen: „Aber irgend etwas ist doch auch dann gegeben, wenn eine Sinnestäuschung vorkommt!“ Die Erwiderung darauf muß lauten, daß die Richtigkeit oder Falschheit dieser Behauptung einzig und allein von unseren grammatikalischen Festsetzungen bezüglich der Worte „gegeben sein“ abhängt. Nichts hindert mich nämlich, auch im Falle der Fata Morgana zu sagen: „Gegeben war für mich eine Oase; dennoch war keine Oase da.“ In diesem Falle habe ich einfach die Worte „gegeben sein“ im gleichen Sinne verwendet wie die Ausdrücke „wahrnehmen“ „sehen“ usw. gemäß jener Konvention, wonach die berechnigte Anwendung eines dieser Ausdrücke nicht voraussetzt, daß das fragliche Objekt (zweite Relationsglied) tatsächlich existiert. Man darf nicht glauben, aus grammatikalischen Festsetzungen einen Nachweis für die Existenz phänomenaler Objekte ableiten zu können.

Der zweite meist übersehene Punkt ist die Abhängigkeit des Begriffs der Sinnestäuschung von unserem tatsächlichen oder vermeintlichen theoretischen Wissen. Es wird bisweilen so getan, als stelle die nachträgliche Aussage, daß eine Sinnestäuschung vorgelegen habe, eine definitive Erkenntnis dar. In Wahrheit ist sie dies ebenso wenig wie irgendeine sonstige empirische Aussage definitiv sein kann. Um herauszubekommen, ob eine Sinnestäuschung vorgelegen sei, muß ich empirische Untersuchungen, evtl. Experimente und Beobachtungen anstellen, bei denen ich auch zahlreiche Naturgesetze zur Anwendung bringe. Diese Gesetze können sich jedoch in Zukunft als falsch herausstellen und bei den angestellten Beobachtungen kann ich neuerlich Täuschungen zum Opfer fallen.

Betrachten wir den Sachverhalt von einem etwas universaleren Gesichtspunkt aus. Unser wissenschaftliches Weltbild besteht aus zahlreichen Sätzen von größerer und geringerer Allgemeinheitsstufe, die durch logische Relationen, insbesondere durch logische Implikation, miteinander verbunden sind. Die Naturgesetze haben einen sehr hohen Grad an Allgemeinheit, die logischen Prinzipien stehen auf einer noch höheren Allgemeinheitsstufe. Wahrnehmungs- und Beobachtungsaussagen verbinden dieses System mit unseren Erfahrungen. Gelingt es uns nicht, den Einklang mit der Erfahrung herzustellen, so müssen wir das System umbauen. Aus Zweckmäßigkeitsgründen ziehen wir es vor, einen solchen Umbau vorzunehmen, der das System möglichst wenig stört. Daher revidieren wir unsere allgemeinsten Prinzipien nur im äußersten Notfall, d. h. dann, wenn jede andere Revision, die das ganze System weniger erschüttert, nichts mehr taugt. Andererseits sind wir auch genötigt, an jenen Sätzen, die der Erfahrung am nächsten stehen, solange als möglich festzuhalten. Daher werden wir zunächst die Modifikationen irgendwo in der Mitte zwischen den allgemeinsten Prinzipien und den

Wahrnehmungs- und Beobachtungsaussagen vornehmen. Sollte dies nicht mehr genügen, so werden wir unter Umständen bestimmte unserer Wahrnehmungen und Beobachtungen als auf Täuschung oder Halluzination beruhend ansehen, wenn ansonsten eine außerordentliche Komplikation oder ein radikaler Umbau im System sich als erforderlich erwiese. Die Frage, ob wir in einem bestimmten Falle von einer Täuschung sprechen sollen, hängt somit von der anderen Frage ab, eine wie radikale Umgestaltung wir im System der übrigen von uns akzeptierten Sätze, unter Umständen der naturwissenschaftlichen Hypothesen, vornehmen müßten, wenn wir darauf verzichten wollten, in diesem Falle von einer Täuschung zu sprechen. Zwischen Sinnestäuschungen und dem ganzen Kosmos der allgemeineren und spezielleren naturwissenschaftlichen Prinzipien besteht somit eine wechselseitige funktionelle Abhängigkeit. Und dies zeigt wiederum, daß von da aus kein Zugang zum Phänomenalismus zu finden ist. Führt man nämlich den Begriff der Sinnesdaten (oder allgemeiner: der Grundeinheiten eines phänomenalistischen Systems) auf dem Wege über die Sinnestäuschungen ein, so finden in ihre Definition auch sämtliche empirischen Hypothesen Eingang, während doch umgekehrt der Begriff des Sinnesdatums längst geklärt worden sein müßte, bevor man überhaupt eine naturwissenschaftliche Hypothese akzeptiert: Die phänomenalistische These besagt ja, daß sämtliche Aussagen, einschließlich aller in den Naturwissenschaften ausgesprochenen Hypothesen, in die phänomenalistische Sprache übersetzt werden können; die Konstanten des phänomenalistischen Systems können daher nicht selbst in funktioneller Abhängigkeit von jenen Hypothesen stehen.

Wir beanspruchen keineswegs, alles und nicht einmal alles vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus Wichtige über diesen Punkt gesagt zu haben, sondern nur so viel, daß daraus ersichtlich wird: Illusionen und Sinnestäuschungen bilden weder ein geeignetes Mittel, um den Begriff des Phänomenalismus zu präzisieren, noch ein zwingendes Motiv dafür, um ein phänomenalistisches System einem anderen vorzuziehen.

2. Definition durch Hinweis und Abstraktion

Von Ausdrücken, die sich nicht durch Definitionen auf andere zurückführen lassen, wird bisweilen gesagt, daß sie „durch Hinweis“ definiert werden. Dies ist eine gänzlich irreführende Redeweise. Ausdrücke können entweder undefiniert bleiben oder durch explizite Definitionen auf andere zurückgeführt werden. Die sogenannte „Definition durch Hinweis“ für einen Ausdruck besteht darin, daß dieser als ein undefiniertes Element in die Sprache aufgenommen wird; sein Gebrauch in der Sprache wird in der Weise gelehrt, daß man Situationen angibt, in denen der Gebrauch dieses Wortes

gerechtfertigt ist, und evtl. diese Situationen von solchen abhebt, die den ersteren zwar in gewisser Hinsicht ähnlich, aber doch nicht so geartet sind, daß der Ausdruck in ihnen verwendet werden könnte. Es wäre daher besser, von der hinweisenden Erläuterung eines undefinierten Ausdruckes zu reden. Wenn in einer expliziten Definition die im Definiens stehenden Ausdrücke hinreichend klar sind, dann läßt die Definition keinen Spielraum für eine Mehrdeutigkeit offen. Nicht so im vorliegenden Falle: jede für den Gebrauch eines Ausdruckes gegebene Erläuterung kann verstanden, teilweise oder gänzlich mißverstanden werden. L. Wittgenstein hat in seinen „Philosophischen Untersuchungen“ an zahlreichen Beispielen die Möglichkeiten solcher Mißverständnisse vorgeführt. Wir brauchen darauf nicht näher einzugehen; es dürfte genügen, auf diesen Sachverhalt hingewiesen zu haben. Es ist daher jeder Rechtfertigungsversuch für den Phänomenalismus von vornherein als verfehlt anzusehen, der sich auf die These stützt, daß nur bezüglich solcher Ausdrücke, die Phänomenales bezeichnen, strenge Eindeutigkeit im Sprachverkehr erlangt werden könne, da nur in bezug auf dasjenige, was „unmittelbar da“ sei, ein unmißverständliches Lernen möglich werde. Denn erstens haben wir bereits gesehen, daß es keineswegs von vornherein klar ist, daß dasjenige, was „unmittelbar gegeben“ ist, mit dem Phänomenalen zusammenfällt, und selbst wenn es so wäre, dann würde noch immer gelten, daß man beim Erlernen jener Prädikatausdrücke, die Phänomenales bezeichnen, genau so einem systematischen Mißverstehen ausgesetzt sein kann, wie bei jedem sonstigen Lernprozeß. Eine Garantie dafür, beim Erlernen von Ausdrücken jedes Mißverständnis ausgeschlossen zu haben, gibt es nicht. Erst der künftige intersubjektive Sprachverkehr zeigt (mit praktischer, jedoch nie mit absoluter Sicherheit), ob ein Ausdruck richtig erlernt wurde oder nicht. Der Umstand, daß wir die alltägliche Dingsprache erlernen, zeigt zur Genüge, daß eine praktische Sicherheit für den richtigen Gebrauch von Ausdrücken auch da erworben werden kann, wo sich diese Ausdrücke nicht auf Phänomenales beziehen.

Auch eine falsche psychologische Abstraktionstheorie kann u. U. ein Motiv für den Phänomenalismus bilden. Daß alle Philosophie vom Gegebenen auszugehen habe, wird bisweilen damit begründet, daß unsere Abstraktionsvorgänge stets ihren Ausgangspunkt beim Gegebenen nehmen. Nach J. Locke gewinnen wir ein Verständnis genereller Ausdrücke dadurch, daß wir, von unmittelbaren Erlebnissen ausgehend, einen geistigen Abstraktionsprozeß vollziehen und eine „abstrakte Idee“ (einen „Allgemeinbegriff“) bilden. Weder Locke noch seine späteren psychologistischen Nachfolger haben klar zu sagen vermocht, was mit einer solchen Formulierung eigentlich gemeint sei. Man könnte versuchen, eine eindeutige Antwort dadurch zu erlangen, daß man nach einem empirischen Test dafür Umschau hält, daß jemand einen solchen Begriff geformt habe.

Dieser Test kann offenbar allein darin bestehen, daß man untersucht, ob der Betreffende den fraglichen Ausdruck verstehe, d. h. im Sprachverkehr richtig gebrauche. Dann aber wird mit dieser Formulierung „einen abstrakten Begriff bilden“ keine Erklärung für dieses Verständnis gegeben, sondern es wird nichts anderes getan, als das Faktum dieses Verständnisses mit dunklen Ausdrücken und Anspielungen auf geheimnisvolle innere Vorgänge im Geist des Sprachbenützers umschrieben. Oder aber es wird auf Vorstellungsbilder angespielt und diese oder andere „Bedeutungserlebnisse“ als das für das Verständnis von generellen Ausdrücken Wesentliche angesehen. Dazu ist zu sagen, daß derartige Bilder für die Frage der Bedeutung von Ausdrücken überhaupt keine Rolle spielen. Wer die Bedeutung eines generellen Ausdruckes erlernen will, der muß wissen, *gemäß welchen Regeln* dieser Ausdruck im Sprachverkehr zu benützen ist. Ob er mit dem Ausdruck dann außerdem noch ein „Vorstellungserlebnis“ oder dgl. verbindet oder nicht, ist ebenso gleichgültig wie dies, ob er jedesmal beim Aussprechen oder Hören dieses Ausdruckes ein bestimmtes Schmerzerlebnis hat; wobei man natürlich durchaus zugeben kann, daß ein derartiges mit dem Wort assoziiertes Bild (oder Schmerzerlebnis) für die Person den richtigen Gebrauch zu erleichtern vermag. Für zwei Personen kann ein Wort genau dieselbe Bedeutung haben, d. h. sie können von ihm genau denselben Gebrauch machen, obwohl sie gänzlich verschiedene Vorstellungen damit verknüpfen. Und sie können umgekehrt genau dieselben Vorstellungen mit einem Ausdruck verknüpfen, von ihm aber eine verschiedene Verwendung machen; in diesem Falle wird man sagen, daß der Ausdruck für sie ganz verschiedene Bedeutung habe. Psychologische Abstraktionstheorien beruhen somit auf einer Verkennung der Natur von Wortbedeutungen. Sie können daher kein sinnvolles Motiv dafür abgeben, eine „Reduktion auf das Gegebene“ vorzunehmen. Versucht man, alle irreführenden und bildhaften Formulierungen aus solchen Abstraktionstheorien abzustreifen, so bleibt nur mehr die These übrig, daß es möglich sein müsse, alle komplexeren Begriffe aus Sinnesdaten zu konstruieren, oder semantisch gesprochen: alle Ausdrücke, die sich nicht auf Phänomenales beziehen, auf solche zu reduzieren, die Phänomenales zum Inhalt haben. Dann aber ist der Hinweis auf die „Abstraktion von Begriffen aus dem Gegebenen“ kein neues Motiv für das phänomenalistische Programm, sondern nichts anderes als eine verklausulierte Formulierung dieses Programms selbst.

3. Empirismus und Theorie der Bestätigung

Eines der stärksten Motive für den Phänomenalismus ist in dem empiristischen Grundsatz zu erblicken, daß alle sinnvollen Aussagen über die Außenwelt auf Grund von Beobachtungen über-

prüfbar sein müssen. Physiker sind bereits seit langem geneigt, ihre theoretischen Aussagen nicht als Behauptungen über eine an sich seiende metaphysische Realität aufzufassen, sondern als Instrumente, um auf Grund vergangener Erfahrungen künftige Erfahrungen vorauszusagen. Es scheint daher nicht erforderlich zu sein, etwas anderes als die phänomenale Welt anzunehmen; denn bei allen unseren Wahrnehmungen, Beobachtungen und Experimenten haben wir es nur mit Gegebenem zu tun und aller Fortschritt in der naturwissenschaftlichen Erkenntnis kann daher so interpretiert werden, daß neue und umfassendere Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten in dieser phänomenalen Welt entdeckt werden. Die Schwierigkeit, vor die sich eine logische Analyse der naturwissenschaftlichen Erkenntnis hier gestellt sieht, besteht darin, daß die Aussagen des Theoretikers in einer ganz anderen Sprache formuliert zu sein scheinen als die des Beobachters und Experimentators. Die Aussagen des letzteren können im Falle der Physik z. B. schließlich reduziert werden auf Wahrnehmungsaussagen, welche Koinzidenzen auf einem Meßinstrument zum Inhalt haben. Der Theoretiker hingegen spricht in seinen Aussagen über physikalische Zustände von Atomen, starren Körpern, Flüssigkeiten usw. und formuliert gesetzmäßige Abhängigkeiten zwischen solchen Zuständen von Systemen. Wir wollen diese Sprache des Theoretikers die Systemsprache nennen. Alle theoretischen Aussagen müssen empirischen Tests unterworfen werden, durch welche die Theorien in positivem oder negativem Sinne bestätigt werden. Die Testergebnisse werden in der Beobachtungssprache formuliert. Es ist jedoch unmöglich, Aussagen einer Sprache S_1 durch Aussagen einer anderen Sprache S_2 zu bestätigen, deren nichtlogische Ausdrücke von denen der ersten Sprache gänzlich verschieden sind. Denn wie immer auch die genauere Definition der Bestätigung lauten mag, so wird sie doch auf alle Fälle auf logische Relationen zwischen den zu bestätigenden und den bestätigenden Aussagen Bezug nehmen müssen. Sind die Beobachtungsaussagen in einer phänomenalistischen Sprache formuliert, so müssen daher auch die Systemaussagen in diese Sprache übersetzbar sein, soll das ganze Bestätigungsprogramm nicht illusorisch werden und der Empirismus in sich zusammenbrechen.

Zu einer solchen Argumentation ist zweierlei zu bemerken. Erstens folgt aus diesen Betrachtungen nicht, daß die einzelnen Objekte, auf die das theoretische System Bezug nimmt, „Stück für Stück“ aus phänomenalen Einheiten aufgebaut werden müssen, formal gesprochen: daß die einzelnen Prädikatausdrücke der Systemsprache definitorisch auf Ausdrücke der phänomenalistischen Sprache zurückgeführt werden müssen. Es würde vollkommen genügen, wenn es gelänge, ganze Kontexte der theoretischen Systemsprache in Kontexte der phänomenalistischen Sprache zu übersetzen. Zweitens ist es unrichtig, die Beobachtungssprache von vornherein als eine phänomenalistische Sprache festzulegen. Wir haben bereits hervorgehoben,

daß aus der mehr oder weniger vagen Formulierung „Objekt der physikalischen Betrachtung ist bloß die phänomenale Welt“ nicht folgt, daß alle physikalischen Aussagen im streng logischen Sinn phänomenalistischen Charakter haben müssen. Eine Dingsprache kann durchaus der empiristischen Forderung genügen, vorausgesetzt nur, daß sie sich auf Beobachtbares bezieht. Man könnte zwar zunächst vermuten, daß in diesem Falle Schwierigkeiten ähnlicher Natur, wenn auch geringeren Grades, entstehen. Der Physikalist scheint Atome, Elektronen usw. nicht als Grundelemente in sein System aufnehmen zu können, wenn er nicht gegen das empiristische Prinzip verstoßen will, daß alle Grundelemente seines Systems beobachtbar sein müssen; denn jene Objekte sind unbeobachtbar. Er wird daher, so könnte man denken, darangehen müssen, die unbeobachtbare Mikrowelt auf beobachtbare Einheiten der Makrowelt zurückzuführen, analog wie der Phänomenalist in noch radikalerer Weise die gesamte Mikro- sowie Makrowelt aus Sinnesdaten zu konstruieren hat. Einem solchen Gedankengang, wonach die Verwirklichung des empiristischen Programms auf nicht-phänomenalistischer Basis auf analoge Schwierigkeiten stößt wie bei Zugrundelegung einer phänomenalistischen Ausgangsbasis, wäre durch den Hinweis auf die Rolle impliziter Definitionen in den Realwissenschaften zu begegnen, wie dies in Kapitel I kurz angedeutet worden ist.

Obwohl ein physikalistisches Konstitutions- und Reduktionsprogramm mit dem Empirismus ebenso verträglich ist wie ein phänomenalistisches, wird dem phänomenalistischen Programm doch bisweilen der Vorzug gegeben, weil nur der Phänomenalist sich in voraussetzungsloser Weise auf das Gegebene *so* beziehe, *wie* dieses gegeben sei. Ist diese These richtig? Sie soll im nächsten Abschnitt genauer in Erwägung gezogen werden.

4. Epistemologische Priorität

Der Phänomenalist leugnet in der Regel nicht, daß wir eine wahre Beschreibung unserer sich auf Sinneswahrnehmung stützenden Erfahrung auch in einer nichtphänomenalistischen Sprache geben können. Der Phänomenalismus ist nach Ansicht des Phänomenalisten selbst keine notwendige Bedingung für die Wahrheit empirischer Sätze. Daher wird der sog. Physikalismus vom Phänomenalisten nicht deshalb verworfen, weil er zu falschen Aussagen führt. Er kann nicht einmal deshalb verworfen werden, weil er nicht vom Gegebenen ausgehe. Auch der Physikalist geht vom „Gegebenen“ aus, allerdings nicht von Phänomenen, sondern von konkreten physischen Ganzheiten wie Dingen und Prozessen. Falls es zu einer Kontroverse zwischen Physikalismus und Phänomenalismus kommt, so geht es dabei nicht um Wahrheit oder Falschheit, ja nicht einmal

darum, ob auch die Gegenseite vom Gegebenen ausgehe oder nicht, sondern es geht um die epistemologische Priorität: Phänomenalismus wie Physikalismus beanspruchen beide, daß nur sie das Gegebene so beschreiben, *wie es gegeben ist*, das unmittelbar Erfahrene so darstellen, *wie es erfahren wurde*. Selbst wenn man der Gegenseite zugesteht, wahre Beschreibungen zu liefern, so wird ihr doch ein Mangel in dieser Hinsicht vorgeworfen: Der Phänomenalist behauptet, daß nur phänomenale Einheiten wie Sinnesdaten das Unmittelbare – d. h. die reine Erfahrung nach Abzug aller theoretischen Interpretationen – ausmachen, während Dinge und Prozesse nachträgliche theoretische Konstruktionen aus diesen Daten seien; eine adäquate philosophische Analyse müsse daher alles, auch physikalische Begriffe, auf das Phänomenale zurückführen. Umgekehrt behauptet der Physikalist, daß die wahrnehmbaren Dinge uns unmittelbar gegeben seien als die flüchtigen Phänomene und daher viel eher als Bestandteile der rohen, uninterpretierten Erfahrung angesehen werden können als jene Einheiten, die der Phänomenalismus zum Ausgangspunkt nimmt. In Wahrheit seien die Phänomene das Produkt einer nachträglichen Analyse, daher müsse alles, auch das Phänomenale, auf Einheiten zurückgeführt werden, die zum Typus der Dinge gehören. Man braucht nur das Phänomenale und nichts weiter, um alles erklären zu können, wird uns von der einen Seite versichert; man braucht nur das Physikalische und nichts weiter, um alles erklären zu können, ertönt es von der anderen Seite. Diese zuletzt gegebene Formulierung stellt allerdings bereits eine Abschwächung der eigentlichen Thesen dar; denn es könnte ja, wie schon erwähnt, der Fall sein, daß man nur das Phänomenale braucht, um alles zu erklären, und zugleich nur das Physikalische, um alles zu erklären: Die Durchführbarkeit der Reduktion nach der einen Richtung schließt die Durchführbarkeit nach der anderen Richtung nicht aus. In dem Anspruch auf epistemologische Priorität steckt mehr als dies: nur die eine Reduktion wird darin *als* Reduktion anerkannt, die andere als Scheinreduktion verworfen, da sie keine Zurückführung auf das in Wahrheit Unmittelbare bewirke.

Hier ist der einzige Berührungspunkt zwischen Phänomenalismus und phänomenologischer Philosophie. Beiden geht es darum, alle „Vorurteile“ abzustreifen, aus dem in der Erfahrung Gegebenen alle theoretische Deutung abzuziehen, um so auf den Gehalt der „nackten Erfahrung“ zu stoßen. Das Scheitern aller Versuche, zu einer einmütig von allen Forschern akzeptierten Beschreibung des Gegebenen zu gelangen, kann den Verdacht aufkommen lassen, daß die Begriffe der „nackten Erfahrung“, des „Unmittelbaren“, des „Gehaltes der Wahrnehmung vor jeder Interpretation“ u. dgl. Fiktionen sind und damit der ganze Prioritätsstreit im Grunde gegenstandslos ist. N. Goodman z. B. betont²³, daß er überhaupt nicht

²³ A. a. O., S. 104.

verstehe, was dies heißen solle, daß man von wahren Beschreibungen des Erfahrenen jene vorzuziehen habe, die das Erfahrene so beschreiben, wie es erfahren wurde. In der Tat: Habe ich das, was ich soeben wahrnahm, *als* einen sich auf blauem Hintergrund bewegendem grauen Fleck gesehen und das Gesehene sodann als Wolke gedeutet, die am Himmel dahinzog? Der Phänomenalist wird dies bejahen: Was ich gesehen habe, das habe ich als grauen Fleck gesehen, und erst die hinzutretende Interpretation führte mich dazu, diese unmittelbare Erfahrung als Wolke aufzufassen. Der Physikalist dagegen wird diese Auffassung verwerfen und behaupten: Was ich sah, das habe ich als graue Wolke gesehen, und erst die hinzutretende philosophische (oder psychologische) Analyse veranlaßt mich, das Gesehene als sich bewegendem grauen Fleck zu deuten.

Was aber ist das Kriterium der Unmittelbarkeit? Da vermutlich sowohl der Phänomenalist wie der Physikalist darin übereinstimmen, daß ich das Wahrgenommene nicht als die 17. graue Wolke (den 17. grauen Fleck) am Himmel (auf blauem Hintergrund) gesehen habe, könnte man vermuten, daß das Kriterium auf dasjenige Bezug nimmt, was ich im Augenblick der Wahrnehmung über das Wahrgenommene *weiß*: Da ich im Augenblick der Wahrnehmung nicht weiß, daß der Hund, den ich soeben vorbeilaufen sehe, der 57. Hund ist, der heute durch diese Straße läuft, so sehe ich ihn nicht *als* 57. Hund (bzw. nicht als 57. braunen Fleck in geeigneter phänomenaler Umgebung). Man könnte das generelle Kriterium dafür, *als was* ich etwas wahrnehme, daher so zu formulieren versuchen: Ich nehme einen Gegenstand *x als F* wahr, wenn ich im Augenblick der Wahrnehmung von *x* weiß, daß dieser Gegenstand *F* ist. Man kann Goodman²⁴ darin zustimmen, daß ein derartiger Vorschlag zu absurden Ergebnissen führt. Ich müßte dann z. B. auch zugeben, daß ich den Hund, der soeben vorbeilief, als etwas gesehen habe, das später lebt als Aristoteles, kein so großes Gewicht hat wie Sokrates, weniger intelligent ist als Konfuzius und vom Andromedanebel 750 000 Lichtjahre entfernt ist (denn dies und noch vieles andere weiß ich ja).

Diese und analoge Schwierigkeiten entstehen erst, wenn man ein Kriterium der Unmittelbarkeit des Gegebenen aufzustellen trachtet. Und das Suchen nach einem derartigen Kriterium ist wiederum in dem Bestreben begründet, eine Entscheidung in der epistemologischen Prioritätsfrage herbeizuführen: „Welche Beschreibung gibt das Erfahrene so wieder, wie es erfahren wurde?“ Es liegt nahe, einen ganz anderen Kurs einzuschlagen und auf eine Diskussion der möglichen Antworten auf die Frage zu verzichten, da sie unbeantwortbar sei. Dann fällt aber auch die ganze Kontroverse zwischen Phänomenalismus und Physikalismus als ein Gegensatz zwischen einer

²⁴ A. a. O., S. 104.

„richtigen“ und einer „unrichtigen“ Reduktionstheorie hinweg: Wenn beide darauf verzichten, den Anspruch zu erheben, die einzige adäquate „Zurückführung aller Erfahrungssätze auf das Gegebene“ zu bewerkstelligen, dann widerspricht die Verwirklichung des phänomenalistischen Programms nicht der des physikalistischen. Wir kommen damit wieder auf die frühere Feststellung zurück, daß Phänomenalismus und Physikalismus einander nicht als feindliche Theorien gegenüberstehen, sondern als gleichberechtigte mögliche Sprachformen zur Wiedergabe des Gehaltes der Erfahrungswissenschaften. Die Gleichberechtigung betrifft allerdings nur die Ausgangsbasis; denn ob das eine wie das andere Programm verwirklicht werden kann, ist von vornherein nicht zu entscheiden. Es sind hier die verschiedensten Möglichkeiten denkbar: die volle oder teilweise Erfüllbarkeit sowohl des physikalistischen wie des phänomenalistischen Programms oder die volle bzw. teilweise Erfüllbarkeit des einen wie die Unerfüllbarkeit des anderen. Auf alle Fälle sind es dann linguistische Programme, um deren Erfüllbarkeit oder Unerfüllbarkeit es sich handelt, nämlich die Reduktion der wissenschaftlichen *Gesamtsprache* auf die physikalistische oder phänomenalistische (bzw. phänomenalistisch vervollständigte) *Teilsprache*. Die später angeführten Schwierigkeiten, die der Phänomenalismus zu überwinden hat, werden zeigen, daß es ernsthaft in Zweifel gezogen werden muß, ob sich das phänomenalistische Programm verwirklichen läßt.

5. Absolute Gewißheit

Die obige Kontroverse zwischen den beiden Positionen kann aber auch in der Weise weitergeführt werden, daß man versucht, den Gewißheitsgrad als Kriterium der Unmittelbarkeit zu benutzen und also sagt: Dann und nur dann, wenn in meinen Erfahrungsaussagen keine Komponenten enthalten sind, die sich anzweifeln lassen, sind diese von jeder Interpretation frei und geben das Erfahrene unmittelbar so wieder, wie es erfahren wurde: Das Maß, in dem ich meine Erfahrungsaussagen anzweifeln kann, ist ein Gradmesser für den Umfang der in sie hineinverwobenen theoretischen Interpretationen. Wird einmal dieser Begriff des unzweifelhaft Gewissen in die Diskussion geworfen, dann dient er meist nicht nur als Unmittelbarkeitskriterium, sondern bildet unabhängig davon ein weiteres starkes Motiv für den Phänomenalismus, erscheint dieser doch dann als die einzige philosophische Position, innerhalb welcher auch für den Bereich der erfahrungswissenschaftlichen Aussagen vom absolut Gewissen ausgegangen wird. Es ist klar, daß sich derartige Überlegungen mit dem Täuschungsargument berühren: Nur über das Phänomenale können wir Gewißheit erlangen, während

alle Urteile über Physisches dem Irrtum und der möglichen Täuschung unterworfen bleiben.

Wir sagen stets dann, daß wir Gewißheit über einen Sachverhalt A erlangt haben, wenn wir uns für berechtigt halten, Aussagen von der Gestalt „ich weiß, daß A“ auszusprechen. Und hier kann nun der Phänomenalist behaupten, daß wir nur vom Privaten, nämlich Sinnesdaten und „Erlebnissen“, ein Wissen erlangen können. Ich weiß, daß ich jetzt etwas Rotes sehe, aber ich weiß nicht, ob sich dort wirklich ein roter Gegenstand befindet (und nicht vielleicht eine Sinnestäuschung vorliegt). Und ebenso weiß ich z. B., daß ich jetzt Schmerzen habe, während ich dies von einem anderen nie wissen (sondern nur vermuten) kann. Eine solche Argumentationsweise verstößt gegen die Bedeutung des Wortes „wissen“, d. h. gegen die Regeln für den Gebrauch dieses Wortes. Der Ausdruck „wissen“ sowie die Wendung „ich weiß, daß“ sind der Alltagssprache entnommen. Wenn wir derartige Ausdrücke in einer Argumentation verwenden, so müssen wir uns vor allem dessen vergewissern, daß wir dieses Wort auch in seiner normalen Bedeutung gebrauchen. Kenntnis der Bedeutung von „wissen“ besteht nicht in dem Erfassen eines Wesens (des „Wesens des Wissens“), sondern in der Kenntnis der Regeln, gemäß welchen dieses Wort tatsächlich verwendet wird. Wenn wir dies berücksichtigen, so müssen wir Wittgenstein zugestehen²⁵, daß man genau zu dem gegenteiligen Ergebnis bezüglich der eigenen und fremden Erlebnisse und Sinnesdaten gelangt als dies in der oben hypothetisch angenommenen Argumentationsweise des Phänomenalisten geschieht: Natürlich *weiß* ich sehr häufig, daß ein anderer Schmerzen hat. Und zu sagen „ich weiß, daß ich jetzt Schmerzen habe“, ist nicht nur nicht wahr, sondern unsinnig; es ist eine irreführende, komplizierte Art, den Satz „ich habe jetzt Schmerzen“ auszudrücken, in welchem von einem Wissen überhaupt nicht die Rede ist. Das Analoge gilt für Aussagen von der Art „ich weiß, daß ich jetzt den und den Sinneseindruck habe“, „ich weiß, daß ich jetzt das und das sehe“ usw. Und wenn ein cartesianischer Philosoph darauf hinweist, daß es gar nicht möglich sei, zu *wissen*, ob ein anderer Schmerzen habe, dann muß unsere Erwiderung darauf lauten, daß es sich hier nicht um eine Tatsachenfrage, sondern um eine Frage der logischen Grammatik des Wortes „wissen“ handelt. Der Cartesianer ist in Unkenntnis hinsichtlich des Gebrauches dieses Wortes; denn dieses Wort wird nun einmal in Äußerungen wie „ich weiß, daß H. große Schmerzen hat“ und ähnlichen verwendet, während es niemals in einer Wendung wie „ich weiß, daß ich Schmerzen habe“ vorkommt (oder höchstens, wenn ich damit ausdrücken will,

²⁵ Vgl. z. B. „Philosophische Untersuchungen“, Oxford 1953, S. 89, § 246. Wittgenstein benutzt seine Argumente zu dem weiteren Zweck, um gegen das „Private“ als solches zu Felde zu ziehen.

daß ich die Bedeutung des deutschen Wortes „Schmerzen“ verstehe) ²⁶.

Es steht dem Philosophen natürlich ebenso wie jedem Wissenschaftler frei, aus Zweckmäßigkeitsgründen einen Ausdruck in einem engeren Sinne zu gebrauchen als dies üblich ist. So wie der Zoologe sich entschlossen hat, den Ausdruck „Fisch“ auf verschiedene Arten von Dingen nicht anzuwenden, auf die man ihn im Alltag anwendet (z. B. Wale), kann sich der Philosoph entschließen, nicht von einem Wissen zu sprechen, wo man im Alltag (und vielleicht sogar innerhalb einer Einzelwissenschaft) geneigt wäre, zu sagen „ich weiß, daß ...“. Die Motive für die Einengung des Anwendungsbereiches dieses Ausdruckes können verschiedenartige sein. Im vorliegenden Falle könnte es sich z. B. als zweckmäßig erweisen, einen graduellen Wissensbegriff zu konstruieren, der dazu dienen sollte, auszudrücken, in welcher Nähe unsere Wahrnehmungsaussagen zur rohen Erfahrung, von der alle theoretischen Interpretationen abgestreift sind, stehen. Genauer müßte es natürlich heißen: der Begriff der „rohen Erfahrung“ selbst sollte durch einen derartigen graduellen Wissensbegriff approximativ bestimmt werden. Eine solche Konstruktion müßte ein eindeutiges Kriterium für die Richtigkeit der Aussage „eine Person X weiß den Sachverhalt A in höherem Grade als X den Sachverhalt B weiß“ entwickeln. Am naheliegendsten dürfte es für den Phänomenalisten sein, den Grad an Allgemeinheit des in der Wahrnehmungsaussage verwendeten Prädikatausdruckes als Maßstab zu wählen. Es würde dann also gelten: Die Aussage „X weiß, daß y A ist, in höherem Grade, als er weiß, daß y B ist“ ist genau dann wahr, wenn die Klasse der Dinge, die unter das Prädikat „B“ fallen, eine echte Teilklasse der Dinge ist, die unter das Prädikat „A“ fallen ²⁷; und der höhere Grad des Wissens wäre zugleich ein Symptom für die größere Nähe zur „rohen Erfahrung“. Die Aussage, daß ich einen braunen Hund vorbeilaufen sehe, würde demnach der unmittelbaren Erfahrung näherkommen als die Aussage, daß ich den 57. Hund sehe, der seit heute morgen durch diese Straße läuft.

Auch dieses Kriterium führt zu nichts. Die generellsten Prädikate sind tautologische Prädikate, die von allem gelten. Gemäß dem obigen Kriterium müßte daher bei Anwendung eines solchen Prädikates der höchste Wissensgrad und somit auch die größte Nähe zur rohen Erfahrung gegeben sein, während offenbar die Aussage in diesem Falle überhaupt keinen Erfahrungsgehalt mehr besäße. Daß dasjenige, was hier vorbeiläuft, ein Hund-oder-Nichthund ist,

²⁶ Wir können auf eine genauere Diskussion der Fülle von Fragen, die sich hier auftun, an dieser Stelle nicht eingehen. Vgl. dazu W. Stegmüller, „Glauben, Wissen und Erkennen“, Zeitschr. für Philos. Forschung, X/2.

²⁷ Die Ausdehnung auf einfache Relationsaussagen hätte nach demselben Muster zu erfolgen.

ist sicherlich gewisser, als daß hier ein Hund vorbeiläuft, und daß sich hier ein Hund-oder-Nidhund vorbeibewegt, ist auch gewisser, als daß eine graue Wolke (ein grauer Fleck) am Himmel (bei blauem Hintergrund) vorüberzieht; aber die „rohe Erfahrung“ wird mit einer solchen Aussage nicht nur nicht wiedergegeben, sondern es ist mit ihr überhaupt jede Erfahrungsbasis preisgegeben worden. Um das obige Kriterium als nicht von vornherein gänzlich wertlos zu machen, müßte man unterhalb der Stufe der tautologischen Allgemeinheit eine höchste zulässige Allgemeinheitsstufe bestimmen. Man könnte hier vielleicht geneigt sein, eine Anleihe bei dem alt-ehrwürdigen Kategorienbegriff des Aristoteles oder dem moderneren Begriff des Gegenstandstypus zu machen. Wir brauchen uns auf diese Frage nicht einzulassen; denn sicherlich könnte, wie Goodman zeigt²⁸, ein derartiges, im einzelnen so oder so formuliertes Kriterium nicht dazu dienen, um dem Phänomenalismus darin recht zu geben, der rohen Erfahrung näher zu kommen als dies bei Formulierungen in der Dingsprache der Fall ist. Man kann nicht sagen, daß derjenige weniger zweifelhafte Voraussetzungen mache, der behauptet, einen sich bewegenden grauen oder braunen Fleck zu sehen, als derjenige, welcher von einer dahinziehenden grauen Wolke oder von einem vorbeilaufenden Hund spricht. Voraussetzungen liegen in beiden Fällen vor und sie sind bloß von verschiedener Art: Gewiß macht derjenige, welcher von einem sich bewegenden Fleck spricht, nicht die Voraussetzung, daß eine Wolke oder ein Hund vorliege, aber ebenso macht derjenige, welcher von der Wolke bzw. dem Hund spricht, nicht die Voraussetzung, einen grauen oder braunen Fleck gesehen zu haben. Wenn abnorme Beleuchtungsverhältnisse herrschten, dann mag ich einen ganz anderen Farbeindruck gehabt haben und doch praktisch sicher gewesen sein, daß es sich im einen Fall um eine Wolke und im anderen um einen Hund handelte. Es hängt ganz *von den Umständen* ab, ob ich sicherer bin, einen solchen und solchen Farbeindruck gehabt als ein solches und solches Ding gesehen zu haben, oder ob die Gewißheit in bezug auf die Art des Dinges größer ist als jene bezüglich des Farbphänomens.

Es zeigt sich somit abermals, daß der epistemologische Prioritätsanspruch des Phänomenalismus (ebenso wie eine Voraussetzung der im übrigen auf ganz anderen Grundlagen beruhenden phänomenologischen Philosophie) auf einer Fiktion beruht, nämlich der Fiktion, daß zwischen dem Gegebenen als solchem und den nachträglichen theoretischen Zutaten eine klare Grenzlinie bestehe. Es wäre gewiß ein löblicher Grundsatz: „Wir wollen alle unsere Vorurteile (theoretischen Interpretationen) abstreifen und zusehen, was dann an roher Erfahrung übrig bleibt!“ Aber um diesen Imperativ befolgen zu können, müßten wir über ein eindeutiges Kriterium dafür verfügen, was zur Theorie gehört und was zum unmittelbar Gegebenen.

²⁸ A. a. O., S. 105.

Und ein solches Kriterium gibt es nicht, weil jene klare Grenzlinie nicht besteht.

In einem Bilde ausgedrückt: Ich kann der Aufforderung, meine Kleider auszuziehen, dann nicht nachkommen, wenn diese Kleider über der ganzen Körperoberfläche mit der Haut verwachsen sind.

Aus all dem folgt keineswegs, daß ein phänomenalistischer Systemaufbau unmöglich ist, sondern bloß, daß wir nicht die These verfechten dürfen, ein derartiges System unterscheide sich von einem nichtphänomenalistischen dadurch, daß es vom unmittelbar Gegebenen oder vom Unbezweifelbaren ausgehe, während die anderen Systeme dies nicht tun. Wir können klar unterscheiden zwischen dem zweidimensionalen visuellen Gesichtsfeld als einem phänomenalen Raum und dem dreidimensionalen physischen Raum und wir gelangen für beide Räume zu anderen Gesetzmäßigkeiten. Der Phänomenalist wird mit der Analyse des erstgenannten Raumes beginnen und, falls ihm dies gelingen sollte, auch den physischen Raumbegriff mit den ihm zur Verfügung stehenden begrifflichen Hilfsmitteln einführen. Der Physikalist wird, prinzipiell in der umgekehrten Richtung vorgehend, den phänomenalen Raum auf Elemente seines Systems (nicht notwendig nur physikalistische *Raumelemente*) zu reduzieren suchen. Aber weder darf der Phänomenalist seine Art des Vorgehens damit rechtfertigen, daß der phänomenale Raum allein das direkt Gegebene sei und der physische Raum das Ergebnis einer theoretischen Konstruktion darstelle, noch hat der Physikalist das Recht, zu behaupten, zunächst werde von uns der physische Raum erfaßt und der phänomenale Raum werde erst auf Grund einer nachträglichen Analyse gewonnen.

Für das Vorgehen des Phänomenalisten wurde bisweilen der Ausdruck „methodischer Solipsismus“ gebraucht²⁹. Diese Bezeichnung sollte damit gerechtfertigt werden, daß der Phänomenalist die Grundelemente für sein System aus dem „Bewußtseinsstrom eines individuellen Subjektes“ nehme. Man muß mit solchen Formulierungen äußerst vorsichtig umgehen. Im vorliegenden Falle haben wir vor allem streng zu unterscheiden, ob wir von außerhalb des Systems über das System sprechen oder ob wir auch bei dieser Charakterisierung im System verbleiben wollen. Im letzteren Falle ist die obige Charakterisierung natürlich gar nicht am Platze. Die Grundeinheiten, welche der Phänomenalist wählt, gehören weder einem „Subjekt“ noch einem „Objekt“ an, sondern sind gänzlich neutrale Elemente, aus denen innerhalb des phänomenalistischen Systems alles andere zu konstruieren ist wie Subjekte, Bewußtseinsströme, physische Dinge usw., ja schließlich die gesamte reale Welt, sofern der Phänomenalismus wirklich als vollwertige Übersetzung sämtlicher Aussagen der alltäglichen und wissenschaftlichen Dingsprache fungieren soll.

²⁹ Z. B. für das Vorgehen Carnaps in seinem Werk „Der logische Aufbau der Welt“, Berlin 1928.

IV. Schwierigkeiten in der Durchführung des phänomenalistischen Programms

Die drei Unendlichkeiten

Wir wollen uns im folgenden ausschließlich der formalen und nicht der inhaltlichen Redeweise bedienen. Die Aufgabe des Phänomenalismus besteht dann darin, sämtliche Aussagen über physische Dinge – wir wollen sie *D-Aussagen* nennen – in Aussagen über Phänomene – wir wollen sie abkürzend als *P-Aussagen* bezeichnen – zu übersetzen oder etwas allgemeiner: jeder Gesamtkontext, der D-Aussagen enthält, soll in einen Gesamtkontext übersetzt werden, in dem nur mehr P-Aussagen vorkommen. Betrachten wir also z. B. die D-Aussage „am 20. Nov. 1955 befand sich um 11^h in meinem Zimmer ein schwarzer Tisch“. Es ist vielfach hervorgehoben worden, daß ein derartiger D-Satz nicht in eine einzige P-Aussage übersetzt werden kann, etwa in die P-Aussage „als ich am 20. Nov. 1955 um 11^h in meinem Zimmer in die und die Richtung blickte, hatte ich diese und diese Sinneseindrücke“. Erstens nämlich kann ich selbst dann mit Recht behaupten, daß sich um die fragliche Zeit das mit „schwarzer Tisch“ bezeichnete physische Objekt in meinem Zimmer befand, wenn weder ich noch eine sonstige Person zu diesem Zeitpunkt im Zimmer waren, so daß faktische Sinneseindrücke überhaupt fehlen. Und zweitens kann die Behauptung über den physischen Gegenstand, selbst wenn ich die entsprechenden Sinneseindrücke hatte, doch falsch sein, da ich – hier läßt sich das Täuschungsargument mit Recht anwenden – einer Sinnestäuschung erlegen bin. Die Übersetzungsregel kann also nicht einfach je einem D-Satz einen einzigen P-Satz zuordnen, dessen Wahrheit als notwendige wie hinreichende Bedingung für die Wahrheit des ersteren angesehen werden dürfte. Wir kommen mit den tatsächlichen Sinneserfahrungen nicht aus, sondern müssen *mögliche* Sinneserfahrungen zu Hilfe nehmen, um die vollständige Übersetzung aus der D-Sprache in die P-Sprache bewerkstelligen zu können. Aussagen über mögliche Wahrnehmungen haben nicht mehr wie der ursprüngliche D-Satz, dessen Übersetzung wir anstreben, kategorischen Charakter, sondern sind anscheinend hypothetische Aussagen von der Gestalt „wenn jemand sich zum Zeitpunkt t in meinem Zimmer befindet³⁰ und in diese und diese Richtung blickt, dann hat er solche und solche Sinneseindrücke“. Auf die genaue logische Form dieser Aussagen kommen wir an späterer Stelle zu sprechen. Vorläufig registrieren wir lediglich das Faktum, daß die Übersetzung darin bestehen muß, den einzelnen kategorischen D-Aussagen Klassen von

³⁰ Die Verben „befindet“, „liegt“ usw. verwenden wir im zeitlosen Sinn; der Zeitpunkt wird explizit angeführt.

hypothetischen P-Sätzen, d. h. P-Sätze in Konditionalform, zuzuordnen.

Was müssen wir für den hypothetischen Beobachter voraussetzen, um sagen zu können, er habe den Satz über den schwarzen Tisch in meinem Zimmer verifiziert? Er muß zunächst die „entsprechenden“ Sinnesdaten haben. Wir wollen von der möglicherweise schwierigen Frage absehen, wie eine präzise Definition dieses Begriffs des *entsprechenden* Datums zu lauten habe, und also annehmen, daß hier kein weiteres Problem bestehe. Dann sind wir noch keineswegs am Ende; denn wir müssen jetzt eine solche Formulierung wählen, daß die Möglichkeit von Sinnestäuschungen und Halluzinationen ausgeschlossen wird. Dies kann nur in der Weise geschehen, daß wir verlangen, die Sinnesdaten unseres Beobachters müßten unter *normalen* Bedingungen auftreten³¹. Berücksichtigen wir dies nicht, so würden wir gegen das Übersetzungsprinzip verstoßen, wonach niemals der zu übersetzende D-Satz falsch und die ihm zugeordneten P-Sätze wahr sein dürfen (und umgekehrt). Denn unser Beobachter X könnte ja z. B. träumen, in mein Zimmer zu treten und dort einen schwarzen Tisch zu sehen, während sich gar kein Tisch in meinem Zimmer befindet, oder er könnte zwar tatsächlich in mein leeres Zimmer eintreten und dabei die Halluzination eines Tisches haben. Wir können uns natürlich nicht einfach damit begnügen, die Erfüllung der normalen Bedingungen für unseren Beobachter hypothetisch zu verlangen, also einfach zu sagen, „wenn X sich zum Zeitpunkt *t* in ... befindet, in diese und diese Richtung blickt, und seine Wahrnehmung unter normalen Bedingungen erfolgt, dann wird er solche und solche Sinneseindrücke haben“. Die Redewendung „unter normalen Bedingungen“ ist viel zu vage und wir müssen uns vor allem dessen vergewissern, daß dieser Zusatz selbst in der P-Sprache ausdrückbar ist. „Die Wahrnehmung von X erfolgt unter normalen Bedingungen“ ist aber zunächst zweifellos selbst ein D-Satz, weshalb wir uns für den Zweck seiner Übersetzung in die P-Sprache einen weiteren Beobachter Y vorstellen müssen, der diesen Satz durch Gewinnung geeigneter Sinnesdaten zu verifizieren sucht. Y hätte sich z. B. davon zu überzeugen, daß X tatsächlich ins Zimmer eingetreten ist, daß er seine Augen geöffnet hält und in eine bestimmte Richtung blickt, weiter aber auch, daß X sich in einer „normalen Geistesverfassung“ befindet – was wieder nur durch zahllose Tests, betreffend die möglichen Reaktionen von X auf verschiedenste Umweltsreize u. dgl. überprüft werden könnte –, daß seine Wahrnehmungseindrücke durch periphere Erregungen der Sinnesorgane zustande kamen usw. Diese Tests haben wir uns als von dem zweiten Beobachter Y vorgenommen zu denken und deren Ergebnis muß dann in die phänomenalistische Sprache übersetzt werden. Dazu ist wiederum vorauszusetzen, daß Y die ent-

³¹ Vgl. dazu auch Marhenke, „Phenomenalismus“, a. a. O., S. 316.

sprechenden Sinnesdaten hat und außerdem auch bei ihm die Wahrnehmungen *unter normalen Bedingungen* auftreten. Man sieht unmittelbar, daß wir hier bei einem regressus in infinitum angelangt sind; denn wir brauchen nun einen dritten Beobachter Z, welcher die Erfüllung der Normalbedingungen für Y feststellt und diese Feststellung in der P-Sprache formuliert usw.

Der Phänomenalist steht angesichts dieser Situation vor der folgenden Alternative: entweder eine Antwort zu finden, die aus dem unendlichen Regreß herausführt, oder in inkonsequenter Weise einen D-Satz mit in sein System aufzunehmen, in welchem verlangt wird, daß die Wahrnehmungen des hypothetisch angenommenen Beobachters unter normalen Bedingungen erfolgten. Da das letztere einer Preisgabe des phänomenalistischen Reduktionsprogramms gleichkäme, bleibt nur die erste Möglichkeit übrig. Der Phänomenalist hätte also die Aufgabe zu lösen, mit Hilfe einer endlichen Anzahl von P-Aussagen die Normalität der Bedingungen zu formulieren, unter denen der hypothetisch angenommene Beobachter seine Sinnesdaten gewinnt. Es ist vorläufig unbekannt, ob eine solche Lösung möglich ist.

Nehmen wir an, es sei eine Lösung dieser ersten Aufgabe geglückt. Wir müssen jetzt zu der früheren Feststellung zurückkehren, daß eine einzige Wahrnehmung unseres hypothetischen Beobachters nicht genügt, um die Aussage, daß sich in meinem Zimmer ein schwarzer Tisch befindet, zu verifizieren, selbst dann nicht, wenn wir für den Beobachter die erwähnten Normalbedingungen annehmen. Die Schwierigkeit, auf die wir hier stoßen, läßt sich ganz unabhängig vom Problem der Übersetzung in die P-Sprache formulieren: Es ist unmöglich, einen D-Satz durch eine endliche Menge von Beobachtungsaussagen definitiv zu verifizieren. Daß eine endgültige Verifikation von Naturgesetzen unmöglich ist, wurde bereits vor langem festgestellt und auch als Gegenargument gegen die „Verifikationstheorie der Bedeutung“ vorgebracht; denn Naturgesetze haben logisch die Form von unbeschränkten All-Aussagen³² und da solche sich nicht in eine endliche Konjunktion übersetzen lassen, ist eine definitive Verifikation ausgeschlossen. Später hat man erkannt, daß die Situation im Hinblick auf singuläre physische Objektsätze nicht anders ist. Wie kann z. B. der Satz über den schwarzen Tisch in meinem Zimmer verifiziert werden? Selbst wenn wir annehmen, daß die Wahrnehmungen unseres hypothetischen Beobachters „unter normalen Bedingungen“ erfolgen, so genügt nicht die Beobachtung von nur einer einzigen Stelle aus. Der Satz „wenn X sich zum Zeitpunkt t an der Stelle p in meinem Zimmer

³² Daraus folgt aber nicht umgekehrt, daß jede unbeschränkte All-Aussage gesetzesartig ist. N. Goodman hat gezeigt, welche außerordentlichen Schwierigkeiten wir zu überwinden haben, wenn wir die weiteren Bedingungen der Gesetzesartigkeit genau anzugeben versuchen.

befindet und in eine solche oder solche Richtung blickt, dann hat er einen visuellen Eindruck von der und der Art“ beschreibt ja nur einen einzigen Aspekt des Tisches. Wir müssen daher analoge Aussagen über alle anderen Aspekte des Tisches formulieren. Würden wir dies unterlassen, so würden wir nicht nur den Fehler begehen, eine unvollständige Verifikation als definitive Verifikation zu betrachten, sondern wir würden darüber hinaus sogar in einem logischen Widerspruch landen. Dies beruht darauf, daß der Phänomenalismus hier vor einer schwierigeren Aufgabe steht als die Theorie der Bestätigung, in der es darauf ankommt, die Aussage „die Hypothese H wurde bestätigt“ zu definieren. In diesem letzteren Falle nämlich kann man sich mit einer endlichen Anzahl von Tests oder u. U. sogar mit einem einzigen Test begnügen, um die zu überprüfende Aussage als praktisch hinreichend bestätigt anzusehen. Für den Phänomenalisten besteht zunächst eine analoge Aufgabe, wobei man allerdings noch zusätzlich voraussetzen muß, daß die zur Bestätigung dienenden Beobachtungsaussagen, die ja an sich auch in einer physikalistischen Sprache formuliert werden können, in der P-Sprache abgefaßt sind. Doch kann sich der Phänomenalist nicht mit einer *teilweisen* Bestätigung begnügen, einfach deshalb nicht, weil er den zu überprüfenden D-Satz ja nicht bloß zu bestätigen, sondern vollinhaltlich in seine eigene Sprache zu übersetzen hat. Angenommen, der D-Satz über den schwarzen Tisch werde von ihm durch den oben angeführten P-Satz, den wir P_1 nennen wollen, in seiner Sprache wiedergegeben. Er kann nun von irgendeinem anderen Punkt des Zimmers aus den Tisch beobachten und das Resultat seiner Beobachtung in einem weiteren P-Satz P_2 formulieren. Mit demselben Recht wie im ersten Fall könnte er P_2 als Übersetzung des D-Satzes wählen. Da P_1 und P_2 Übersetzungen desselben D-Satzes sind, müßten sie auch miteinander bedeutungsgleich sein. Dies ist aber offenbar unrichtig, da P_1 andere Sinnesdaten zum Inhalt hat als P_2 (in der Dingsprache formuliert: P_1 spricht von einem anderen Aspekt des Tisches als P_2).

Dieser Punkt ist von Erkenntnistheoretikern öfters übersehen worden und diese wurden daher zu dem Glauben verleitet, daß sich der Phänomenalist ebenso wie der Naturforscher mit einer unvollständigen Bestätigung zufriedengeben könne. Der Fehler in dieser Überlegung wurde bisweilen dadurch verschleiert, daß zugleich gezeugnet wurde, es liege nach Vornahme eines bloßen Teiles der an sich möglichen Tests noch immer eine nur unvollständige Bestätigung vor. Diesen Standpunkt vertritt z. B. Ayer³³. Etwas über physische Objekte sagen, heißt nach ihm dasselbe wie etwas über Sinnesdaten aussagen, sofern man den phänomenalistischen Standpunkt annimmt. Dabei genügt für ihn eine endliche Anzahl von positiven Tests, um den Satz über ein physisches Objekt voll zu

³³ „Phenomenalism“, Arist. Soc. Proc. XLVII (1946–47).

bestätigen³⁴. Die endliche Klasse der P-Sätze, in welchen diese Tests beschrieben werden, stelle aber nur eine hinreichende, keine notwendige Bedingung für den entsprechenden D-Satz dar. Es sind nach Ayer vielmehr für jeden D-Satz verschiedene endliche Klassen von P-Sätzen denkbar, die alle hinreichen, um den D-Satz zu akzeptieren; dagegen sei es in praktisch keinem konkreten Falle möglich, eine genau bestimmte endliche Menge von P-Sätzen zu finden, die als notwendig für die Annahme des D-Satzes angesehen werden müßten. Auf diese Weise will Ayer dem Umstand Rechnung tragen, daß wir einen Satz über ein physisches Objekt durch verschiedene, aber stets endliche Klassen von Sinneserfahrungen bestätigen können. Er übersieht dabei, daß der Phänomenalismus *keine Bestätigungstheorie*, sondern eine *Übersetzungstheorie* ist. Es kann vielleicht eine endliche Klasse K_1 von P-Sätzen als Bestätigung eines D-Satzes genommen werden und eine andere Klasse K_2 von P-Sätzen als Bestätigung dieses selben D-Satzes. Aber es kann nicht sowohl K_1 wie K_2 als Übersetzung des D-Satzes in die phänomenalistische Sprache genommen werden; denn dann wäre sowohl K_1 wie K_2 mit dem ursprünglichen D-Satz synonym, und daher wären sie auch miteinander synonym. Diese Konsequenz, Klassen von Sätzen als synonym aufzufassen, obwohl die zu diesen Klassen gehörenden Sätze über verschiedene Sinnesdaten sprechen, also innerhalb des phänomenalistischen Systems einen verschiedenen empirischen Gehalt aufweisen, wird kein Phänomenalist akzeptieren können.

Wieviele P-Sätze müssen einem D-Satz zugeordnet werden? Offenbar unendlich viele. Der schwarze Tisch kann zum Zeitpunkt t von unendlich vielen verschiedenen Punkten aus beobachtet werden, was zu unendlich vielen verschiedenen „Aspekten vom Tisch“ und daher zu unendlich vielen verschiedenartigen P-Sätzen führt. Dasselbe Spiel wiederholt sich für die übrigen Sinne, z. B. Tasteindrücke. Auch hier gelangen wir zu unendlich vielen verschiedenen Aussagen etwa von der Gestalt: „Wenn der Beobachter X zum Zeitpunkt t vom Ort p aus seine Hand in der und der Richtung ausstreckt, dann hat er die und die Sinnesindrücke.“ Um eine volle Übersetzung in die phänomenalistische Sprache der Sinnesdaten liefern zu können, müßten wir daher imstande sein, unendlich lange Sätze anzuschreiben, was wir natürlich nicht können. An dieser Schwierigkeit scheitert auch der Vorschlag von Ayer. Die einzelnen Klassen K_i , welche als voll bestätigende Instanzen für einen D-Satz dienen sollen, sind laut Voraussetzung alle endlich. Dann aber muß es unendlich viele solche Klassen geben, da jeder der unendlich vielen, dem ursprünglichen D-Satz korrespondierenden P-Sätze in einer

³⁴ Sollten wir nämlich in Zukunft weitere Tests vornehmen, und dabei zu negativen Resultaten gelangen, dann würden wir nach Ayer nicht sagen, daß der ursprüngliche D-Satz falsch war, sondern daß sich die Welt inzwischen verändert habe.

solchen Klasse vorkommen muß. Denken wir uns die einzelnen zu $K_1, K_2 \dots$ gehörenden Aussagen durch Konjunktion miteinander verbunden (wir schreiben die so entstehenden Sätze: $\text{Konj}(K_i)$). Die Übersetzung des D-Satzes hätte dann zu lauten: $\text{Konj}(K_1)$ oder $\text{Konj}(K_2)$ oder \dots , wobei die Anzahl dieser Oder-Komponenten unendlich groß wäre. Wir können aber eine unendlich lange Disjunktion nicht anschreiben. Nach der ursprünglichen phänomenalistischen Übersetzungsthese müßte der dem D-Satz entsprechende P-Satz eine Konjunktion von unendlicher Länge sein. Nach der von Ayer revidierten These ist der zugehörige P-Satz eine unendliche Disjunktion von Konjunktionen, die alle endliche Länge haben. Eine Unendlichkeit wird in beiden Fällen benötigt³⁵. Sollte dagegen die Ansicht vertreten werden, es komme gar nicht darauf an, einen D-Satz in eine endliche Menge von P-Aussagen zu übersetzen, sondern lediglich darauf, diesen Satz durch eine endliche Gesamtheit von Beobachtungen, die in der P-Sprache formuliert werden, zu verifizieren, so wäre dagegen nichts einzuwenden. Nur hätte eine solche Position nichts mehr mit dem Phänomenalismus zu tun, oder besser: ein so definierter Phänomenalismus würde nichts anderes ausdrücken als die Grundforderung jeder empiristischen Philosophie, daß alle Aussagen über reale Gegenstände und Vorkommnisse durch Beobachtungssätze zu überprüfen sind, mit der einzigen Zusatzforderung, daß diese Beobachtungssätze in einer phänomenalistischen Sprache formuliert sein müssen.

Es wäre natürlich nicht richtig, wollte man z. B. folgendermaßen argumentieren: Es genügt, von fünf verschiedenen Punkten aus den Tisch zu beobachten, also fünf verschiedene Aspekte von ihm zu gewinnen, um ihn in seiner ganzen räumlichen Gestalt zu rekonstruieren; auf die unendlich vielen übrigen Aspekte vom Tisch kommt es dagegen gar nicht mehr an. Es handelt sich ja nicht darum, die räumlich-physikalische Gestalt des Tisches vollständig in der phänomenalistischen Sprache beschreiben zu können, sondern darum, die Aussage, daß in meinem Zimmer ein realer Tisch existiert, in die phänomenalistische Sprache zu übersetzen. Und selbst wenn man behaupten wollte, daß fünf P-Sätze allein nicht nur dafür genügen, um die Gestalt des im D-Satz beschriebenen Gegenstandes vollständig zu charakterisieren, sondern auch dafür, um diesen D-Satz vollständig zu bestätigen, so würden wir sogleich wieder in die oben bei Ayer angetroffene Schwierigkeit geraten: wir müßten *alle* Fünferklassen, die verschiedene bestätigende P-Sätze enthalten, heranziehen, und könnten den D-Satz nur mit der unendlichen Disjunktion dieser Fünferklassen identifizieren, ohne natürlich in Wahrheit imstande zu sein, diese unendliche Disjunktion anzuschreiben.

Die Schwierigkeiten sind damit noch nicht zu Ende. Weitere ent-

³⁵ Dieser Punkt ist hervorgehoben worden von P. Marhenke, a. a. O., S. 321.

stehen, wenn man den Zeitfaktor mit in Erwägung zieht. Nehmen wir dazu an, daß in unserem Beispiel nicht nur von einem schwarzen Tisch, sondern von einem schwarzen hölzernen Tisch gesprochen wird. Selbst wenn wir uns all die unendlich vielen Wahrnehmungen unseres hypothetischen Beobachters tatsächlich vollzogen denken, so würden diese noch keineswegs ausreichen; denn noch so viele Sinneswahrnehmungen allein genügen nicht, um die Aussage zu bestätigen, daß ein Objekt aus einem ganz bestimmten Material besteht. Es müssen eigene Experimente vorgenommen werden, und zwar wiederum unbegrenzt viele, um zu einer definitiven Bestätigung zu führen. Die Experimente kann man sich nicht simultan, sondern nur sukzessive vollzogen denken. Diese Vornahme von Experimenten erfordert aber Zeit und im Verlauf dieser Zeit kann sich allerlei ändern. Wenn ich behaupte, daß der schwarze Tisch aus Holz besteht und dann darangehe, ihn auf seine Materialbeschaffenheit zu überprüfen, so kann sich die Materialbeschaffenheit inzwischen geändert haben; ferner kann man daran zweifeln, daß die für das Experiment erforderlichen Bedingungen wirklich alle erfüllt waren, so daß man weitere Experimente vornehmen muß, für die dann dasselbe gilt usw. Zu einem analogen Ergebnis kommen wir in allen Fällen: Wenn gesagt wird, daß hinter mir ein Baum steht, und ich drehe mich zum Zwecke der Überprüfung dieses Satzes um, so kann dieser Baum in der Zwischenzeit verschwunden sein. Wenn gesagt wird, daß es draußen regnet, und ich gehe hinaus, um dies zu überprüfen, so kann es zu regnen aufgehört haben. Diese Schwierigkeit tritt dann nicht auf, wenn wir ebenso wie bereits im Falle unseres hypothetischen Beobachters von der Fiktion ausgehen, daß die Experimente alle gleichzeitig erfolgt waren. Dazu müssen wir die Aussagen, in welchen die Experimente und ihre Resultate beschrieben werden, im grammatikalischen Konjunktiv formulieren: „Wenn man dieses und dieses Experiment *vornähme*, dann *würde* dabei das und das herauskommen“. Dies führt uns direkt in das Problem der irrealen Konditionalsätze hinein, auf welches wir später noch zurückkommen werden.

Unabhängig davon bleibt aber eine andere Schwierigkeit bestehen. Warum können denn überhaupt Experimente eine Aussage über ein physisches Objekt bestätigen? Die Antwort, welche gewöhnlich auf diese Frage gegeben wird, lautet: Weil die betreffenden experimentellen Resultate Prognosen sind, die aus der Aussage über das physische Objekt gefolgert werden können. Was für eine Art von Folgerung ist hier aber gemeint: eine rein logische oder eine solche, die auch anerkannte Naturgesetze verwendet? In der Regel wird zugegeben werden, daß man die als Test dienenden prognostizierbaren Ereignisse nur auf naturgesetzlichem Wege aus dem zu überprüfenden D-Satz gewinnen könne. Naturgesetze aber sind hypothetische Aussagen, die nur als mehr oder weniger gut bestätigt angesehen werden können, die man jedoch u. U. auf Grund neuer

empirischer Resultate fallen lassen muß und durch andere zu ersetzen hat. Man muß bedenken, was dies für die phänomenalistische Grundthese bedeutet. Diese ist ja als Übersetzungsthese gemeint; die Übersetzung aus der physikalischen in die phänomenalistische Sprache müßte daher eine rein linguistische Angelegenheit sein, die unberührt bleiben sollte vom Wandel der Einzelwissenschaften. Wenn wir voraussetzen, daß die Gesamtheit der D-Sätze auf Grund derartiger Übersetzungsregeln in die P-Sprache transformiert worden sind, so entsprechen den in der D-Sprache formulierten Naturgesetzen die in der P-Sprache formulierten, und ein Wandel im System der Naturwissenschaften müßte sowohl in den in der D-Sprache wie den in der P-Sprache ausgedrückten Naturgesetzen seinen Niederschlag finden. Dabei hätten die neuen in der D-Sprache formulierten Gesetze nach ihrer Übersetzung in das phänomenalistische System die in der P-Sprache formulierten neuen Gesetze zu ergeben, während die Übersetzungsregeln selbst von diesem Wandel unberührt bleiben müßten. Jetzt ergibt sich jedoch, daß diese Übersetzungsregeln selbst eine Funktion der dem Wandel unterworfenen Naturgesetze darstellen und mit deren Wandel stets revidiert werden müßten. Die Bedenklichkeit dieser Konzeption tritt insbesondere dann zutage, wenn die zur Überprüfung eines D-Satzes dienenden Tests zu einem negativen Ergebnis gelangen. Man wäre dann nicht genötigt, die Konsequenz zu ziehen, daß der D-Satz falsch ist, sondern könnte dies durch die Annahme umgehen, daß die bei der Ableitung benützten Naturgesetze ungültig waren. Gewöhnlich wird man dies nicht tun, zumindest dann nicht, wenn hinreichend viele andere positive Instanzen für die betreffenden Naturgesetze sprechen. Doch da die Überprüfung aller Gesetzesaussagen prinzipiell nur auf dem analogen Wege der Prognosenbildung und nachträglichen Überprüfung der Prognosen erfolgen kann, so muß die Möglichkeit der Ungültigerklärung der Gesetzesaussagen statt der Verwerfung jener D-Sätze, von denen die Prognosen ihren Ausgang nahmen, zugelassen werden; ansonsten wäre die Erschütterung des naturwissenschaftlichen Gesetzessystems prinzipiell ausgeschlossen. Wenn die Aussage, daß sich zum Zeitpunkt t in meinem Zimmer ein Tisch aus Holz befand, u. a. dadurch überprüft wird, daß man den Tisch ins Wasser gibt, dieser jedoch untergeht, so könnte man an sich ebenso gut sagen, daß er nicht aus Holz gewesen sei wie daß die generelle Hypothese, daß Holz auf dem Wasser schwimmt, falsch sei. Wenn man die zweite Konsequenz nicht zieht, und dies auch begründen will, so muß man sich hierfür auf Prinzipien der Theorie der Bestätigung oder der Induktion stützen. Dabei würde wiederum nur zum Ausdruck kommen, daß man sich von der Übersetzungsthese ganz entfernt hat. Dieser Schwierigkeit würde man allein dadurch entgehen können, daß man bei allen derartigen Testverfahren nur auf streng logische Folgerungen, nicht jedoch auf empirische Folgerungen Bezug nimmt.

Das würde auch durch die Überlegung gerechtfertigt sein, daß es bei der Übersetzung aus der D-Sprache in die P-Sprache nur darauf ankomme, den *Sinn* der zunächst in der Dingsprache formulierten Aussage getreu in der phänomenalistischen Sprache wiederzugeben. Empirische Folgerungen aus einem Satz, die nur unter Zuhilfenahme von Naturgesetzen gewonnen werden könnten, gehören jedoch nicht zum Aussagesinn³⁶. Die Beschränkung auf die logischen Folgerungen aber würde voraussetzen, daß wir eine klare Grenzlinie ziehen könnten zwischen den Merkmalen, durch die eine Gegenstandsart definiert ist, und jenen Beschaffenheiten, welche wir dem Gegenstand auf Grund einer naturwissenschaftlichen Hypothese zuschreiben. Wenn der ins Wasser gegebene Gegenstand untergeht, so ist die D-Aussage, daß dieses Objekt aus Holz besteht, nur dann als falsch erwiesen, wenn die Eigenschaft, auf dem Wasser zu schwimmen, als Definitionsmerkmal des Holzes betrachtet wird. Ist hingegen die Aussage „alles Holz schwimmt auf dem Wasser“ ein Naturgesetz, wo wäre aus dem negativen Resultat des Schwimmtests die Folgerung zu ziehen, daß das Naturgesetz „alles Holz schwimmt auf dem Wasser“ falsch ist. Es zeigt sich, daß einerseits eine derartige Reaktionsweise dem Vorgehen in den Naturwissenschaften widerspricht³⁷, und daß andererseits diese ganze Überlegung auf der Voraussetzung basiert, daß alle Aussagen streng in die beiden Klassen der analytischen und synthetischen Aussagen eingeteilt werden können, eine Auffassung, die in neuerer Zeit verschiedentlich angefochten wurde. Daß diese Voraussetzung aber hier gemacht werden muß, beruht darauf, daß die Behauptung, einem Objekt *a* kommt eine bestimmte Eigenschaft *F* per definitionem zu, während ihm die Eigenschaft *F'* nur kraft Naturgesetz zukomme, nichts anderes besagt, als daß der Satz „*a* hat die Eigenschaft *F*“ analytisch ist, während die Aussage „*a* hat die Eigenschaft *F'*“ synthetischen Charakter hat. (Vgl. zu dieser Frage auch S. 91 ff.)

Wir waren bisher davon ausgegangen, daß die zu übersetzende Aussage ein singulärer Satz ist, der einem konkreten physischen Objekt bestimmte Beschaffenheiten zuspricht. Der Satz „in meinem Zimmer befindet sich zum Zeitpunkt *t* ein schwarzer Tisch“ ist nicht von dieser Art, sondern eine Existenzaussage, die durch einen beliebigen schwarzen Tisch in meinem Zimmer verifiziert wird. Eine explizite Formulierung dieser Aussage lautet „es gibt einen Gegenstand *x*, so daß *x* ein schwarzer Tisch ist und *x* sich zum Zeitpunkt *t* in meinem Zimmer befindet“. Will man daraus die Existenzklausele eliminieren, so hat man die Aussage durch eine unendliche Disjunktion zu ersetzen. Eine derartige Ersetzung muß der Phäno-

³⁶ Diese Feststellung findet sich z. B. bei Pap, „Analytische Erkenntnistheorie“, Wien 1955, S. 32.

³⁷ Vgl. dazu auch Pap, a. a. O., S. 33.

menalist auch tatsächlich vornehmen, da die Bildung der Existenzaussage mit der Variablen x nur möglich ist, wenn der Wertbereich dieser Variablen aus physischen Objekten besteht, während sich die Gegenstandsvariablen des Phänomenalisten nur auf phänomenale Einheiten als Werte beziehen. Die auf diese Weise entstehende unendliche Disjunktion hat natürlich nichts mit der früher erwähnten unendlichen Disjunktion zu tun. Dort handelte es sich darum, daß die einem singulären D-Satz entsprechende P-Aussage nur eine unendliche Disjunktion von endlichen Konjunktionen (oder eine unendliche Konjunktion) sein könne; hier hingegen geht es darum, einen Existenzsatz der D-Sprache in eine Aussage überzuführen, welche keine Variablen mehr enthält, was nur durch Umformung in eine unendliche Disjunktion geschehen kann. Beide Unendlichkeiten treten daher in Kombination miteinander auf. Wenn wir dann noch die früher erwähnte Schwierigkeit hinzunehmen, die sich aus der Notwendigkeit ergibt, die Normalität der Bedingungen eigens anzuführen, unter denen die Wahrnehmungen unserer hypothetischen Beobachter erfolgen, und dabei die Annahme Ayers zugrunde legen, daß eine Aussage über physische Objekte stets bereits durch eine endliche Anzahl von Beobachtungen vollständig zu bestätigen ist, so können wir die für den Phänomenalismus entstehende Schwierigkeit folgendermaßen zusammenfassend charakterisieren: *Um einen Satz von der Gestalt „zum Zeitpunkt t gibt es am Ort p einen physischen Gegenstand x , der die Beschaffenheit F hat“ in die phänomenalistische Sprache übersetzen zu können, müssen wir ihn zunächst zwecks Elimination der physischen Dingvariablen x in eine unendliche Disjunktion umformen, deren einzelne Komponenten die unendlich vielen verschiedenen singulären physischen Objektsätze sind, aus denen die Existenzbehauptung folgt; jeder dieser singulären Objektsätze ist seinerseits in eine unendliche Disjunktion von endlich vielen Konjunktionen zu übersetzen, deren jede die Gesamtheit der Sinneserlebnisse beschreibt, die hinreichend sind, um – physikalistisch gesprochen – den ursprünglichen Ding-satz zu akzeptieren; und jedes Element der zuletzt erwähnten Konjunktionen ist ein singulärer Satz der phänomenalistischen Sprache, der von einem hypothetisch angenommenen Beobachter formuliert wird, dessen Wahrnehmungen unter normalen Bedingungen stattfinden, welche Normalität nur durch eine unendliche Folge von weiteren hypothetischen Beobachtern gewährleistet wird, deren jeder die Normalität der Wahrnehmung des ihm in der Folge vorangehenden Beobachters feststellt.*

Solange nicht gezeigt wird, wie man aus dieser dreifachen Unendlichkeit herauskommen kann, bleibt der universelle Phänomenalismus ein unrealisierbares Programm.

2. Verifikationsbedingungen in phänomenalistischer Sprache

Welchen logischen Charakter haben jene elementaren phänomenalistischen Aussagen, die als Elemente der oben angeführten endlichen oder unendlichen Konjunktionen auftreten? Keinesfalls können es kategorische Aussagen sein, da sie sich nicht auf tatsächlich gemachte Wahrnehmungen beziehen, sondern auf mögliche Wahrnehmungen hypothetischer Beobachter. Die Bedingungen, unter denen diese Wahrnehmungen zu erfolgen hätten, müssen von uns genau angegeben werden. Daher müssen die in der beabsichtigten Übersetzung von D-Sätzen vorkommenden elementarsten Bestandteile der phänomenalistischen Sprache Konditionalform annehmen: „Wenn ein Beobachter zum Zeitpunkt t von der und der Stelle meines Zimmers aus in die und die Richtung blickt (oder: seine Hand nach der und der Richtung ausstreckt), dann wird er diese und diese Sinneseindrücke haben.“ Wir wollen Aussagen von dieser Gestalt als *elementare P-Sätze* bezeichnen³⁸. Wir sind bisher stets von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Beschreibung der Erlebnisse unserer hypothetisch angenommenen Beobachter in einer phänomenalistischen Sprache erfolgt. Diese Voraussetzung wollen wir auch jetzt beibehalten, doch müssen wir nun ausdrücklich die Aufmerksamkeit dem Umstande zuwenden, daß nur in der Dann-Komponente unserer elementaren P-Sätze von diesen Erlebnissen die Rede ist. Ganz anders steht es mit der Wenn-Komponente. Hier wird stets eine Aussage von der Gestalt verwendet „wenn jemand unter den und den Bedingungen das und das tut“. Es wird also von einem Beobachter gesprochen, der unter bestimmten physikalischen Bedingungen eine bestimmte Handlung vollzieht. All dies sind keine Phänomene und daher kann diese Wenn-Komponente als solche auch gar nicht in der phänomenalistischen Sprache wiedergegeben werden. Selbst wenn also alle Schwierigkeiten hinwegfielen, die wegen der geschilderten drei Unendlichkeiten auftreten, so hätten wir noch immer keine Möglichkeit, auch nur einen einzigen Satz über ein physisches Objekt in eine phänomenalistische Sprache zu übersetzen, da wir bereits die ersten Hälften (Wenn-Komponenten) der hierfür benötigten elementaren phänomenalistischen Aussagen nicht formulieren könnten.

Ein denkbarer Ausweg wäre der, ein Rekursionsverfahren zu entwickeln, durch welches schließlich sämtliche Bedingungen innerhalb der phänomenalistischen Sprache ausgedrückt werden könnten. Innerhalb eines Konditionalsatzes, durch welchen die Kriterien für das Vorliegen eines physischen Objektes formuliert werden, dürfte

³⁸ Die elementaren P-Sätze sind also nicht Atomsätze der P-Sprache, d. h. kleinste in der P-Sprache formulierbare Aussagen, sondern eine Wenn-Dann-Kombination zweier solcher Sätze.

danach im Wenn-Satz nur auf solche Objekte Bezug genommen werden, die bereits auf einer früheren Stufe eingeführt wurden; und in einer ersten Stufe müßte sowohl die Wenn- wie die Dann-Komponente zur Gänze in der phänomenalistischen Sprache abgefaßt sein. Etwas anderes aber ist es, ein Programm zu formulieren, als es zu verwirklichen. Es ist jedenfalls keine geglückte Rekursionstheorie bekannt, welche das Gewünschte leistet.

C. I. Lewis hat diese Schwierigkeit klar gesehen und daher gefordert, daß man von vornherein auch die Bedingungen in einer rein „expressiven Sprache“ zu formulieren habe³⁹, worunter er im wesentlichen dasselbe versteht, was wir die phänomenalistische Sprache nennen. Da die Alltagssprache als solche nicht phänomenalistisch ist, müssen an den Ausdrücken in der Wenn-Komponente geeignete Umformulierungen vorgenommen werden, z. B. in der Weise, daß statt vom Gegenstand *a* von einem „a-artigen Sinnesdatum“ gesprochen wird oder der Bedingungssatz mit Hilfe von Wendungen wie „es scheint, daß...“, „ich habe das Gefühl, daß...“ eingeleitet wird. Statt „wenn ich⁴⁰ an der und der Stelle stehe, und meine Augen in diese und diese Richtung wende, so...“ muß z. B. gesagt werden, „wenn es mir scheint, daß ich an der und der Stelle stehe, und ich das Gefühl habe, meine Augen in diese und diese Richtung zu lenken, so...“. Selbst wenn man dieses Vorgehen ohne weitere Kritik akzeptieren wollte, so bliebe doch die Schwierigkeit der Normalbedingungen bestehen⁴¹. Denn es kann sein, daß ich zwar das Gefühl habe, meine Augen in der Richtung auf den Tisch zu lenken, und dennoch keinen braunen Tisch (sondern z. B. einen schwarzen oder gelben) sehe, obwohl sich ein schwarzer Tisch dort befindet, weil ich z. B. unter der Einwirkung von Giften stehe, oder in meinen Augen eine Störung eingetreten ist oder ungewöhnliche Beleuchtungsverhältnisse in meinem Zimmer herrschen u. dgl. Wenn man alle diese Bedingungen zusätzlich mit aufnehmen will, dann hat man die phänomenalistische Sprache wieder verlassen. Denn entweder man muß dann von Giften, Beleuchtungsverhältnissen usw. sprechen oder man muß wieder die unendliche Folge von Beobachtern heranziehen, deren jeder die Normalität der Wahrnehmung des ihm vorangehenden Beobachters konstatiert; eine Aussage über *fremde* Beobachter gehört aber nicht in die phänomenalistische Sprache.

Man hat bisweilen die phänomenalistische These in der folgenden Weise abzuschwächen versucht: Es ist nicht erforderlich, daß wir

³⁹ Lewis, „An Analysis of Knowledge and Valuation“, La Salle 1945, S. 179 ff. Für eine kurze Darstellung der Auffassung von Lewis vgl. Pap, a. a. O., S. 29 ff.

⁴⁰ Eine Ich-Aussage muß hier deshalb verwendet werden, weil eine Aussage über einen anderen hypothetischen Beobachter in der phänomenalistischen Sprache unausdrückbar ist.

⁴¹ Vgl. dazu auch Pap, a. a. O., S. 30.

bezüglich aller überhaupt denkbaren Aussagen über physische Gegenstände imstande sein müssen, Kriterien für ihre Existenz in einer rein phänomenalistischen Sprache zu formulieren; es genügt, wenn wir in jedem konkreten Fall die Kriterien durch solche Konditionalsätze formulieren können, deren Dann-Komponenten in einer rein phänomenalistischen Sprache ausgedrückt sind, deren Wenn-Komponenten jedoch auf Dinge und Ereignisse Bezug nehmen können, die wir für diesen speziellen Fall bereits als bekannt voraussetzen. Ein solches Verfahren erinnert etwas an die Methode Münchhausens, um zum Mond zu gelangen: er klettert auf eine Bohnenstange, schneidet unten ein Stück ab, fügt es oben an, und setzt dieses Verfahren so lange fort, bis er wirklich schließlich am Mond ankommt. Wenn wir uns vorstellen, daß wir von einem physischen Objekt zum anderen übergehen und die Kriterien für dessen Vorhandensein so formulieren, daß wir dabei stets auf andere physische Objekte Bezug nehmen, dann mündet dieses Verfahren, auf *alle* physischen Objekte angewendet, offenbar entweder in einen unendlichen Regreß, indem wir neue und neue Objekte voraussetzen müssen, oder wir geraten in einen Zirkel, da nach einer gewissen Zeit des Fortschreitens nach diesem Rezept bei der Formulierung von Kriterien für die Existenz verschiedener Objekte diese wechselseitig vorausgesetzt werden müssen. Erhebt man aber gar nicht den Anspruch, auf diese Weise die Existenzbedingungen für alle physischen Objekte zusammen, sondern nur für jedes beliebige einzelne solche Objekt in der phänomenalistischen Sprache angegeben zu haben, so hat man damit abermals den Phänomenalismus preisgegeben und sich auf den von vornherein nicht bestrittenen empiristischen Standpunkt zurückgezogen, daß Aussagen über Gegenstände der physischen Welt nur auf Grund von Beobachtungen (positiv oder negativ) bestätigt werden können.

3. Irreale Konditionalsätze

Mit der Charakterisierung der elementaren P-Aussagen als Sätzen von Konditionalform allein ist es nicht getan. Diese Sätze dürfen außerdem grammatikalisch nicht im Indikativ, sondern müssen im Konjunktiv ausgedrückt sein. Würden wir sie im Indikativ formulieren, so wäre jede derartige Aussage über physische Objekte, die in diesem Augenblick von niemandem beobachtet werden, in trivialer Weise wahr, weil sie z. B. die folgende Gestalt hätte, „wenn zum Zeitpunkt t ein Beobachter in der und der Richtung blickt, dann ...“ und die Wenn-Komponente dieser Aussage nach Voraussetzung falsch wäre. Ein Konditionalsatz ist nämlich per definitionem wahr, sofern seine Wenn-Komponente falsch ist. Wenn ich also behaupte, daß zum Zeitpunkt t in meinem Zimmer ein brauner Tisch war und dabei lüge, so müßte diese Aussage dennoch als wahr

angesehen werden, wenn sich zu t kein Beobachter in meinem Zimmer befand. Es ist dies genau dieselbe Schwierigkeit, auf welche Carnap im Zusammenhang mit der Einführung von Dispositionsprädikaten hingewiesen hat⁴². Wenn ich „Gegenstand“ x ist im Wasser löslich“ definiere durch „wenn immer x ins Wasser gegeben wird, so löst x sich auf“, so hätte dies zur Folge, daß ich alle Gegenstände als im Wasser löslich bezeichnen müßte, die niemals ins Wasser gegeben worden sind.

Carnap schlug vor, das neue Prädikat statt durch Definitionen durch sog. „Reduktionssätze“ einzuführen, in denen das neue Dispositionsprädikat in der Dann-Komponente aufscheint, also z. B. „wenn immer x (unter normalen Bedingungen) ins Wasser gegeben wird, dann ist x löslich im Wasser genau dann, wenn x sich zu diesem Zeitpunkt auflöst“. Analog hätte man jetzt etwa die Aussage „der Gegenstand x ist braun“ zu übersetzen in „wann immer ein Beobachter (unter normalen Bedingungen) x ansieht, so ist x braun genau dann, wenn x dem Beobachter zu diesem Zeitpunkt als braun erscheint“. Von den in den früheren Abschnitten erwähnten Schwierigkeiten sehen wir hier ab, also insbesondere davon, daß wir nicht nur eine solche, sondern unendlich viele derartige Aussagen zusammen als Übersetzungen verwenden müßten, und daß der in der Wenn-Komponente stehende Teilsatz nicht in der phänomenalistischen Sprache formuliert wurde. Im Gegensatz zu jenem Falle, wo Prädikate durch explizite Definitionen eingeführt werden, können die durch Reduktionssätze eingeführten Prädikate aus dem Kontext nicht eliminiert werden, da sie innerhalb des Reduktionssatzes als unselbständige Bestandteile vorkommen. Man hat diese Reduktionssätze bisweilen so gedeutet, daß sie eine dritte Art und Weise der Einführung von Prädikaten darstellen, neben ihrer Einführung durch explizite Definitionen und ihrer Annahme als undefinierter Grundprädikate. Aber dies ist, wie N. Goodman hervorgehoben hat, eine irreführende Schilderung der Sachlage. Es gibt nur zwei Methoden, um Prädikate in eine Sprache einzuführen, nämlich als undefinierte Grundprädikate oder durch explizite Definitionen. Das Carnapsche Verfahren bedeutet nichts anderes, als daß die neuen Prädikate als undefinierte Grundprädikate genommen und durch gewisse als „Reduktionssätze“ bezeichnete einfache Axiome charakterisiert werden. Es ist also im wesentlichen der Weg der Axiomatisierung, welcher hier beschritten wird. Für unseren Fall würde dies daher folgendes bedeuten: Die physischen Dingprädikate werden überhaupt nicht in die phänomenalistische Sprache übersetzt, sondern sie werden als zusätzliche undefinierte Grundprädikate zu den Ausdrücken der P-Sprache hinzugenommen; ihr Gebrauch wird durch Axiome umschrieben, die in der phänomenalistischen Sprache formuliert sind. Die phänomenalistische Übersetzungsthese hat man

⁴² R. Carnap, „Testability and Meaning“, New Haven 1950, S. 440 ff.

damit wiederum preisgegeben. Man könnte sagen, sie sei durch eine phänomenalistische Axiomatisierungsthese ersetzt worden: An die Stelle einer Übersetzung aus der D- in die P-Sprache tritt eine axiomatische Beschreibung der Prädikate der D-Sprache mit den Mitteln der P-Sprache.

Man könnte sich mit dieser neuerlichen Revision und Abschwächung der ursprünglichen phänomenalistischen These abermals abfinden, wenn das ganze Verfahren nicht noch einen weiteren Nachteil hätte. Die Einführung des Dispositionsprädikates „löslich im Wasser“ durch einen Reduktionssatz von der angeführten Gestalt hat zwar nicht mehr die Folge, daß man niemals ins Wasser gegebenen Objekten die Eigenschaft, löslich zu sein, zusprechen müßte, jedoch die andere, daß hinsichtlich der nicht ins Wasser gegebenen Objekte weder gesagt werden kann, daß sie löslich sind, noch daß sie dies nicht sind. Dies widerspricht der Tatsache, daß wir auch nie ins Wasser gegebenen Zuckerstücken die Eigenschaft, im Wasser löslich zu sein, zuschreiben. Analog entsteht bei der Einführung physischer Dingprädikate in die phänomenalistische Sprache durch Reduktionssätze zwar nicht mehr die paradoxe Folgerung, daß Aussagen über nicht wahrgenommene Dinge ausnahmslos zu trivialen Wahrheiten würden, doch könnte über solche Dinge in der P-Sprache überhaupt nicht gesprochen werden. Im Falle der Dispositionsprädikate hat man die Schwierigkeit so zu beheben versucht, daß man diese Prädikate von den geprüften Fällen auf die ungeprüften Fälle „gleicher Art“ übertrug. Alle diese Versuche haben sich jedoch als untauglich herausgestellt⁴³, so daß wir gar nicht auf die Frage einzugehen brauchen, ob sich für unser Problem eine analoge Übertragungsmöglichkeit von den beobachteten auf die nicht beobachteten Fälle ergäbe.

Wir müssen daher zu der eingangs getroffenen Feststellung zurückkehren, daß die elementaren P-Sätze nicht im Indikativ, sondern im grammatikalischen Konjunktiv zu formulieren sind. Wir wollen Aussagen von dieser Gestalt „irreale Konditionalsätze“ nennen, weil sie nicht von Wirklichem, sondern bloß von Möglichem sprechen: „Wenn sich zum Zeitpunkt *t* ein Beobachter am Ort *p* befände, und in der und der Richtung *blickte*, dann *würde* er diese und diese Sinneseindrücke haben.“ Alle gegenwärtigen Logiker sind sich darüber einig, daß damit ein neues Problem angeschnitten wird, dessen Lösung bis heute nicht gelungen ist, obzwar in der letzten Zeit erhebliche Fortschritte in der Untersuchung dieser Frage erzielt

⁴³ Wenn man definiert, daß zwei Dinge *a* und *b* dann von derselben Art sind, wenn *b* zu *allen* Klassen gehört, in denen *a* als Element vorkommt, dann sind keine zwei verschiedenen Dinge von derselben Art, und wenn man das Definiens so faßt, daß es *mindestens eine* *a* enthaltende Klasse gibt, in der auch *b* als Element auftritt, dann sind zwei beliebige Dinge stets von derselben Art.

wurden⁴⁴. Während ein im Indikativ formulierter Konditionalsatz eine Wahrheitsfunktion ist, deren Wahrheitswert eindeutig von den Wahrheitswerten der beiden Satzkomponenten abhängt, gilt dies nicht von einem irrealen Konditionalsatz. Man muß daher danach trachten, die Wahrheitsbedingungen für solche Sätze in anderer Weise zu definieren. N. Goodman hat in einer eingehenden Analyse gezeigt, daß diese Aufgabe auf zwei ungelöste Probleme reduzierbar ist, nämlich die Definition eines Prädikates „mithaltbar“ („cotenable“), welche keinen Zirkel in sich schließt, und die Bestimmung des Begriffs des Naturgesetzes. In bezug auf die zweite Frage ist Goodman einer Lösung sehr nahe gekommen; das erste Problem ist hingegen noch gänzlich offen.

In 1. hat sich ergeben, daß die Aussagen über Physisches nicht als Wahrheitsfunktionen von Aussagen über Phänomenales aufgefaßt werden können, weil wir keine wahrheitsfunktionellen Satzkomplexe zu bilden vermögen, die aus unendlich vielen Komponenten bestehen. Jetzt ergibt sich zusätzlich, daß die Aussagen über Physisches nach der Übersetzung in die P-Sprache deshalb nicht zu Wahrheitsfunktionen werden können, weil sie überhaupt nicht mehr in einer extensionalen Sprache ausdrückbar sind, in welcher der Wahrheitswert komplexerer Aussagen eine eindeutige Funktion des Wahrheitswertes der Teilaussagen ist.

Eine Argumentationsweise gegen den Phänomenalismus, die in der Tat unberechtigt ist, muß in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden. Es ist dies der Vorwurf, daß der Phänomenalismus die Absurdität begehe, wirkliche Dinge in bloße Möglichkeiten aufzulösen. Die Berkeleysche These „esse est percipi“ könnte man als „Phänomenalismus ohne irreale Konditionalsätze“ bezeichnen; denn daß ein physisches Ding existiert, heißt danach, daß es wahrgenommen wird. Da wir jedoch auch von nicht wahrgenommenen physischen Objekten annehmen, daß sie existieren, mußte Berkeley für diese Fälle voraussetzen, daß die Wahrnehmung von Gott vollzogen wird. J. St. Mill wollte diese voreilige Zuflucht zu Gott dadurch beseitigen, daß er physische Dinge als permanente Wahrnehmungsmöglichkeiten bezeichnete. Die tatsächliche Wahrnehmung durch das unendliche Subjekt wurde verdrängt von den möglichen Wahrnehmungen durch endliche Subjekte. Kritiker haben dagegen jedoch den erwähnten Einwand vorgebracht, der meist am Beispiel kausaler Prozesse illustriert wird: Wenn eine Kompaßnadel durch einen Magneten, den niemand sieht, abgelenkt wird, so würde man, da der Magnet eine bloße Wahrnehmungsmöglichkeit darstellt, die unsinnige Behauptung vertreten, daß eine tatsächliche Bewegung durch eine bloße Möglichkeit verursacht werde. Wie Marhenke⁴⁵

⁴⁴ Besonders durch N. Goodman in seinem Werk „Fact, Fiction and Forecast“, Cambridge, Mass., 1955.

⁴⁵ A. a. O., S. 314.

mit Recht hervorhebt, ist dieser Einwand auf die irreführende inhaltliche Redeweise zurückzuführen, die im vorliegenden Falle zu der fälschlichen Annahme verleitet, der Phänomenalist stelle empirische Behauptungen über physische Objekte auf, während er doch nur die bereits vorgefundenen Behauptungen in seine eigene Sprache übersetzt. Wendet man die formale Sprechweise an, dann behauptet der Phänomenalist u. a., daß der D-Satz „die Ablenkung der Kompaßnadel wird durch den Magneten bewirkt“ in P-Sätze übersetzbar sei, unter denen auch Sätze wie der folgende vorkommen „wenn ein Beobachter die Ablenkung der Nadel festgestellt hätte, dann hätte er unter den und den Bedingungen auch solche und solche Sinnesdaten (nämlich die dem Magneten entsprechenden Sinnesdaten) gehabt“. Die phänomenalistische Auffassung enthält nur die Voraussetzung, daß eine Behauptung über kausale Abhängigkeiten übersetzbar sein müsse in eine Behauptung, welche über Regelmäßigkeiten zwischen Gruppen von Sinnesdaten (in der Bedeutung von „Sinnesereignissen“) spricht, dagegen nicht die Voraussetzung, daß dem der Wirkung entsprechenden Sinnesdatum ein *wirkliches* der Ursache entsprechendes *Sinnesdatum* vorangehen müsse, falls diese Ursache beobachtet wurde, und ein *mögliches Sinnesdatum* der Ursache, falls diese Ursache nicht beobachtet worden ist. Das an dieser Stelle auftretende tatsächliche philosophische Problem besteht daher nicht in der Frage: „Wie kann man wirkliche Dinge durch bloße Möglichkeiten ersetzen?“, sondern einzig und allein in der Frage „wie kann man eine adäquate Sinnanalyse von irrealen Konditionalsätzen vornehmen?“, d. h. „wie definiert man ein Wahrheitskriterium für irreale Konditionalsätze?“

4. Offene Begriffe

Wir kommen nun zu einem sehr wichtigen Punkt, auf den vor allem F. Waismann und L. Wittgenstein hingewiesen haben. Wir wollen von der „Unabgeschlossenheit“ oder „Offenheit“ aller empirischen Begriffe sprechen. Waismann nennt es „Porösität der Begriffe“ oder „open texture“. Bei der ganzen Diskussion der Frage, ob wir Ding-sätze in phänomenalistische Aussagen übersetzen können, wurde vorausgesetzt, daß es nicht prinzipiell unmöglich ist, im konkreten Fall zu entscheiden, ob ein Gegenstand von dieser oder jener Art vorliegt bzw. ob ein wirklicher Gegenstand gegeben ist oder wir es mit einer Täuschung zu tun haben. „Nicht prinzipiell unmöglich“ heißt, daß die faktische Unmöglichkeit für uns, zu einem definitiven Resultat zu gelangen, auf unserer Unfähigkeit beruht, unendlich viele Tests vorzunehmen, und naturwissenschaftliche Hypothesen absolut zu verifizieren, daß aber ein solches definitives Resultat gewonnen würde, falls wir mit diesem Mangel nicht behaftet wären. Jetzt hingegen handelt es sich darum, daß in bezug auf sämtliche

Dingbegriffe Situationen denkbar sind, in denen eine Entscheidung der Frage, ob ein Objekt von dieser oder jener Art vorliegt, bzw. ob wir es mit einem wirklichen Objekt oder einer Sinnestäuschung zu tun haben, an sich unmöglich wird, weil in den Regeln für das Operieren mit empirischen Begriffen solche Fälle überhaupt nicht vorgesehen sind.

Dasjenige, worum es hierbei geht, kann man am besten an Hand einiger drastischer Beispiele erläutern, die den von Waismann gegebenen analog sind⁴⁶. Angenommen, mein Freund sagt zu mir: „Sieh dort drüben das hübsche Haus!“ Ich sehe in die erwähnte Richtung und bemerke tatsächlich ein kleines Haus. Nach einiger Zeit verschwindet es. Ich werde nun geneigt sein, zu sagen, daß das ganze eine Täuschung war, der sowohl mein Freund wie ich erlegen sind. Nun erscheint aber nach einiger Zeit das Haus wieder und wie ich näherkomme, kann ich seine Wände berühren, die meinem Druck den normalen Widerstand eines Stein- oder Ziegelbaues entgegensetzen. Trotzdem verschwindet das Haus nach einiger Zeit wieder, kommt abermals zum Vorschein und so fort in ununterbrochener Folge, ohne daß sich dieses Spiel nach irgendeinem Gesetz vollziehen würde. Man kann sich die angedeuteten Vorkommnisse beliebig merkwürdig und kompliziert ausmalen. Können wir in einem solchen Falle die Frage, was wir da sagen sollten, überhaupt beantworten? Haben wir überhaupt denkbare Antworten für derartige kaum vorstellbare Möglichkeiten zur Verfügung? Hat es überhaupt einen Sinn, in einem solchen Fall die Frage zu stellen, ob eine Sinnestäuschung vorliege oder nicht? Ein anderes Beispiel: Ich öffne eine Schachtel und sehe darin ein winziges Wesen von 1 mm Höhe. Eine Untersuchung mittels eines Vergrößerungsglases zeigt, daß das Wesen wie ein Mensch aussieht, sich so gebärdet wie ein Mensch, intelligente Handlungen vollzieht, daß es, wie mittels Lautverstärker festgestellt wird, eine menschliche Sprache spricht usw. Sollen wir nun sagen: dies *ist* ein Mensch? Oder müssen wir nicht vielmehr bei der Frage selbst stehen bleiben: *Was* sollen wir da sagen? Oder angenommen, ich sehe neben einer Haustür einen schlafenden Hund. Ich will mich davon überzeugen, daß es tatsächlich ein solches Tier ist, ich möchte also den Satz „dort drüben liegt ein Hund“ bestätigen. Ich nehme eine Reihe von Tests vor, die alle positiv ausfallen. Später jedoch zeigt sich, daß dieses Wesen außerordentlich merkwürdige Beschaffenheiten aufweist. Es beginnt wie ein Löwe zu brüllen, wächst so lange, bis es die Größe eines Hauses erreicht, scheint bisweilen zu sterben, so daß es alle Anzeichen des Todes aufweist, um dann wieder von diesem Tode aufzuwachen usw. Sollen wir sagen, daß hier ein Hund mit außergewöhnlichen Eigenschaften vorliegt? Oder sollen wir besser sagen,

⁴⁶ F. Waismann, „Verifiability“, in: „Logic and Language“, Oxford 1952, S. 117–144.

daß eine neue Säugetierspezies entstanden sei? Oder sollen wir beides miteinander kombinieren und sagen, daß es zuerst ein Hund war, der später jedoch zum Exemplar einer ganz neuen Tiergattung geworden ist? Das erste Beispiel betrifft eine Situation, wo wir nicht mehr entscheiden können, ob ein wirkliches Objekt gegeben ist oder eine Täuschung vorliegt; die beiden anderen Fälle betreffen Situationen, in denen wir nicht mehr imstande sind zu sagen, ob ein Objekt von dieser oder jener Art vorliegt.

Man mag einwenden, daß all dies Nonsense sei, da sich derartige Dinge ja niemals ereignen. Aber wissen wir denn auch, daß sie sich niemals ereignen werden? Sie *haben* sich bisher nicht ereignet, aber sie *könnten* sich ereignen; die Annahme solcher Vorgänge führt nicht zu einem logischen Widerspruch. Waismann erblickt darin den hauptsächlichsten Unterschied zwischen mathematisch-logischen Begriffen auf der einen Seite und empirischen Begriffen auf der anderen. Für eine geometrische Figur kann eine *vollständige* Beschreibung gegeben werden; nichts kann sich ereignen, das mich zwingen würde, diese Beschreibung einmal wieder zurückzuziehen. Analog kann man z. B. für ein nach bestimmten Regeln erfolgendes Spiel (etwa Schach) eine genaue Beschreibung geben. Eine empirische Beschreibung hingegen ist *wesenhaft unvollständig*; denn es können stets unvorhersehbare Faktoren ins Spiel treten, die alle meine Beschreibungen über den Haufen werfen. Eine empirische Beschreibung erstreckt sich, wie Waismann sagt, in einen „Horizont von offenen Möglichkeiten“; wie genau die Beschreibung auch ausfallen mag, dieser Horizont wird immer mitgetragen. Infolge dieser Unvollständigkeit empirischer Beschreibungen ist auch eine nach allen Richtungen hin genaue Definition naturwissenschaftlicher Begriffe ausgeschlossen. Man mag eine noch so präzise Definition einer chemischen Substanz, etwa des Eisens, geben, es sind stets unvorhersehbare Situationen denkbar, die uns nötigen könnten, diese Definition zu revidieren; z. B. wenn wir auf Substanzen stoßen, die zwar zunächst alle Testbedingungen des Eisens erfüllen, jedoch zusätzlich eine ganz neue Art von Strahlung von sich geben.

Man darf diese Unabgeschlossenheit (Porösität) unserer Erfahrungsbegriffe nicht mit begrifflicher Vagheit identifizieren. Vagheit liegt z. B. dann vor, wenn die für das Operieren mit einem generellen Ausdruck geltenden Regeln nicht ausreichen, um *unter normalen und vorhersehbaren Bedingungen* eindeutig über die Anwendbarkeit oder Unanwendbarkeit des Ausdruckes entscheiden zu können. Derartige Vagheiten lassen sich stets so beseitigen, daß wir die Regeln für die Anwendung der Prädikate präzisieren. Eines der Motive für die Ersetzung der Alltagssprache durch formalisierte Sprachen für den Zweck bestimmter wissenschaftlicher Untersuchungen ist ja gerade dieses, vage Begriffe durch präzise zu ersetzen. Die Unabgeschlossenheit von Begriffen tritt hingegen erst in Erscheinung, wenn wir uns anormale und unvorhersehbare

Situationen ausmalen. Man könnte daher von einer „möglichen Vagheit in bezug auf anormale Situationen“ sprechen. Während sich die tatsächliche Vagheit stets schrittweise beseitigen läßt, können wir die begriffliche Unabgeschlossenheit nicht ausschalten, weil wir uns nicht für sämtliche Möglichkeiten, vorhersehbare wie unvorhersehbare, vorbereiten können. Unsere Begriffe lassen sich nach gewissen Richtungen hin abgrenzen und dies mag für alle unsere praktischen Zwecke ausreichend sein. Wir können aber nicht eine Abgrenzung nach *allen* Richtungen hin vornehmen. Im Bereich der erfahrbaren Welt gibt es keine Sicherheitsventile nach allen Seiten.

Wittgenstein hat hervorgehoben, daß diese Situation auch für historische Aussagen auftritt. Wir haben uns daran gewöhnt, zu glauben, daß mit der Benennung eines Gegenstandes etwas ganz Eindeutiges getan wird: da ist das Ding und da der Name, etwa „a“, für das Ding; entweder existiert das durch „a“ bezeichnete Objekt oder es existiert nicht. Was aber kann z. B. eine solche Behauptung wie „Moses hat nicht existiert“ nicht alles bedeuten! ⁴⁷ Moses kann durch unzählig viele verschiedene Beschreibungen charakterisiert werden – „der Mann, welcher die Israeliten durch die Wüste geführt hat“, „der Mann, welcher als Kind von der Tochter Pharaos aus dem Nil gezogen wurde“ usw., um einige Beispiele Wittgensteins anzuführen – und je nachdem, auf welche Beschreibung wir uns als Definition stützen, wird die Aussage, welche von Moses handelt, einen anderen Sinn bekommen. Man wird zwar gewöhnlich sagen, daß man gar nicht *eine* dieser Beschreibungen für den Namen „Moses“ setze, sondern darunter jenen Mann verstehe, von dem alle diese und sonstige Dinge gelten, von denen die Bibel berichtet, oder doch vieles davon. Aber wir können nicht angeben, *wie vieles* gelten muß, um von Moses sprechen zu können. Es nützt nichts, zu sagen, daß nur das Wesentliche von ihm gelten muß, nicht jedoch Nebensächliches; denn wo ist die Grenze des Nebensächlichen? So wie wir im Falle der Physik selbst bei unseren präzisesten Definitionen nicht alle Möglichkeiten in Erwägung ziehen können, so können wir auch hier keine eindeutigen Regeln für den Gebrauch von „Moses“ in allen Fällen aufstellen. „Ist es nicht so, daß ich sozusagen eine ganze Reihe von Stützen in Bereitschaft habe, und bereit bin, mich auf eine zu stützen, wenn mir die andere entzogen werden sollte, und umgekehrt?“ ⁴⁸

Der genaue Zusammenhang zwischen dieser „Porösität“ unserer empirischen Begriffe und dem Problem des Phänomenalismus ist der folgende. Die Unabgeschlossenheit der Begriffe führt, wie wir gesehen haben, dazu, daß alle empirischen Beschreibungen unvollständig bleiben müssen. Daher müssen notwendig auch alle Definitionen von Prädikatausdrücken, die empirische Begriffe zum Inhalt

⁴⁷ L. Wittgenstein, „Philosophische Untersuchungen“, S. 36, § 79.

⁴⁸ Wittgenstein, a. a. O., S. 37.

haben, unvollständig bleiben; denn nur, wenn wir imstande wären, analog wie im Falle der Geometrie auch empirische Situationen vollständig zu beschreiben, können wir den Gebrauch empirischer Prädikate nach allen überhaupt möglichen Richtungen hin festlegen, d. h. eine vollständige Definition geben. Die Unvollständigkeit der Definitionen führt schließlich dazu, daß jeder empirische Test, jedes Verifikationsverfahren unvollständig bleiben muß. So lange ein Test zur Überprüfung eines D-Satzes unvollständig bleibt, ist aber die Übersetzung aus der D-Sprache in die P-Sprache (im Gegensatz zu einer bloß teilweisen Wiedergabe des Gehaltes eines D-Satzes durch P-Sätze) unmöglich.

Die in diesem Abschnitt behandelte Schwierigkeit fällt nicht mit der in IV. 1. erörterten zusammen. Beide sind vielmehr vollkommen unabhängig voneinander. Dies kann man sich am besten an Hand von gedanklichen Modellen klar machen, in denen nur die eine, nicht hingegen die andere Schwierigkeit auftaucht. Angenommen, es ließen sich in irgendeiner Weise die drei Unendlichkeiten eliminieren, z. B. indem gezeigt würde, daß es nicht unendlich viele, sondern nur endlich viele verschiedene Aspekte des schwarzen Tisches in meinem Zimmer gibt usw. Dann ist damit noch nicht die Möglichkeit ausgeschaltet, daß der Tisch plötzlich verschwindet, wieder zum Vorschein kommt, sich bisweilen in ein Klavier verwandelt usw. Angenommen aber, wir schalten die letztere Möglichkeit aus, indem wir von einem weiterhin „normalen“ Verlauf des Weltgeschehens ausgehen, wo sich nichts Unvorhergesehenes ereignet, so ist damit eben nicht die Schwierigkeit beseitigt, daß ich vom Tisch unendlich viele verschiedene Aspekte gewinnen kann, die alle bei der Übersetzung mitberücksichtigt werden müßten. Von einer „Unvollständigkeit“ in der Beschreibung eines physischen Objektes könnte man in beiden Fällen sprechen, obzwar wir diesen Ausdruck nur für den einen Fall benutzten. Typisch für die Erfahrungswissenschaften ist lediglich die mit der Unabgeschlossenheit verbundene Unvollständigkeit. Jene Unvollständigkeit, die mit der Unmöglichkeit des tatsächlichen Durchlaufens einer unendlichen Reihe verbunden ist, treffen wir hingegen auch in der Mathematik an: Die Aussage z. B. „jede gerade Zahl ist als Summe zweier Primzahlen darstellbar“ kann nicht durch ein einfaches Ausprobieren entschieden werden, weil wir nicht für jede einzelne gerade Zahl der unendlichen Zahlenreihe einen entsprechenden Test vornehmen können. Für die auf der begrifflichen Unabgeschlossenheit beruhende Unvollständigkeit hingegen gibt es kein mathematisch-logisches Analogon.

Waismann erwähnt, daß die Möglichkeit des Eintretens gänzlich unvorhergesehener Ereignisse, auf welcher die letztere Unabgeschlossenheit beruht, wieder zweierlei bedeuten kann⁴⁹: entweder

⁴⁹ Waismann, a. a. O., S. 124.

daß uns ganz neue Erfahrungen entgegentreten, die wir uns vorläufig überhaupt nicht vorstellen können (wie dies z. B. bei einem mit Erfolg operierten Blindgeborenen in bezug auf die Farben der Fall ist), oder daß eine neue Entdeckung gemacht wird, die zwar im Bereich des Vorstellbaren liegt, mit der wir jedoch gegenwärtig nicht rechnen, und die im Falle ihres Eintretens uns nötigen würde, unsere gesamte Deutung bestimmter Tatsachen zu revidieren (wie z. B. bei der Entdeckung der Elektrizität und des Magnetismus).

Es ist kaum denkbar, daß der universale Phänomenalismus mit diesem neuerlichen Problem fertig zu werden vermöchte. Die starken Abstriche am ursprünglichen phänomenalistischen Programm, die dazu erforderlich wären, dürften wieder bloß in irgendeine Fassung der empiristischen These einmünden, nach welcher alle empirischen Aussagen mit Hilfe von Beobachtungssätzen überprüft werden müssen.

5. Analytische und synthetische Aussagen

Die Verwirklichung der phänomenalistischen These setzt voraus, daß die Klasse aller wahren Aussagen eindeutig in die beiden Teilklassen der analytischen Wahrheiten und der Tatsachenwahrheiten zerfällt. Das Hauptmotiv für diese Zweiteilung ist in dem Umstände zu erblicken, daß der Wahrheitswert sinnvoller Aussagen von linguistischen wie von außerlinguistischen Faktoren abhängt: „Aristoteles unterrichtete Alexander den Großen“ wäre eine falsche Aussage, wenn die Welt in bestimmter Hinsicht einen anderen Verlauf genommen hätte; sie wäre aber auch dann falsch, wenn das Verbum „unterrichten“ im Deutschen eine andere Bedeutung, z. B. die Bedeutung von „töten“, hätte. Nimmt man einmal diese Möglichkeit, die Wahrheit in eine sprachliche und eine faktische Komponente aufzugliedern, an, daß muß man auch den Fall in Betracht ziehen, daß die Tatsachenkomponente auf Null zusammenschrumpft. Dieser Fall wird durch die analytischen Sätze repräsentiert; synthetische Aussagen hingegen haben stets auch eine Tatsachenkomponente. Die Tatsachenkomponente soll nun aber gerade darin bestehen, daß jedem solchen Satz eine Klasse von Sinnesdaten (jetzt in der Bedeutung von „Sinnesereignissen“) zugeordnet werden kann, welche in ihrer Gesamtheit die Wahrheit dieses Satzes garantieren⁵⁰.

Daß der Phänomenalismus diese Unterscheidung voraussetzen muß, sieht man besonders deutlich bei der Betrachtung der zur Über-

⁵⁰ Bisweilen wird gesagt, daß durch bestimmte Sinneserfahrungen nur die Wahrscheinlichkeit für den Satz erhöht oder vermindert werde. Da wir es mit dem Phänomenalismus als einer Übersetzungsthese zu tun haben, können wir diesen Fall von vornherein außer Betracht lassen.

prüfung von Dingaussagen dienenden Tests. Nur jene aus der D-Aussage ableitbaren Beobachtungssätze können nach ihrer Wiedergabe in einer phänomenalistischen Sprache als Übersetzungselemente für die D-Aussage betrachtet werden, welche aus dieser D-Aussage durch rein logische Ableitung gewonnen wurden, nicht hingegen die Beobachtungssätze, welche naturgesetzliche Folgerungen der D-Aussage darstellen; denn – wie wir schon früher hervor gehoben haben – was sich aus einem Satz naturgesetzlich folgern läßt, gehört nicht zu seiner Bedeutung. Ganz allgemein muß man für den Phänomenalismus voraussetzen, daß es einen Sinn habe, von der Überprüfung und Bestätigung isolierter Sätze zu sprechen; denn nur auf dem Umwege über die einen Satz bestätigenden Beobachtungsinstanzen kann man evtl. hoffen, zu einer vollen Übersetzung zu gelangen.

Es wurde in den letzten Jahren von verschiedenen Logikern, insbesondere von W. V. Quine und M. White, bestritten, daß man eine klare Grenzlinie zwischen analytischen und synthetischen Aussagen ziehen könne. Es ist hier nicht der Ort, um auf dieses außerordentlich verzweigte und komplizierte Problem einzugehen⁵¹. Es soll lediglich auf die Konsequenzen hingewiesen werden, die sich ergeben würden, wenn die Auffassung recht behalten sollte, daß diese Unterscheidung fiktiv ist.

Zunächst ist zu beachten, daß mit der Leugnung der Unterscheidung „analytisch-synthetisch“ nicht der Begriff der logischen Wahrheiten i. e. S. verworfen wird; denn diese logischen Wahrheiten sind nicht mit den analytischen Sätzen identisch. Ein Beispiel für eine logische Wahrheit ist die Aussage „Cäsar ist tapfer oder Cäsar ist nicht tapfer“. Sätze von dieser Art haben das eine charakteristische Merkmal, daß ihr Wahrheitswert bereits durch ihr *logisches Skelett* eindeutig festgelegt ist. Das logische Skelett wird aus einer Aussage in der Weise gewonnen, daß man nur die sog. logischen Ausdrücke wie „nicht“, „und“, „oder“ und die Quantoren „alle“ und „es gibt“ festhält, alle Namen und Prädikate hingegen durch Leerstellen ersetzt, die man durch beliebige Schemata ausfüllen kann (wobei gleiche Prädikate durch gleiche Schemata auszufüllen sind). Das logische Skelett des angeführten Satzes z. B. lautet: „... ist – – – oder ... ist nicht – – –“. Was für konkrete Ausdrücke wir auch immer für „...“ und „– – –“ einsetzen, der sich ergebende Satz muß stets, sofern er überhaupt sinnvoll ist, auch wahr sein. Im Anschluß an Quine kann man sagen, daß ein Ausdruck in einem Satz wesentlich vorkomme, wenn es möglich ist, den Wahrheitswert des Satzes dadurch zu ändern, daß man den Ausdruck durch einen anderen

⁵¹ Vgl. dazu W. V. Quine, „Two Dogmas of Empiricism“, abgedruckt in: „From a Logical Point of View“, Cambridge, Mass., 1953. Für eine kurze Wiedergabe der Argumente Quines vgl. W. Stegmüller, „Das Wahrheitsproblem und die Idee der Semantik“, Wien 1957, S. 291 ff.

ersetzt. Die logischen Wahrheiten sind dann von den übrigen Wahrheiten dadurch ausgezeichnet, daß in ihnen kein nichtlogischer Ausdruck wesentlich vorkommt. Unter Zugrundelegung der Unterscheidung zwischen logischen und nichtlogischen Ausdrücken kann man somit den Begriff der logischen Wahrheit präzisieren, der nach Quine allerdings nichts anderes als eine gegenständliche Abgrenzung des Bereiches der Logik darstellt. Als analytisch werden jedoch auch Aussagen bezeichnet wie „alle Körper sind ausgedehnt“ oder „kein Junggeselle ist verheiratet“. Offenbar sind dies keine logischen Wahrheiten in dem eben definierten Sinn; denn die Ausdrücke „Körper“ und „ausgedehnt“ bzw. „Junggeselle“ und „verheiratet“ kommen in diesen Sätzen wesentlich vor. Die Zurückführung auf die engere Klasse der logischen Wahrheiten gelingt erst, wenn man den weiteren Begriff der Synonymität oder Bedeutungsgleichheit heranzieht. Dann kann gesagt werden, daß „Körper“ synonym sei mit einer Konjunktion, in der das Prädikat „ausgedehnt“ bereits vorkommt und „Junggeselle“ synonym sei mit „nicht verheirateter Mann“. Wenn man dann diese Synonyma in die obigen Aussagen einsetzt, so entstehen logische Wahrheiten wie „kein nichtverheirateter Mann ist verheiratet“ usw. Leugnung des Begriffes des analytischen Satzes hat daher notwendig die Konsequenz, daß auch die Begriffe der Synonymität und der Satzbedeutung geleugnet werden müssen. Satzbedeutungen werden bisweilen Propositionen genannt. Hätten wir diesen letzteren Begriff zur Verfügung, so könnten wir definieren, daß zwei Sätze genau dann synonym sind, wenn sie dieselbe Proposition ausdrücken; und ein analytischer Satz wäre ein solcher, der entweder selbst eine logische Wahrheit darstellt oder mit einer solchen synonym ist.

Kann man hingegen, wie Quine meint, überhaupt nicht von der Bedeutung isolierter Sätze sprechen, so hat es auch keinen Sinn mehr, von der Bestätigung einzelner Sätze zu reden. Daraus aber folgt weiter, daß es erst recht keinen Sinn mehr hat, von der Übersetzung einer Dingaussage in die Klasse jener phänomenalistischen Aussagen zu sprechen, welche diese Dingaussage vollständig verifizieren. Die Quinesche These stellt eine wesentliche Verschärfung der Fregeschen Theorie dar, wonach isolierte Ausdrücke keine Bedeutung besitzen, sondern eine solche erst im Kontext erhalten (so daß nur die Sätze für sich sinnvolle Bedeutungseinheiten darstellen). Dieser Fregesche Standpunkt ist zwar nicht mehr mit dem primitiven Reduktionismus von Locke und Hume vereinbar, wonach (in semantischer Formulierung) jeder Ausdruck entweder einen Namen für ein Sinnesdatum oder eine Abkürzung für eine Gesamtheit solcher Namen darstellt; denn dieser ursprüngliche Reduktionismus geht von der Voraussetzung aus, daß wir einzelne Wörter in die Sprache der Sinnesdaten übersetzen können. Trotzdem aber ist die Fregesche Theorie als solche mit der Idee des Reduktionismus im allgemeinen und mit dem phänomenalistischen Programm im

besonderen logisch verträglich; man hätte dazu nur ganze Sätze (und nicht isolierte Ausdrücke) aus der D-Sprache in die P-Sprache zu übersetzen. Nach Quine haben wir jedoch das Prinzip „Ausdrücke sind nur im Kontext sinnvoll“ selbst auf die Sätze auszu-dehnen, wobei dann der umfassende Gesamtkontext nichts weniger ist als die jeweilige Gesamtheit aller von der Wissenschaft akzeptierten Aussagen. Darum konfrontieren wir nach Quine bei Vor-nahme von Experimenten und Beobachtungen auch nicht einzelne theoretische Annahmen mit der Erfahrung, sondern immer nur das wissenschaftliche Gesamtsystem als solches. Sollte sich herausstel-len, daß dieses wissenschaftliche System mit unseren Beobachtungen nicht mehr im Einklang steht, dann folgt daraus wohl, daß wir am System eine Revision vornehmen müssen, aber nicht, daß diese Revision ganz bestimmte Sätze treffen muß. U. U. kann es sich sogar als erforderlich erweisen, selbst bisher als gültig angenommene logische Grundsätze (wie z. B. den Satz vom ausgeschlossenen Drit-ten) umzustößen.

Die in diesem letzten Abschnitt erwähnte Schwierigkeit ist von anderer Art als die früher angeführten. Wir stehen nämlich hier vor einer radikalen Alternative. Sollte sich der Quinesche Stand-punkt, wonach keine scharfe Grenzlinie zwischen analytischen Wahrheiten und Tatsachenwahrheiten, zwischen der Annahme von linguistischen Konventionen (Wahl eines Sprachsystems) und der Annahme von Behauptungen in dem gewählten Sprachsystem, zwischen Bedeutungsfragen und Tatsachenfragen, gezogen werden kann, als der richtige erweisen, so würde dies nicht bloß eine neuer-liche Schwierigkeit für reduktionistische Programme darstellen, sondern alle derartigen Programme, insbesondere also auch das phänomenalistische, wären damit definitiv als illusionär erwiesen, da sich eine ihrer Grundvoraussetzungen als falsch herausgestellt hätte⁵². Sollte sich hingegen die übliche Auffassung durchsetzen, wonach zwischen dem Bereich des Logischen und dem des Faktischen eine klare Grenze gezogen werden kann, – dies könnte z. B. durch den Nachweis geschehen, daß sich eine einwandfreie Definition des strengen Begriffs der Bedeutungsgleichheit geben läßt –, dann wür-den von dieser Seite her keine Einwendungen mehr gegen den Reduktionismus und Phänomenalismus möglich sein.

Schlußwort

Von einigen der angeführten Schwierigkeiten wie z. B. der Frage der analytischen und synthetischen Aussagen ist eine Lösung in positivem oder negativem Sinne zu erwarten, von anderen wie z. B.

⁵² Dies gilt natürlich nicht vom nominalistischen Programm; denn dieses betrifft die Ausschaltung von gebundenen Klassen-, Eigenschaftsvariablen u. dgl., strebt also eine Reduktion in bezug auf das logische Vokabular an.

dem Problem der irrealen Konditionalsätze ist eine Lösung in positivem Sinne dringend erwünscht und zu erhoffen, wieder andere wie z. B. die in IV 1. und 4. angeführten dürften sich als unüberwindbar herausstellen. Wie steht es dann aber mit der philosophischen Interpretation der Quantenmechanik? Müssen wir reumütig zur dreiwertigen Logik Reichenbachs zurückkehren, um zu einer einwandfreien Deutung zu gelangen? Dies ist nicht der Fall. Zweierlei ist nämlich zu bedenken. Einmal bezogen sich die kritischen Bemerkungen auf den universellen Phänomenalismus, welcher die wissenschaftliche Gesamtsprache auf die phänomenalistische Teilsprache zu reduzieren beansprucht. Es sind verschiedene Abschwächungen dieser These zu einem partiellen Phänomenalismus denkbar, für den einige der erwähnten Schwierigkeiten erheblich geringer sein mögen. Alle diese abgeschwächten Formen sind aber nur unter Preisgabe der strengen Übersetzungsthese möglich, weshalb die Verwendung des Ausdruckes „Phänomenalismus“ für einen solchen Standpunkt mehr oder weniger inadäquat ist. Eine derartige Inadäquatheit läge, wie bereits erwähnt wurde, bestimmt dann vor, wenn man sich darauf beschränkte, die Beobachtungssprache phänomenalistisch zu formulieren. Wichtiger als dies ist der zweite Punkt: Wenn der über seine Erkenntnis reflektierende Naturforscher davon spricht, daß er sich auf eine Beschreibung der phänomenalen Welt beschränke, dann wird er damit in der Regel nicht meinen, daß er es nur mit Komplexen von Sinnesdaten zu tun habe (falls er nicht zu seiner Aussage durch die Lektüre von Werken E. Machs oder einer neueren phänomenalistischen Theorie verleitet wurde). Vielmehr wird er damit ausdrücken wollen, daß er es nur mit beobachtbaren Dingen und Ereignissen zu tun habe, nicht jedoch mit unsichtbaren und unvorstellbaren Vorgängen „hinter“ der Erscheinungswelt. Um diesen Zweck zu erreichen, kann er sich aber durchaus einer Dingsprache bedienen, vorausgesetzt, daß diese Sprache sich allein auf Beobachtbares – und im Falle der Physik auf Meßbares – bezieht. Im Falle der Quantenmechanik wird es dabei darauf ankommen, die Aussagen über die unbeobachtbare Mikrowelt als Aussagen über strukturelle Züge der beobachtbaren Makrowelt umzudeuten. Wie dies im Prinzip zu geschehen hat, wurde bereits an früherer Stelle angedeutet: So weit innerhalb der Theorie empirische Konstruktionen (im dort definierten Sinn) vorkommen, müssen sie durch Definitionen oder in analoger Weise auf beobachtbare Merkmale zurückgeführt werden; so weit die Theorie in ihren „höheren Stockwerken“ auch theoretische Begriffe (ebenfalls im früher definierten Sinn) enthält, können diese als durch sämtliche Grundgleichungen der Theorie implizit definiert angesehen werden. Daher ist es gar nicht notwendig, daß man, um den empirischen Charakter der Theorie zu bewahren, die Forderung erhebt, es müßten sich sämtliche Aussagen in die Beobachtungssprache übersetzen lassen. Es genügt vollkommen, wenn dies für die „niederer-

Stockwerke“ der Theorie, in denen außer der logischen und mathematischen Apparatur nur empirische Konstruktionen und Ausdrücke der Alltagssprache vorkommen, gilt und die Theorie zur Prognose von beobachtbaren Ereignissen verwendet werden kann. Dieser Sachverhalt läßt sich mit Quine bildhaft ausdrücken, daß man sagt, man habe „die Ontologie erweitert, um die Theorie zu vereinfachen“. Die Erweiterung unserer Ontologie um Elementarteilchen hat sich als vorteilhafter herausgestellt als ihre Erweiterung um die Homerschen Götter; denn im zweiten Falle gelingt uns nicht die Gewinnung von empirisch überprüfbaren Prognosen, während wir im ersten Falle zu solchen gelangen.

Dürfte somit das Scheitern des universalen Phänomenalismus kaum Nachteile für eine erkenntnistheoretisch einwandfreie Interpretation physikalischer und allgemein naturwissenschaftlicher Theorien zur Folge haben, so wird für den Philosophen die Gefahr um so größer, in die Dialektik zwischen Realismus und Phänomenalismus zu geraten, die sich kurz so schildern läßt: Die naturwissenschaftliche Betrachtung lehrt uns zunächst, daß die sinnlich wahrnehmbare Welt nur das kausale Produkt von Außenweltsvorkommnissen und Nervenprozessen der wahrnehmenden Organismen ist. Es ist daher zunächst naheliegend, so wie J. Locke die sog. „sekundären Sinnesqualitäten“ für rein subjektiv zu erklären und zu leugnen, daß sie den Dingen selbst zukommen. Diese behalten nur mehr die „primären Qualitäten“ wie raum-zeitliche, quantitative Bestimmungen usw. bei. Logisch schärfer denkende Erkenntnistheoretiker (wie z. B. bereits G. Berkeley und in neuerer Zeit M. Schlick) machen dann die zutreffende Feststellung, daß sich dieselben Argumente, welche gegen die Objektivität der sekundären Qualitäten vorgebracht wurden, auch gegen die primären (z. B. die räumlichen Bestimmungen) vorbringen lassen. Damit wird die wirkliche Welt aller Vorstellbarkeit entkleidet und die sich auf sie beziehenden Begriffe werden zu Variablen x, y, z, \dots , deren Wertbereich nichts Beobachtbares enthält. Dies aber wird wiederum als ein grober Verstoß gegen den Empirismus empfunden. Danach müssen sämtliche Begriffe direkt oder indirekt auf Beobachtbares bezogen sein, während die eben geschilderte Auffassung die Konsequenz hat, daß kein einziger auf die reale Welt bezogener Begriff es mit Beobachtbarem zu tun hat. Es wird daher eine völlige Umkehrung der ganzen Betrachtungsweise verlangt: Alle sinnvollen empirischen Aussagen müssen sich letztlich allein auf die phänomenale Welt beziehen und Ausdrücke, die scheinbar anderes zum Inhalt haben, müssen daher in solche übersetzt werden, bei denen dies nicht mehr der Fall ist. Um ganz sicher zu sein, daß nicht Unzulässiges „eingeschuggelt“ wird, muß schließlich eine Reduktion auf die Sinnesdaten verlangt werden. Betrachtungen wie jene in IV zeigen jedoch, daß ein solcher Reduktionsversuch kaum Aussicht auf Erfolg haben dürfte. Dies führt dann dazu, daß der Phänome-

nalismus preisgegeben, der ursprüngliche abgetane Realismus wieder auf den Thron gesetzt wird und das ganze Spiel von neuem beginnt.

Wir wissen, wie diese Dialektik zu überwinden ist. Wir brauchen zu dem, was wir zur Interpretation quantenmechanischer Vorgänge sagten, nichts hinzuzufügen: eine empiristische Deutung der Wirklichkeitserkenntnis setzt nicht voraus, daß wir uns einer Sinnessprache bedienen, und nicht einmal dies, daß alle unsere Begriffe mittels Definitionsketten auf Beobachtbares reduzierbar sind. Was der Argumentation in der einen oder anderen Richtung innerhalb der geschilderten Dialektik den Anstrich der Stichhaltigkeit oder zumindest großer Plausibilität gibt, ist die Berufung auf solche Dinge wie Sinnestäuschungen, unmittelbare Gegebenheit usw., also Motive, die wir z. T. in III untersuchten und nicht als tragfähige Stützen der phänomenalistischen These anerkennen konnten. Sie können, wie leicht zu zeigen wäre, ebensowenig dazu dienen, die realistische Ansicht zu stützen⁵³. Die englischen Philosophen Locke, Berkeley, Hume und ihre Nachfolger waren durch gewisse linguistische Konfusionen und durch eine fehlerhafte Analyse der Wahrnehmung von Dingen, in welcher sie diese auf das Gegebensein von „ursprünglicheren“, „grundlegenderen“, „unmittelbareren“ Elementen („Impressions“, „ideas“, später „sense-data“) zurückzuführen versuchten, zu jenen Schwierigkeiten geführt worden, welche den Philosophen zwingen, entweder zuzugestehen, daß wir von der Außenwelt überhaupt nichts wissen, oder diese Außenwelt zu streichen und sich auf den Bereich des Phänomenalen als das einzig Wirkliche zu beschränken. Eine der Aufgaben des heutigen Erkenntnistheoretikers besteht darin, statt diese Konsequenzen zu akzeptieren, die Konfusionen und Fehler in den Analysen zu beseitigen, welche jene Schwierigkeiten überhaupt erzeugten. Einige dieser Fehler und Konfusionen haben wir in III berührt; weitere harren noch einer Klärung. Es geht allerdings hierbei *nicht* nur um die Beseitigung von linguistischen Verwirrungen und fehlerhaften Analysen. Wir werden an verschiedenen Stellen auch auf echte theoretische Schwierigkeiten stoßen. Zwei dieser Schwierigkeiten sollen zum Abschluß beispielshalber erwähnt werden.

Die erste betrifft die Aufstellung eines Kriteriums für die Unterscheidung zwischen dem Scheinbaren und dem Wirklichen. Unter Benutzung des Goodmanschen Begriffs der Qualia, können wir das Problem so formulieren: Obwohl ein Ding jetzt ein bestimmtes Quale (z. B. grün) aufweist, schreiben wir ihm u. U. doch an dieser Stelle eine andere Qualität zu (z. B. gelb). Das Quale ist dasjenige, was das Ding nur zu haben *scheint*, aber nicht *wirklich* hat. Wie

⁵³ Dies gilt insbesondere für die Argumente Lockes für die Subjektivität der primären Qualitäten, die von Schlick analog auf die räumlichen Beschaffenheiten ausgedehnt wurden.

kommen wir aber dazu, überhaupt solche abweichende Qualitäten zuzuschreiben? Nach einer Theorie erfolgt die Zuschreibung in der Weise, daß den Dingen jene Eigenschaften zugesprochen werden, die unter *optimalen Bedingungen* an ihnen zur Erscheinung kommen. Wir werden danach z. B. einem Ding nicht die Farbe grün zuschreiben, wenn es unter blauem Licht beobachtet worden ist, sondern werden es für den Zweck der Zuschreibung bei normalem Tageslicht betrachten. Diese Theorie führt aber zu zahlreichen Schwierigkeiten. Wir werden häufig nicht imstande sein zu sagen, worin die optimalen Bedingungen bestehen, wir werden ferner vermutlich Objekten, die unter optimalen Bedingungen stets dieselbe Farbe aufweisen, unter sämtlichen übrigen Bedingungen hingegen stets verschiedene, nicht dieselbe Farbe zuschreiben, und wir können, wie Goodman hervorhebt, die dreidimensionale räumliche Gestalt eines Gegenstandes überhaupt nicht mit der zweidimensionalen Gestalt irgendeiner seiner Erscheinungen identifizieren. Nach der Mustertheorie (pattern theory) von C. I. Lewis beschreiben wir, wenn wir einem Ding eine Qualität zusprechen, das gesamte Muster der (dieser Qualität entsprechenden) Qualia, die unter *sämtlichen Bedingungen* auftreten. Goodman meint⁵⁴, daß diese Theorie einen Irrtum in der umgekehrten Richtung begeht wie die vorige; denn wir werden gewöhnlich ein Ding als karminrot ansehen, wenn es alle erforderlichen Qualia unter sämtlichen mehr oder weniger „normalen“ Bedingungen aufweist, mag es sich auch unter ungewöhnlichen Bedingungen ziemlich merkwürdig verhalten. Er stellt daher die Vermutung auf, daß die Zuschreibung einer Eigenschaft zu einem Ding darauf hinauslaufe, die Erscheinungen des Dinges unter allen Arten von Bedingungen zu beschreiben, welche gerade als Standardbedingungen angesehen werden. Es dürfte jedoch klar sein, daß die Notwendigkeit, uns auf weitere als die tatsächlich gegebenen Erscheinungen zu beziehen, in verschiedene der früher erwähnten Schwierigkeiten hineinführt, insbesondere in das Problem der offenen Begriffe. Auf alle Fälle handelt es sich hier um ein Problem, das der Erkenntnistheoretiker nicht wegdiskutieren kann, sondern zu lösen hat.

Ein anderes Problem betrifft den Vergleich zwischen Erscheinungen, die voneinander durch eine zeitliche Distanz getrennt sind. Dieses Problem ist besonders lehrreich, weil es zeigt, wie schwierig es oft im einzelnen ist, eine Entscheidung darüber zu treffen, wo die objektive Tatsachenfeststellung aufhört und statt dessen eine freie Festsetzung zu erfolgen hat. Fast jede faktische Beobachtung enthält einen Vergleich der gegenwärtigen mit früheren Erscheinungen, d. h. bei fast allen Beobachtungen machen wir nicht nur von dem Gebrauch, was wir wahrnehmen, sondern auch von dem, woran wir uns erinnern. Erinnerungen aber, so wird gesagt, sind unzu-

⁵⁴ Goodman, a. a. O., S. 97.

verlässig, und, da man die Zeit nicht zurückschrauben und daher das gegenwärtig Gegebene nicht direkt mit dem früher einmal Gegebenen vergleichen kann, unüberprüfbar. Das allein würde bereits zu zahlreichen Schwierigkeiten führen. Diese nehmen aber geradezu den Charakter eines Paradoxons an, wenn man bedenkt, daß die beiden eben formulierten Behauptungen miteinander in einem logischen Widerspruch stehen; denn wir nennen einen Satz dann unzuverlässig, wenn er zu einer Klasse von Sätzen gehört, die sich *bei Überprüfung* häufig als falsch herausstellen. C. I. Lewis hat zur Beseitigung dieses Paradoxons vorgeschlagen, nur jene Sätze als unzuverlässig zu bezeichnen, bei denen es sich um die Zuschreibung von Qualitäten zu Dingen handelt. Daß ein eben beobachtetes Ding dieselbe Farbe hat wie ein früher beobachtetes, besagt danach, daß diese beiden Dinge, *wenn* man sie (unter geeigneten Umständen) nebeneinander stellte, dieselbe Farberscheinung aufweisen würden⁵⁵. Dann aber müssen wir, wie Goodman gezeigt hat⁵⁶, die Konsequenz ziehen, daß unsere Aussagen über die Gleichheit und Ungleichheit von zeitlich verschiedenen Qualia keine Tatsachenbehauptungen, sondern Festsetzungen sind; denn ein früher gesehenes Ding kann ich auch später wieder betrachten, das augenblickliche Quale hingegen kann ich nicht mehr aus der Vergangenheit hervorholen. Daß die blaue Farbe des Himmels jetzt dieselbe ist wie jene vorhin, ist somit keine Aussage, sondern eine Konvention. Damit löst sich keineswegs alles in Willkür auf. Einmal vollzogene Beschlüsse haben Konsequenzen und können außerdem mit anderen Beschlüssen oder Feststellungen in Widerspruch geraten. Ich kann festsetzen, daß die Farberscheinung dieses roten Rubins vor mir dieselbe sei wie jene des (blauen?) Himmels gestern nachmittag und diese meine Aussage ist nicht widerlegbar. Aber ich kann dann nicht zugleich die beiden weiteren Aussagen vertreten, daß dieser Rubin hier eine wesentlich andere Farbe hat als der jetzt wahrgenommene Himmel und daß die Farbe des jetzt wahrgenommenen Himmels sehr ähnlich ist jener des gestern wahrgenommenen (wegen der Transitivität der Identitätsrelation). Wir werden im allgemeinen unsere Festsetzungen so treffen, daß die geringste Anzahl von Änderungen in unseren bereits getroffenen Beschlüssen erforderlich wird, also ganz analog vorgehen wie der theoretische Physiker, der bei Auftreten neuer Beobachtungen das System in der Weise revidiert, daß die Modifikation des Gesamtsystems eine möglichst geringfügige wird.

Aus unseren Betrachtungen dürfte ersichtlich geworden sein, daß das Problem des Verhältnisses von realer und phänomenaler Welt ein Knäuel von Fragen darstellt, die von verschiedenster Natur sind. Um dieses Knäuel zu entwirren, hat der Erkenntnistheoretiker

⁵⁵ Von der Schwierigkeit der irrealen Konditionalsätze wird hier abgesehen.

⁵⁶ A. a. O., S. 100.

fehlerhafte Analysen richtigzustellen, linguistische Konfusionen zu durchschauen, Festsetzungen zu treffen, der Grenze zwischen Konvention und Tatsachenanalyse nachzuspüren, aber auch rein theoretische Gedanken zu entwickeln. Erst wenn die Klärung und Entwirrung nach allen Richtungen hin gelungen ist, dürfte der Eindruck der Rätselhaftigkeit verschwunden sein, der sich uns in der Gestalt der phänomenalistisch-realistischen Dialektik immer wieder aufdrängt. Die Annahme, daß nur ein universeller Phänomenalismus die Frage zum Schweigen bringen wird, ist dagegen sicherlich ein Irrtum.

Ungeachtet dessen, daß es um das phänomenalistische Reduktionsprogramm noch schlechter bestellt ist wie um das nominalistische, kann die Aufstellung eines phänomenalistischen Systems von großem Interesse sein. Man kann dabei zahlreiche wichtige Resultate gewinnen⁵⁷ und vor allem daraus ersehen, wie weit die Leistungsfähigkeit des Phänomenalismus reicht und wo sie aufhört.

⁵⁷ Dies gilt insbesondere von Goodmans „The Structure of Appearance“, worin sich u. a. z. B. die ersten Ansätze für eine Topologie der Qualitäten finden.

DAS WESEN DER MENSCHLICHEN FREIHEIT BEI SCHELLING UND SEIN IDEENGESCHICHTLICHER ZUSAMMENHANG MIT JAKOB BÖHMES LEHRE VOM UNGRUND

VON GERTRUD BRUNEDER, WIEN

Diese Interpretation umfaßt das Problem des Ungrundes als jenes Wesen, das da war, ehe der Grund und das Existierende (als getrennte) waren, ehe die Liebe als solche die Vermittlung oder Versöhnung bewirkte. Wenn Schopenhauer¹ Schelling vorwirft, daß dessen Freiheitslehre eine bloße Umarbeitung von Jakob Böhmes „Mysterium Magnum“ sei, so trifft dies bei Kenntnis der Schriften Böhmes und Schellings nur in dem Maße zu, als es sich um die „Natur in Gott“ handelt² und da nur um die Gemeinsamkeit der Grundproblematik. Doch besteht ein ideengeschichtlicher Zusammenhang zwischen Jakob Böhmes Lehre vom Ungrunde und Schellings Auffassung vom Absoluten als Indifferenz, wie sie auch A. Schwegler³ in kurzen Ausführungen angedeutet hat. Es umfaßt das Problem des Ungrundes, der, um es vorwegzunehmen, *das Wesen* der menschlichen Freiheit bei Schelling ist.

Neben der aristotelisch-thomistischen Lehre vom unbewegten Bewegten und dem actus purus treten Auffassungen von einer immanenten Selbstbewegung Gottes auf, ohne einen Bezug auf die Schöpfung in den Lehren Meister Eckeharts⁴, Nikolaus' von Cusa⁵, Böhmes,

¹ „Es ist fast nur eine Umarbeitung von Jakob Böhmes Mysterium Magnum, in welchem sich fast jeder Satz und jeder Ausdruck nachweisen läßt. Warum aber sind mir bei Schelling dieselben Bilder, Formen und Ausdrücke unerträglich und lächerlich, die ich bei Jakob Böhme mit Bewunderung und Rührung lese? – Weil ich erkenne, daß in Jakob Böhme die Erkenntnis der ewigen Wahrheit es ist, die sich in diesen Bildern ausspricht. Wäre dieselbe göttliche Erkenntnis in Schelling wirksam gewesen, die in Böhme lebte, so hätte sie nach seiner Individualität andere, nach seinem größeren Verstande bessere, d. h. abstraktere, reinere Ausdrücke gefunden.“ – Arthur Schopenhauer, Handschriftlicher Nachlaß III, S. 131.

² Schelling: Werke I/VII, S. 358.

³ A. Schwegler: Geschichte der Philosophie, Reclam-Ausgabe, S. 424.

⁴ Meister Eckhart, 56. Predigt der Pfeifferschen Ausgabe „Dt. Mystiker“ Bd. II. Lpzg. (1857).

⁵ Nikolaus von Cusa: „Vom Sein-Können“, Phil. Bibl. No. 229, und „Vom Nicht-Anderen“, Phil. Bibl. No. 232.

Schellings⁶, Max Schelers⁷, Nikolai Berdjajews⁸ und Heinrich Suso Waldeggs⁹ in ihren verschiedenen Abstufungen. Meister Eckehart unterscheidet Gott von der Gottheit. Diese Lehre gipfelt in den Worten: „diu gotheit wirket niht, si enhât niht ze wirkenne, in ir ist kein werc“. Die Gottheit ist ohne jede Bestimmung, ohne Unterschiede, ohne Persönlichkeit, ohne Wirken. Wir könnten es auch so auslegen, daß erst im Wirken Persönlichkeit liegt. Wenn Nikolaus von Cusa in seiner Schrift „Vom Sein-Können“ sagt, daß das Sein-Können das ist, daß Gott eininig und dreieinig sein kann, so kann man diesen Spruch von Cusa dahin auslegen, daß in Gottes Leben ein Zustand ist, in dem er sich selbst unerkant, sich selbst unoffenbar ist. Der Schluß in Schellings Lehre von der Freiheit liegt in dieser Tradition. Schelling schreibt an Eschenmayer¹⁰: „Ich bezeichne dieses Urwesen, aus dem Gott selbst erst durch den Akt der Manifestation hervortritt, deutlich genug in meiner Abhandlung, wie ich es auch sonst, um es von Gott (als bloßem Subjekt der Existenz) zu unterscheiden, nicht Gott, sondern das *Absolute* schlechthin genannt habe“. Auf diesen Satz von Schelling stütze ich meine Interpretation. Wir müssen uns zu dieser Auffassung durchringen, die entgegen der uns geläufigeren Lehre vom unbewegten Bewegten ist, nämlich, daß es in Gott einen Zustand gibt, der aller Offenbarung, ja der immanenten Selbstoffenbarung vorausgeht.

Vorher aber etwas über die Termini, die in diesem Abschnitte vorkommen. Was heißt: „der Ungrund teilt sich in zwei ewige Anfänge“?¹¹ In den oft zitierten Gedankengängen Böhmes über das Ja und Nein in den Dingen, in denen ein Contrarium ist (also ein kontradiktorischer Gegensatz), in dem aber: „die Liebe wirkend, empfindend, wollend“ ist, sagt er wörtlich¹²: „Und können doch nicht sagen, daß das Ja vom Nein abgesondert, und zwei Dinge nebeneinander sind, sondern sie sind nur ein Ding, scheiden sich aber in *zwei Anfänge*, und machen *zwei Centra*, da ein jedes in sich selber wirkt und will. Gleichwie der Tag in der Nacht, und die Nacht in dem Tage zwei Centra sind, und doch ungeschieden, als nur mit Willen und Begehren sind sie geschieden“. Mit dem Baader-Hegelschen Terminus „Moment“ wäre dies wohl zu vergleichen, worin Begriffe in der dialektischen Bewegung wohl unterschieden, aber

⁶ Schelling: „Die Weltalter“ I/VIII, „Philosophie der Offenbarung“ Bd. II/3, 4.

⁷ Max Scheler: „Die Stellung des Menschen im Kosmos“ (1928), S. 81 ff.

⁸ Nikolai Berdjajew: „Der Sinn der Geschichte“ (1923), „Die Bestimmung des Menschen“ (1935).

⁹ Heinrich Suso Waldegg: „Psalm zu Gott Geist“.

¹⁰ Schelling: Werke I/VIII, S. 165.

¹¹ Schelling: Werke I/VII, S. 408.

¹² Jakob Böhme: Schiebeler-Ausgabe, Lpzg. 1831–1847, Bd. VI. „177 Fragen“, 3. Frage § 3.

nicht getrennt werden können, wo man wohl abstrakt unterscheiden, aber nicht loslösen kann.

Hat der Schellingsche Terminus „Ungrund“, der jenes Wesen bezeichnet, das vor allem Grund und vor allem Existierenden war, mit dem Böhmeschen etwas gemeinsam? Böhme verwendet ihn zum erstenmal in seiner Schrift „Von der Menschwerdung“, also erst seit 1620. Die Auffassung Heinrich Bornkamms¹³ ist es, daß Böhme in seinen früheren Schriften dafür den Terminus „Majestät“ verwendete. Was ist der Ungrund bei ihm? Ich gebe hier vollständige Zitate: „Der Ungrund ist das Nichts, als eine Stille ohne Wesen, das die Sucht nach Etwas hat“¹⁴. „Er fasset sich aber in eine Lust zu seiner Selbstoffenbarung“¹⁵. „Er führet sich in einen Willen ein, darinnen sich der Ungrund in Grund fasset, d. h. als Sohn, Herz, Sitz als der erste Anfang im Willen. Der Ausgang aber des ungründigen Willens durch den gefaßten Sohn ist der Geist, so scheidet sich denn der einige Wille des Ungrundes durch die ewige unanfängliche Fassung in dreierlei Wirkung, bleibet aber doch nur ein einiger Wille“¹⁶. Dann eine Zitierung, die ich für das Verständnis des Ungrundes bei Böhme und Schelling wichtig halte: (Er sagt von Gott): „Man kann nicht sagen, daß er dieses oder das sei, böse oder gut, daß Er in sich selber Unterschiede habe, denn Er ist in sich selber natur- und kreaturfrei. Er hat keine Neiglichkeit zu Etwas, denn es ist nichts vor Ihm, dazu Er sich neigen könnte, weder Böses noch Gutes: *Er ist in sich selber der Ungrund ohne einigen Willen* gegen die Natur und Kreatur als ein ewig Nichts; es ist keine Qualität in Ihm, noch etwas, das sich zu Ihm oder vor Ihm neigen könnte. Er ist das einige Wesen und ist nichts vor Ihm oder nach Ihm, daran oder darin Er sich könnte einigen Willen schöpfen oder fassen. Er hat auch nichts, das Ihn gebäre oder gebe. Er ist das Nichts und das Alles und ist ein einiger Wille, in dem die Welt und die ganze Kreation liegt, in Ihm ist alles gleichewig ohne Anfang, in gleichem Gewicht, Maß und Zahl. Er ist weder Licht noch Finsternis, weder Liebe noch Zorn, sondern das ewige Eine ...“¹⁷. Diese apophatischen Formulierungen über die Unbestimmbarkeit Gottes sind uns von Dionysius Areopagita¹⁸ und Johannes Scotus Eriugena¹⁹ her bekannt; was Böhme hier bringt, ist die absolute

¹³ Heinrich Bornkamm: „Luther und Böhme“ (1925), S. 68.

¹⁴ Jakob Böhme: Bd. VI. „Von der Menschwerdung“ II. 1, 8. I. 3, 3.

¹⁵ Jakob Böhme: Bd. V. „Mysterium magnum“ 7, 6.

¹⁶ Jakob Böhme: Bd. IV. „Von der Gnadenwahl“ 1, 5. 6, 7.

¹⁷ Jakob Böhme: Bd. IV. „Von der Gnadenwahl“ I, 3.

¹⁸ Dionysius Areopagita: „Er ist auch nicht Geist, wie wir den Geist denken, nicht Sohn, nicht Vater, noch irgend etwas Anderes von dem, was wir oder ein anderes seiendes Wesen kennen.“ (In Opera omnia, Patrol. graeca 3, Paris 1889. c. 5, 1048 A.)

¹⁹ Johannes Scotus Eriugena: „De divisione naturae“ III. 19.

Indifferenz. Schelling²⁰ sagt: „In dem Ungrunde oder der Indifferenz ist freilich keine Persönlichkeit“. Es ist hier jener Urzustand Gottes, vor jeder Offenbarung, ohne Persönlichkeit. Das ist Böhmies Lehre vom verborgenen Gotte. Das ist das $\mu\eta\ \delta\upsilon\ \epsilon\iota\upsilon\alpha\iota$ „das unseiende Sein“ Eckeharts²¹, das jenseits Gottes und jenseits aller Unterschiedenheit ist, zum Unterschied von $\mu\eta\ \epsilon\iota\upsilon\alpha\iota$ dem reinen Nichts²². Es ist „Das Nicht-Andere“, wie ihn Nikolaus von Cusa in seiner Schrift „De non aliud“ denkt. Wenn Cusa das non aliud undekliniert gebraucht, so will er damit ausdrücken, daß Gott als das Nicht-Andere nichts vor sich hat, wovor er sich neigen könnte, eine gemeinmystische Auffassung, die auch Hegel für das Ich gebraucht; Schelling, obgleich mystisch belastet, dekliniert das Ich. Wir sehen wie Böhm ringt. Ihm fehlt es an Begriffen und die in ihm vorhandenen religiösen Begriffe reichen nicht aus, dieses schwere Problem konsequent durchzuführen.

Wieder eine andere, aber sehr wichtige Zitierung: „Also heißt der ungründliche Wille ewiger Vater, und der gefaßte, geborene Wille des Ungrundes heißt sein geborener oder eingeborener Sohn, denn er ist des Ungrundes Ens, darinnen sich der Ungrund in Grund fasset. Und der Ausgang des ungründlichen Willens durch den gefaßten Sohn oder Ens heißt Geist, denn er führet das gefaßte Ens aus sich aus in ein Weben oder Leben des Willens, als ein Leben des Vaters und des Sohnes, und das Ausgegangene ist die Lust, als das Gefundene des ewigen Nichts, da sich Vater, Sohn und Geist immer siehet und findet und heißt Gottes Weisheit oder Beschaulichkeit. Dieses dreifache Wesen in seiner Geburt (wir würden sagen: die Dreieinigkeit im Prozeß) in seiner Selbstbeschaulichkeit der Weisheit ist von Ewigkeit je gewesen und besitzt in sich selber keinen anderen Grund noch Stätte, als nur sich selber; es ist ein enig Leben und ein einiger Wille ohne Begierde, weder Dicks noch Dünnes, weder Höhe noch Tiefe, noch Raum oder Zeit noch Stätte, sondern ist durch Alles in Allem und dem Allen doch als ein unfäßlich Nichts“²³. Das ist Böhmies Auffassung von der Theogonie, von der Selbstentzweiung des Absoluten und der Versöhnung der uranfänglichen Spaltung. Diese immanente Selbstbewegung Gottes ist *Leben*. Das ist nicht mehr der verborgene Gott. Das ist der lebendige Gott oder wie Böhme sagt: „Er ist das ewige Leben oder Gut“²⁴. „Das Leben lebt aus seinem eigenen Grunde“, sagt Meister Eckehart²⁵. Es lebt sich selbst und das ist seine Seligkeit, wie es die Seligkeit des aristotelischen Nous ist, daß er sich selbst

²⁰ Schelling: Werke I/VII, S. 412.

²¹ Meister Eckehart: Schriften, Büttner-Volksausgabe, S. 152.

²² Schelling: Werke I/VIII, S. 221.

²³ Jakob Böhme: Bd. IV. „Von der Gnadenwahl“ 1, 6. 1, 7.

²⁴ Hans Heckel: „Geschichte der dt. Literatur in Schlesien“ (1929), S. 171.

²⁵ Meister Eckehart: Schriften, Büttner-Volksausgabe, S. 102.

denkt. Auch haben wir hier ein Beispiel für das Denken aus dem Grunde, das in der Tradition der Mystik aufweisbar ist.

Folgende Sätze halten wir fest: Er ist in sich selber der Ungrund, ohne einigen Willen,

Der ewige Vater ist der ungründliche Wille, wobei Ungrund das Nichts ist, das eine Sucht nach Etwas hat,

Der Sohn ist der gefaßte Wille des Ungrundes, er ist des Ungrundes Ens, darinnen sich der Ungrund in Grund fasset, und

Der hl. Geist ist der Ausgang des ungründlichen Willens durch den gefaßten Sohn.

Was sagen die Interpreten von Böhme dazu: Baader²⁶ interpretiert den Ungrund als das hebräische En soph, das supernaturale Sein Gottes, das göttliche Nichts und Deussen²⁷ läßt wieder En soph an das ἀπειρον des Anaximander anklingen. Hamberger²⁸, ein Schüler Baaders, versteht unter Ungrund nicht nur das En soph, sondern meint, daß er das Absolute oder die Identität des Subjekts und Objekts sei. (Das Absolute stimmt, aber die Identität nicht.) Curt Leese²⁹ in seiner Dissertation unter Cassirer, sagt: „Der Ungrund ist die Gottheit Eckeharts, das überseiende Eine Plotins, das Bythos der Gnostiker, die coincidentia oppositorum des Cusaners, die absolute Identität Schellings“. Nur die Gottheit Eckeharts stimmt, alle übrigen philosophischen Termini, die Curt Leese aufzählt, haben nur die Umstrittenheit ihrer Begriffsbestimmungen gemeinsam. Was die Gottheit Eckeharts ist, habe ich schon erwähnt. Die coincidentia oppositorum ist vielmehr Resultat. Die Gegensätze sind das Prius, die im Absoluten zusammenfallen, das besagt schon der Genetiv: oppositorium. Das εἷς des Plotin ist das unterschiedslose Eine, dem Plotin Wollen und Denken abspricht, im Ungrunde dagegen ist der Wille die einzige positive Bestimmung. Das Bythos des Gnostikers Valentius ist der Abgrund, der die Feste des Himmels von der der Erde scheidet (etwa dem Platonischen ὁρισμός vergleichbar), in dem „die Wasser unter der Erde“ noch immer ihre unheimliche Wirkung auf menschliche Leidenschaften ausüben. Warum er die absolute Identität Schellings sein soll, ist nicht einzusehen, da doch Schelling ausdrücklich sagt, er sei die absolute Indifferenz. Berdjajew meint³⁰, er sei das μὴ ὄν.

So habe ich denn auch eine Interpretation gewagt: Nehmen wir den Satz: „Das Nichts hat eine Sucht nach Etwas“³¹ oder „Das

²⁶ Franz X. v. Baader: Werke Bd. XIII, S. 172.

²⁷ Paul Deussen: „Geschichte der Philosophie“ II/2, S. 419.

²⁸ Julius Hamberger: „Die Lehre des dt. Philosophen Jakob Böhme“ (1844). S. 20 und S. 339 ff.

²⁹ Curt Leese: „Von Jakob Böhme zu Schelling“ (1927), S. 16.

³⁰ Nikolai Berdjajew: „Jakob Böhmes Lehre vom Ungrund und Freiheit“ (Blätter für deutsche Philosophie 1922, 6. Bd., S. 326).

³¹ Jakob Böhme: Bd. VI. „Von der Menschwerdung“ I. 3, 3.

Nichts hungert nach dem Etwas“³². Etymologisch kommt das Nichts aus dem ahd. *ni* wiht, d. h. nicht etwas, nicht Ding, nämlich aus *dazs*, *wiht*, zum Unterschied von der *wiht*, das winzig, klein heißt, das wir noch im Worte Gewicht haben. Logisch steht das Nichts in kontradiktorischem Gegensatz zu Etwas. Etwas gilt in der Vorstellung als etwas Reelles. Wir sehen, daß das Nichts nicht das Nichts überhaupt ist, sondern Intentionales nach dem Etwas in ihm ist. Das Nichts verhält sich intentional zu Etwas. Es hat das Etwas als sein Nichtsein, als die Negation seiner selbst in sich, also als innere Möglichkeit alles Wirkens und Sichertwerfens, als Dynamis. In dieser inneren Möglichkeit liegt der Entwurf seiner selbst für Etwas. Dieser Entwurf aber ist der Überstieg, der in der Sucht, im Hunger, im Willen³³ geschieht. Hier wird der Ungrund *Beweggrund*. In dieser inneren Möglichkeit liegt die erste „Streuung des Gründens im Weltentwurf“³⁴. Böhme sagt: „Die Freiheit als das Nichts, hat in sich selber kein Wesen ...³⁵ ihr rechter Urstand ist im Nichts“³⁶. Weil der Ungrund sich in Grund setzt, ist die „Freiheit als Transzendenz jedoch nicht nur eine eigene ‚Art‘ von Grund, sondern der Ursprung von Grund überhaupt. Freiheit ist Freiheit zum Grunde“, sagt Heidegger³⁷. An sich ist das Nichts bestimmungslos und diese Bestimmungslosigkeit allein ist seine Qualität. So haben wir eben eine Kategorie gewonnen, die nur seine Bestimmungslosigkeit und damit seine Unsagbarkeit, sein Apathon ausdrückt. „*Nihil nulla sunt praedicatio*“, heißt es bei Wolff³⁸. Und nun zu Etwas. Das Etwas erhält seine Begriffsbestimmung aus dem Hunger, aus der Sucht im Nichts, denn Böhme sagt: „das Nichts will nicht ein Nichts sein, und kann nicht ein Nichts sein“³⁹. Daher hat das Etwas das Nichts nicht als Nichtsein in sich, sondern es ist als solches bloße Beziehung auf und in sich selbst. Nichts und Etwas können ineinander nicht übergehen, sie können ineinander auch nicht verschwinden. In dieser Bewegung zueinander kommt es nie zu einer Einheit aus dem Unterschiede, und auch nicht zu einer Wiederherstellung des Unterschieds. Es bleibt somit immer jene Gleichmöglichkeit, jener Hunger, jene Sucht als Wille zu Etwas

³² Jakob Böhme: Bd. V. „Mysterium magnum“ 3, 5.

³³ Schelling: Werke I/VII. S. 350: „Es gibt in der letzten und höchsten Instanz gar kein anderes Sein als Wollen. Wollen ist Ursein, und auf dieses allein passen alle Prädikate desselben. Grundlosigkeit, Ewigkeit, Unabhängigkeit von der Zeit, Selbstbejahung.“ „In dem die Welt und die ganze Creation liegt“ (Böhme IV, 1, 3).

³⁴ Martin Heidegger: „Vom Wesen des Grundes“ (1949), S. 47.

³⁵ Nikolai Berdjajew: „Jakob Böhmes Lehre vom Ungrund und Freiheit“ (Blätter für deutsche Philosophie 1922, 6. Bd., S. 325).

³⁶ Nikolai Berdjajew: ebenda S. 327.

³⁷ Martin Heidegger: „Vom Wesen des Grundes“ (1949), S. 41.

³⁸ Chr. Wolff: Ontologie § 67.

³⁹ Jakob Böhme: Bd. IV. „De signatura rerum“ 12, 21.

bestehen, das nicht wie das Sollen ein Beharren in sich hat, sondern perennierend ist. Aber dieses Nichts ist der Ungrund, dessen einzige positive Bestimmung der Wille ist, und wir haben gehört, daß Gott in sich selber der Ungrund ist, doch als ungründlicher Wille heißt er ewiger Vater.

Und nun zur Grundfassung des Ungrundes im Sohne. Wir untersuchen die Sätze: „Er ist in sich selber der Ungrund ... der gefaßte Wille des Ungrundes heißt der Sohn, denn er ist des Ungrundes Ens, darinnen sich der Ungrund in Grund fasset“⁴⁰. Werfen wir aber vorher einen Blick auf die Tradition. Nikolaus von Cusa⁴¹ führt in seiner Schrift: „Über den Ursprung“ aus: „Mithin ist vor dieser Welt und dem Vielen der Ursprung, der ‚Nicht Vieles‘ ist. (Plotin⁴² interpretiert das Pythagoreische Geheimwort Ἀπόλλων als das Eine, das εἷν und Cusa scheint es von ihm übernommen zu haben.) Wie also vor dem Vielen ‚Nicht Vieles‘ ist, so vor dem Seienden ‚Nicht Seiendes‘ und vor der Verstandeserkenntnis ‚Nicht Verstandeserkenntnis‘ und allgemein vor allem Aussprechbaren Unaussprechbares. Die Verneinung ist also der Ursprung aller Bejahung“. (Dieser Satz ist wohl logisch falsch. Denn verneinen kann ich immer nur etwas schon Vorhandenes. Aber von der Erfassung des Grunddenkens her ist dieser Satz richtig.) Wir wissen, was Cusa damit meint. Schon aus seiner Gegenüberstellung von: Ursprung des Ursprunges und Ursprung vom Ursprung. Cusa will damit sagen, daß allem Seienden im Nicht seiner Differenz sein Seinsgrund ist. Gehen wir aber in die Anfänge des Philosophierens zurück, so finden wir in der Schöpfungshymne 10, 129 der indischen Philosophie folgende Stelle: (ich zitiere nach Leo Gabriel⁴³ „Vom Brahma zur Existenz“): „Die Wurzelung des Seienden in dem Nichtseienden finden die Weisen, die mit Einsicht forschten, im Herzen“. „Es ist nicht gesagt“, interpretiert Leo Gabriel diese Stelle. „der letzte Seinsgrund sei *das* Nichtsein, sondern sei *im* Nichtsein. Die ‚Wurzelung im Nichtsein‘ besagt, daß ... der Grund des Seins grundsätzlich nicht Gegenstand sein kann, sondern vielmehr im Gegensatz dazu als *Grund*, im Stande des Grundes, aufzufassen ist“.

Nach diesem Blick in die Tradition kehren wir zu Böhme zurück. Dreifach ist die Stellung des Ungrundes im göttlichen Prozeß:

1. als Fassung seines eigenen Willens wird er Gestalt im Sohne,
2. als Wesen ist er Sohn und
3. in der Fassung (Setzung) seiner selbst wird er Grund.

Im gefaßten Willen des Ungrundes wird Gott Gestalt im Sohne.

⁴⁰ Jakob Böhme: Bd. IV. „Von der Gnadenwahl“ 1, 3. 1, 6.

⁴¹ Nikolaus von Cusa: „Über den Ursprung“, 1949, Abschnitt 34, S. 61.

⁴² Plotin: Enneaden V 5, 6.

⁴³ Leo Gabriel: „Vom Brahma zur Existenz“, 1954, 2. Aufl., S. 20.

Mit dieser Gestaltannahme hat der Vater (der der Wille des Ungrundes ist), sein Sein im Sohne; und das ist auch so; so sagt doch Jesus: „... der Vater in mir“. Doch was sein Sein in einem Andern hat, ist *Grund*. Und damit ist der Vater *Grund*. Aber worum Grund? Der Sohn ist das Wesen des Ungrundes und als solches setzt er sich als Existenz. Aber wie jedes Dasein als Fürsichseiendes fortschreitet, so setzt sich Existenz als ein Existierendes. Oder auch anders ausgedrückt: genau so wie in der Schöpfungshymne das Seiende seine ‚Wurzelung im Nichtseienden‘ hat, also das Seiende das Nichtseiende als seinen Seinsgrund in sich behält, genau so behält der Sohn den Vater als den Grund seiner Existenz in sich. Doch ist der Sohn auch die Stätte für die Grundfassung des Ungrundes. Denn dieses ‚Darinnen‘ bezeichnet den Topos, worin die Grundfassung geschieht. Der Sohn ist das Wesen des Ungrundes und die Stätte zur Grundfassung dessen, was er im Umschlag seiner selbst selber ist, nämlich der Ungrund (denn auch er ist in sich selber der Ungrund). So wird der Ungrund *Grund* in seinem eigenen Wesen. Diese Fassung des Ungrundes in Grund ist der Überstieg des Nichts zum Sein. Dieser Überstieg geschieht in seinem eigenen Wesen. Das besagt: gründend und bodenseiend stiftet der Ungrund in der Fassung seines Willens Gestalt und Persönlichkeit, behält Wesen und nimmt Grund. Damit ist der Ungrund als Grund in seiner zweiten „Streuung des Gründens Eingenommenheit im Seienden“ (Sohn) ⁴⁴. Doch stehen Ungrund und Grund nicht im Grund-Folge-Verhältnis, denn sonst wäre die Trinität (auch bei Böhme) etwas Abgeleitetes und nicht das zum Ganzen Gehörige. „Denn er ist des Ungrundes Ens“ besagt, daß der Sohn das wirkende Leben im Ungrunde ist, damit der aufgerissene Archäus, das Schöpfungswort Fiat! im Ungrunde offenbar werde. So erst wird der Ungrund tragender Grund im trinitarischen Prozeß. Doch ist dieser *tragende Grund* das *Nichts*, das Gott in seiner Ununterschiedenheit in sich selber ist. (Er ist in sich selber der Ungrund.) Im Prozeß wird der Ungrund Grund, den Gott als Grund zur Existenz und Gott als Existierendes in sich hat, aber von ihm unterschieden und dennoch unabtrennlich ist. Die Grundfassung ist die Menschwerdung Gottes im Sohne und damit die Entzweiung des Absoluten in Grund zur Existenz und Existierendes. Es ist die Einbildung des Unendlichen in das Endliche. Der Ungrund ist Grundstand, nicht Gegenstand, nicht wirkendes Werkzeug.

Es fehlt die Vermittlung, die Versöhnung. Das ist der Hl. Geist. Ich interpretiere die Stelle: „Und der Ausgang des ungründlichen Willens durch den gefaßten Sohn heißet Geist...“ ⁴⁵ Der Vater kann nicht *unmittelbar* wirkend werden. Er muß durch den Sohn durch, um wirkend zu werden. In diesem Durchbruch kehrt der

⁴⁴ Martin Heidegger: „Vom Wesen des Grundes“ (1949), S. 47.

⁴⁵ Jakob Böhme: Bd. IV. „Von der Gnadenwahl“ 1, 6.

„erste Hervorgang in den Grund und Boden der Gottheit“⁴⁶ heim und versöhnt diese Verfremdung wieder und ruft ihn in die Einheit zurück. Versöhnt durch den Sohn. (Ich möchte hier die Hegelsche Bedeutung von Versöhnen gebrauchen, der dieses Wort von Sohn und nicht von Sühne ableitet; das war in der pietistischen Sprache auch immer üblich.) Da der Vater durch den Sohn wirkend wird, wird er Leben oder Weben des Willens. „Das Ausgegangene ist die Lust“⁴⁷ besagt, daß der Geist sich in eine Infaßlichkeit begibt, das ist, jene unanfängliche Indifferenz schlägt sich in eine Identität um. Der Vater wird durch den Sohn vermittelt im Geiste, weil der Geist sich aus dem Sohne ausführt als das im Wesen wirkende Leben. In dieser Versöhnung schließt sich die aufgerissene Zweiheit wieder. Im Ausgang des Vaters durch den Sohn vollzieht sich die Einheit von Vater und Sohn im Geiste. Das-sich-Finden besagt, daß das Absolute in seiner Differenzierung eine Ganzheit bleibt. Der Sohn war im Anfang *bei* Gott und Böhme interpretiert dieses Bei als die Beweglichkeit in Etwas, wogegen wenn es hieße: das Wort war in Gott, würde dieses In eine Stille in Etwas bezeichnen. So ist der Hl. Geist im Ausgang des Vaters durch den Sohn die dritte „Streuung des Gründens: die ontologische Begründung des Seienden“⁴⁸. Diese Darlegung der Böhmeschen Theogonie, also vom Ungrunde, aus dem Gott durch den Akt der Selbstoffenbarung hervortritt, bis zur Fleischwerdung Gottes im Sohne, dieses Grundthema Böhmes projiziert Schelling in das Wesen der menschlichen Freiheit, das eben der Ungrund ist. Diese immanente Selbstoffenbarung Gottes ereignet sich als jenes letzte Fünkchen, das uns seit der Verfinsterung durch den Sündenfall als Schenkung bleibt, in dem Bereich der menschlichen Freiheit. (Siehe Anmerkung 60.)

Und nun zu Schelling⁴⁹. „Hat man vergessen, daß die neue Philosophie bei alten Mystikern, bei Jakob Böhme namentlich, in die Schule gegangen ist?“ fragt Friedrich Theodor Vischer⁵⁰. Ja, man hat es nicht allein vergessen, sondern man gibt es nicht zu, weil man damit auch zugeben müßte, irgendwo, irgendwann und bei irgendwem in die Schule gegangen zu sein. Kuno Fischer⁵¹, dem es als Schlesier von Natur aus gegeben ist, Irrationales rational zu fassen, teilt den letzten Abschnitt von Schellings Freiheitslehre in drei Abschnitte, die ich mit Böhmes Zitierungen parallelisierte: 1. Göttlicher Urzustand, der aller Offenbarung, auch der immanenten Selbstoffenbarung vorausgeht. 2. Der Zustand werdender Offenbarung, in

⁴⁶ Meister Eckhart: Schriften, Büttner-Volksausgabe, S. 133.

⁴⁷ Jakob Böhme: Bd. IV. „Von der Gnadenwahl“ 1, 6.

⁴⁸ Martin Heidegger: „Vom Wesen des Grundes“ (1949), S. 47.

⁴⁹ Schelling: Werke I/VII, S. 406 ff.

⁵⁰ Heinrich Bornkamm: „Luther und Böhme“ (1925), S. 184.

⁵¹ Kuno Fischer: „Geschichte der neueren Philosophie“ (1902³), Bd.: Schelling, S. 666.

welchem die Gegensätze aktiv sind und 3. göttlicher Vollendungs-
zustand, die absolute Offenbarung, wo Gott alles in allem ist.
Schelling sucht immer wieder nach dem Wesen, das vor allem
Grunde und vor allem Existierenden war. Schelling bezeichnet
dieses Wesen als Urgrund oder vielmehr Ungrund. Dieser Ungrund
ist vor allen Gegensätzen, d. h. sie sind als solche weder vorhanden,
noch können sie unterscheidbar sein, denn im Verstandlosen ist
eine Unterscheidung nicht möglich. Cusa würde sagen: „Vor der
Verstandeserkenntnis Nicht-Verstandeserkenntnis.“ Es ist auch
keine Erkenntnis möglich, da im Ungrunde Unterschiede als solche
nicht aufweisbar sind. Er kann nicht als Identität bezeichnet wer-
den, weil Identität nur aus Gegensätzen möglich ist. Daher kann
der Ungrund nur als absolute Indifferenz von Grund und Exi-
stierendem bezeichnet werden. Gewarnt durch die boshafte Bemerkung
Hegels⁵², der Schellings Absoluten (es handelte sich damals
um die absolute Identität, die Schelling in seiner Schrift: „Religion
und Philosophie“ behandelte), als jene berüchtigte Nacht bezeich-
nete, in der alle Kühe schwarz sind, kennt Schelling die Einwände
seiner Gegner, die wohl ganz richtig meinen, daß die Gegensätze
in der Indifferenz verschwunden wären, aber dennoch den Fehler
begehen, sie wieder als Gegensätze von der Indifferenz her zu prä-
dizieren, so als ob der Ungrund doch Identität wäre, wie z. B. das
Denken und der Gegenstand des Denkens, die doch Gegensätze
sind, aber im Akt des Denkens identisch sind. Die Indifferenz ist
kein Erzeugnis der Gegensätze, in welchem die Gegensätze ver-
einigt werden könnten, oder man meine, die Gegensätze wären in
der Indifferenz implicite enthalten. Nein, in der Indifferenz ist das
Nichtsein der Gegensätze. Daher versagen auch alle Aussagen über
sie, es sei denn eben jene: sie sei prädikatslos. „Das Erste hat keinen
Gegensatz“, sagt Aristoteles⁵³. Und in diesem Falle hat dieser Satz
seine Geltung wie nirgends sonst. Aber wegen ihrer Prädikats-
losigkeit dürfte man sie nicht als Nichts oder als Unding bezeichnen,
das wäre völlig verfehlt. Wir wissen, daß das Nichts prädikatslos
ist, sowie das Unding, das Kant⁵⁴ als das Nichts des leeren Gegen-
standes ohne Begriff (*nihil negativum*) bezeichnet, das der Möglich-
keit völlig entgegengesetzt ist, indem der Begriff sich selber auf-
hebt. Böhme⁵⁵ sagt: „Denn im Ungrunde ist keine Offenbarung,
sondern ein ewiges Nichts, eine Stille ohne Wesen, ohne Farbe,
auch keine Tugend.“

Was nun folgt, ist die Anwendung der Aussageformen, die, um das
Absolute auszudrücken, eh und je schon angewendet wurden. Das

⁵² Hegel: „Die Phänomenologie des Geistes“, Jubiläums-Ausgabe (1932).
Vorrede, S. 22.

⁵³ Aristoteles: *Metaphysik* A 10. 1075 b.

⁵⁴ Kant: *Kr. d. r. V.* B, S. 262.

⁵⁵ Jakob Böhme: Bd. VI. „Sechs Punkte theos.“ 1, 29.

sind die kategorischen, die hypothetischen und die disjunktiven Formen der Aussage. Diese Formen wendete Schelling schon in seiner Schrift: „Religion und Philosophie“ und nun jetzt auch für die Indifferenz an. Da wir es nun mit einem Wesen zu tun haben, gelten die Reflexionsbestimmungen. Wendete man die kategorische Form an, setzte man also in den Ungrund wirklich die Indifferenz, so hätte man weder gut noch böse, und könnte von ihm auch weder das eine noch das andere, noch auch beide zugleich prädicieren. Zur Klarstellung der kategorischen Aussage gebe ich unser konkretes Beispiel: Wir haben es mit einem Wesen zu tun. Und eine kategorische Aussage kann sich in der Reflexion nur negativ ausdrücken. Wir haben: A ist nicht B. Also: Der Ungrund ist nicht gut, der Ungrund ist nicht böse, also weder-nach und keines von beiden. Oder wendete man die hypothetische Form an, setzte man Gut und Böse, so setzte man auch gleich die Dualität und nicht mehr die Indifferenz und sie könnten dann als Gegensätze von der Indifferenz her nie prädicirt werden. Für diese hypothetische Form der Aussage gebe ich wieder unser Beispiel. Also: Wenn A ist, so ist B. Wenn Gutes und Böses ist, so ist der Ungrund das gleiche Wesen des Guten und des Bösen und damit setzten wir die Dualität, die dem Ungrunde an ihm selbst zukommt, nicht aber den Gegensätzen. Was aber der Voraussetzung widerspricht. Falls man aber die disjunktive Form anwendete, also je nur Eines und selbe, das, nicht zugleich, sondern auf gleiche Weise, also jetzt das Eine, jetzt das andere, setzte, so setzte man die Dualität, was auch von dem Ungrunde her geschehen kann. Aber diese Setzung müßte auf gleiche Weise geschehen und nicht zugleich. Denn in diesem Falle setzte man die Identität, d. h. Gut und Böse wären Gegensätze, und müßten dann als solche vom Ungrunde prädicirt werden. Diese disjunktive Form der Aussage, in welcher die Reflexion das Absolute ausdrückt, nimmt für die Entzweiung des Absoluten eine bedeutende Stellung ein. Denn sie setzt die wirkliche Zweiheit der Prinzipien. Weil dies so wichtig ist, möchte ich es an unserem konkreten Beispiel ausführen. Es ist die Indifferenz. Aber diese Indifferenz kann auf gleiche Weise jetzt als gut, jetzt als böse betrachtet werden; denn jene Indifferenz, die auf gleiche Weise jetzt als gut, jetzt als böse betrachtet werden kann, ist eben deswegen *an sich* weder das Gute noch das Böse. Sie selbst ist völlig unabhängig von beiden. Aber weil jedes für sich gesetzt werden kann und die Indifferenz an sich Weder-Noch ist, da bricht die Dualität hervor, die etwas anderes ist, als der Gegensatz. Aristoteles stellt vier Gegensätze auf: den konträren, den kontradiktorischen Gegensatz, Relation und Privation. Doch die Dualität ist dann, wenn zwei nicht aufeinander zurückführbare Prinzipien da sind. Wir werden im Laufe der Untersuchung sehen, ob das Böse ein Gegensatz oder ein Prinzip ist. Das Wesen des Grundes und das Wesen des Existierenden kann nur das vor allem Grunde Vorhergehende sein, also der Ungrund; das be-

sagt: daß im Böhmeschen Falle also der Ungrund vor seiner Setzung in seinem eigenen Wesen im Grund das Vorhergehende ist, aber nicht der Natur, dem Begriff, dem Wesen und der Zeit nach das Prius ist, sondern seiner eigenen Setzung nach. Erst als *Grund* kann er sich in zwei gleich ewige Anfänge teilen, nämlich in Grund zur Existenz und Existierendes. Er teilt sich auf gleiche Weise in zwei ewige Anfänge besagt, daß jedes für sich Ganzheiten sind und bleiben. Sagt doch Böhme, wie oben schon angeführt: „... sie sind nur ein Ding, scheiden sich aber in zwei Anfänge... da ein jedes in sich selber wirket und will... und sind doch ungeschieden, als nur mit Willen und Begehren sind sie geschieden“⁵⁶. Der Ungrund teilt sich nur, damit Grund und Existierendes, die im Ungrunde nicht Eines und nicht zugleich sein konnten, durch Liebe eins werden. Denn Liebe ist weder in der Indifferenz, noch wo Entgegengesetzte verbunden sind, die der Verbindung zum Sein bedürfen. Grund und Existierendes sind keine Entgegengesetzte, denn der Grund hat sein Sein im Existierenden, sie bedürfen der Liebe als Beweggrund, damit Liebe, Leben und Persönlichkeit sei. Wie Bonaventura stellt auch Schelling alles unter den Primat der Liebe. (Schelling nannte sich pseudonym Bonaventura.) Erst in der Dualität wird Liebe, welche das Existierende (Sohn) mit dem Grund zur Existenz (Vater) verbindet. Doch bleibt der Grund frei und unabhängig von dem Wort (Sohn) bis zur gänzlichen Scheidung, um als dunkler Grund der Selbstheit, aber als ewige Potenz zurückzubleiben, die nie Wirklichkeit wird, weil eben das Böhmesche Nichts als tragender Grund im trinitarischen Prozeß fortwährt. Doch im Geiste wird das Existierende und der Grund zur Existenz eins; in ihm schlägt die unanfängliche Indifferenz über den Weg der Entzweiung in die absolute Identität um. Da aber über dem Geist die Liebe steht, und sie früher als der Geist war, war sie es, die den Grund zur Existenz und das Existierende zum Geiste führte, so daß die Vermittlung im Geiste erfolgen konnte; so ist sie es, die die Trinität durchwirkt; daher ist sie Alles in Allem.

Man müsse verstehen, daß der Ungrund sich wirklich in zwei Wesen scheidet, wo er in dem einen nun wirklich Grund zur Existenz, in dem Andern nur Wesen ist; und daß nur Gott-Geist die absolute Identität beider ist, weil beide seiner Persönlichkeit unterworfen sind. Gut und Böse bilden keine ursprünglichen Gegensätze, auch keine Dualität. Zur Dualität aber gehören wirklich zwei Wesen. Aber das Böse ist kein Wesen, sondern ein Unwesen, das nur im Gegensatze Realität ist und von der Identität ewig ausgeschlossen und ausgestoßen ist. Was heißt das? Das Böse als Unwesen ist das α -privativum vom Wesen. So scheint es zu sein. Jede Privation selbst ist ein Gegensatz und als solcher ist sie Realität. In der Dualität kann das Böse nicht aufscheinen, weil die Dualität zwei auf-

⁵⁶ Jakob Böhme: Bd. VI. „177 Fragen“, Frage 3, 3.

einander nicht zurückführbare Prinzipien fordert. Aber jede Privation ist eine Privation von Etwas, daher ist das Böse auch gar kein Prinzip. Privation ist nach Aristoteles ein Gegensatz. Prinzip und Gegensatz geben keine Dualität. Von der Identität ist das Böse ausgeschlossen, weil Identität aus entsprechendem Entgegengesetzten wird. Ich versuche es anders. Wir haben das Böse als Unwesen. Also eine Negation von etwas Bestimmtem. Aber jede Bestimmung ist selbst eine Negation; also hätten wir eine Negation der Negation, daher eine Affirmation. Das würde sich wohl damit decken, daß das Böse als Unwesen im Gegensatz Realität ist. Oder noch anders: Das Wesen setzt mit seiner Bestimmung zugleich das derselben Entgegengesetzte; aber das Böse ist nicht Nichts. Da das Böse als Unwesen, also als α -privativum, Schwierigkeiten bereitet, greife ich nochmals auf etwas schon Gesagtes zurück. Schelling⁵⁷ unterscheidet zwischen dem nicht Sein ($\mu\eta\ \epsilon\iota\upsilon\alpha\iota$) und dem nicht seiend Sein ($\mu\eta\ \delta\upsilon\ \epsilon\iota\upsilon\alpha\iota$). Es ließe sich der Ausdruck Privation ($\sigma\tau\acute{\epsilon}\rho\eta\sigma\iota\varsigma$) mit dem Aristoteles das Andere, Entgegengesetzte ($\tau\omicron\upsilon\nu\delta\alpha\upsilon\tau\iota\omicron\nu$) bezeichnet, dahin auslegen, daß nämlich das Wesen mit seiner Bestimmung das Entgegengesetzte nicht setzt, daß es nicht-ist, sondern nur, daß es nicht das Seiende ist. Da dem Bösen damit alles Seiende mangelt, aber dennoch *ist*, kann man es als Unwesen dahin interpretieren, daß es seine Wirklichkeit zeigt, daß es seiend zu sein trachtet. Wir stoßen überall auf solche Amphibolien. Z. B. der Irrtum. Der Irrtum ist keine wahre Erkenntnis und dennoch nicht Nichts, aber ein Nichts, das Wahrheitsanspruch geltend macht. Daran ändern weder Descartes, noch Nietzsche, noch Heidegger etwas. Und dennoch können wir den Irrtum nicht in das Nichtsein verstoßen. Nun den letzten Deutungsversuch. Das Gute ist Wesen. Heidegger⁵⁸ läßt „Wesen wahren; dieses Wahren ist Gewähren, ist Schenken. Jede freie Schenkung ist Stiften und damit Gnade“. Das, was sich aber der Gnade entzieht, wird un-wesentlich, läßt Wesen an sich nicht gewähren, wird Un-wesen, daher das Böse. Das ist auch so. Jeder Entzug aber ist ein Verneinen dessen, woraus es urständet und weist sich damit aus, nicht, daß es nicht-ist, sondern nur, daß es nicht während ist. In der Endabsicht der Schöpfung kehrt alles Sein in seinen Grund zurück⁵⁹. Alles Sein hat im Wesen seinen Grund. Das Böse als Unwesen hat daher keinen Grund. Ihm wird daher unvermeidlich das Letzte, seiend zu sein, entzogen und wird daher in das Nichtsein verstoßen.

Wollte man Schellings System jetzt deshalb des Pantheismus bezichtigen, weil in Gott alle Gegensätze verschwinden, so wäre dies ganz und gar verfehlt. Ein einziger gemeinsamer Berührungspunkt

⁵⁷ Schelling: Werke Bd. I/VIII, S. 221.

⁵⁸ Martin Heidegger: Das unter Anführungszeichen Gestellte hat Prof. Heidegger einem seiner Freunde mitgeteilt.

⁵⁹ Schelling: Werke Bd. I/VII, S. 404.

ist nicht ausschlaggebend, ein System einem Ismus zuzuordnen. Übrigens kehren bei Schelling in seiner Freiheitslehre die Gegensätze, wie alles Sein erst am Ende der Schöpfung in seinen Ursprung zurück. Und das ist das Gemeinsame mit Nikolaus von Cusas Lehre von der *coincidentia oppositorum*. Doch der Ausgangspunkt, die absolute Indifferenz, steht in der Tradition mit Eckeharts Lehre von der Gottheit und Jakob Böhmes Lehre vom Ungrund. Schelling sagt weiter, daß nur der Mensch in-Gott sei und daher der Freiheit fähig sei. Der Mensch ist von dem Unreinen abgefallen und hat in diesem Abfall die Freiheit in ihrer Ganzheit mitgenommen⁶⁰. Mit dieser Freiheit steht er im Grunde der Gottheit. Die Sehnsucht ist ihm als ewige Mahnung, als eine Art Anamnese, geblieben, sie erinnert ihn immer wieder, daß er einst in einem höheren Sein eins mit Gott in seinem Grunde weilte. Dieses Mahnen ist der Weg, den der Mensch begeht, um zu seinem ersten Hervorgang wieder zurückzukommen. Dies ist seit Heraklit⁶¹ ein gemeynystischer Gedanke, der in Origenes' ἀποκατάστασις πάντων seinen extremsten Ausdruck gefunden hat. Dieser Weg ist bei Schelling die Weltgeschichte. Im Menschen sind alle Dinge erschaffen, er ist, wie Böhme sagt, „das Haus dieser Welt“⁶² und hat dadurch den nächsten Bezug zum Wort, das Natur angenommen hat; die Welt ist das ausgesprochene Wort Gottes⁶³, sie ist das Wort, davon der Mensch die Sprache erhalten hat. Sein Sein „gründet in der Sprache“⁶⁴, weil „die Sprache das Haus des Seins“⁶⁵ ist.

Als einziger Begriff vom Absoluten ist nur der der Indifferenz möglich. Diese Indifferenz darf nicht allgemein genommen werden, sondern nur für diesen bestimmten Punkt des Systems. Würde man Indifferenz, Absolutes, Ungrund allgemein nehmen, so entstellte man das Ganze und alle Persönlichkeit Gottes höbe sich auf. Im

⁶⁰ Diese philosophisch-theologische Spekulation ist bis Hieronymus nachweisbar. Bei der Behandlung des griechischen Ausdrucks συντήρησις weist er in seinem Kommentar über die Vision des Ezechiel (Ez. I 4–10) bei der Deutung des vierten Bildes, des Adlers, darauf hin, daß dem Menschen nach der Verfinsterung durch den Sündenfall ein Fünkchen geblieben ist, das ihm stets durch die finstere Welt den Weg zu Gott leuchten solle. Petrus Lombardus nahm diesen Gedanken wieder auf und führte den so wichtigen Gedanken der *scintilla animae* in die Mystik ein. (Aus: Martin Grabmann: Die Lehre des hl. Thomas von der *scintilla animae* in ihrer Bedeutung für die dt. Mystik im Predigerorden. Jahrbuch f. Phil. und spek. Theol. 1900.)

⁶¹ Diels-Kranz: Fragmente der Vorsokratiker (1951), Fragment: Heraklit 31 und 61.

⁶² Jakob Böhme: Bd. II. „Aurora“, S. 198.

⁶³ J. G. Hamann, herausgegeben von Josef Nadler, Bd. 1, sämtliche Werke. Josef Nadler hat diesen Gedanken bei Hamann mit Klarheit herausgearbeitet.

⁶⁴ Martin Heidegger: Hölderlin und das Wesen der Dichtung, S. 8.

⁶⁵ Martin Heidegger: Humanismusbrief, S. 53.

Ungrunde oder in der Indifferenz ist freilich keine Persönlichkeit, weil der Ungrund oder die Indifferenz, ein von allen Gegensätzen, von aller Differenzierung gänzlich verschiedenes Wesen ist. Erst im Wirken, in der Offenbarung ist Persönlichkeit. Jede geoffenbarte Wahrheit kann in eine Vernunftwahrheit ausgebildet werden; jede Offenbarung ist nur ein Fazit einer Rechnung, nach der sich jeder richten möge. Als die Wahrheit geoffenbart wurde, war sie freilich keine Vernunftwahrheit, aber sie wurde geoffenbart, um sie zu werden.

Genau wie bei Böhme⁶⁶ im Ungrunde alle Welt und die ganze Kreation gleichewig in gleichem Gewicht, Maß und Zahl liegt, genau so ist die menschliche Vernunft bei Schelling *die* Indifferenz, also die Stätte, darin die ursprüngliche Weisheit empfangen wird und alle Dinge darin in ihrem Urbilde erschaut werden; die Vernunft ist die Indifferenz, in der alle Dinge beisammen und doch geordnet, eins und dennoch jedes frei in seiner Art sind. Wir haben gesehen, daß Schelling alles unter den Primat der Liebe stellt, die Entgegengesetztes eint; in der Vernunft liegt die ursprüngliche Weisheit. Schelling eint Liebe und Weisheit zu einem Worte: Philosophie. Liebe ist Gottes eigenstes Gut, Weisheit ist die Tätigkeit seines reinsten Denkens. Diese Seine Spur zu gehen, sei unsere Aufgabe.

⁶⁶ Jakob Böhme: Bd. IV. „Von der Gnadenwahl“ 3, 2.

STUDIEN ÜBER DIE HEIDEGGERSCHE SPRACHTHEORIE

VON HERMANN SCHWEPPENHAUSER, FRANKFURT/M.

III. SPRACHE UND SEIN

Die verselbständigte Sprache

Auf der Höhe der größten Entfernung und Entfremdung des logischen vom sprachlichen Denken aber tritt der spekulative oder reflexive Wendepunkt ein, wo der abstrakte Begriff dialektisch wird und das logische Denken erst sein eigenes Wesen und zugleich seine Einheit mit dem sprachlichen entdeckt.

Karl Voßler

Im Scotus-Buch unterstand die Sprache dem Sinn, und insofern dieser zeitlos-invariant sei, galt Sprache, als empirisch geschichtliche, ihm gegenüber für ein Zufälliges. „Sein und Zeit“ zufolge ist es zwar ebenfalls der Sinn, als 'ursprüngliche Bewandtnis-Ganzheit', dem die Sprache zuwachse; zugleich aber stößt hier mit dem aufrechterhaltenen Prinzip die neue Praxis zusammen, die die geschichtliche Sprache in die Konstruktion aufzunehmen gezwungen ist: die Ableitung von Existenzialen kann nicht anders als auf 'ursprüngliche', das ist aber geschichtliche Wortbedeutungen rekurrieren¹. So sehr auch weiterhin die Methode 'Bedeutungsanalyse' bleibt, so sehr wird zugleich die Sprache mehr und mehr selbst, in ihrem geschichtlichen Bedeutungsreichtum, zum Material und Kanon der Bedeutungsanalyse. Die Sprache soll schließlich aus ihrem logisch-grammatischen Gefüge befreit und in ihr 'eigenes Wesensgefüge' eingelassen werden². Bedeuten als Akt subjektiven Meinens, das die Bedeutungen als das objektiv Vermeinte erst fassen läßt, weicht dem Bedeuten der Sprache, welche die „des Seins“ selber sein soll³. Sprache als „Wort des Seins“ bedeute dieses⁴; Sprache, als wie auch gefaßtes Objektives, und Sein, als Absolutes, fallen zu spezifischer Indifferenz zusammen. Das Subjekt und sein klares Vermeinen, als der 'Ursprung' des Sinns, findet sich abgelöst vom Meinen der Sprache, dem das Subjekt in der Dienerrolle des „Ent-

¹ cf. etwa die etymologische Ableitung des „In-Seins“, Sein und Zeit, S. 54; ferner die Ableitung von „Phänomenologie“, o. c., S. 27 ff.

² cf. M. Heidegger, Über den Humanismus, Frankfurt 1949, S. 5 und S. 21; Vorträge und Aufsätze, S. 190; o. c., S. 212 f.; Holzwege, S. 286; ferner Allemann, Hölderlin und Heidegger, S. 101 ff.

³ cf. Über den Humanismus, S. 9, S. 16 und S. 47.

⁴ cf. M. Heidegger, Einführung in die Metaphysik, Tübingen 1953, S. 67. – Das Buch bringt eine Freiburger Vorlesung aus dem Sommersemester 1935.

sprechens“ zur Sprache nunmehr bloß noch zu folgen habe⁵. – Im folgenden ist auszumachen, ob solche ‘Objektivierung des Meinens’ das Meinen des phänomenologischen Subjekts in der Tat verläßt. Die Vermischung der phänomenologischen Bedeutungslehre mit dem objektiven Geist der Sprache – der das letzte Sein selbst freigeben soll – soll studiert werden: und aufzuklären bleibt, ob das „Sprechen der Sprache“ das Sprechenlassen der Sprache oder ob es nicht am Ende ihr Sprechenmüssen ist, das dem Diktat der Subjektivität gehorcht.

Seit „Sein und Zeit“ heißt das Thema der Heideggerschen Philosophie: *Sein*. „Noch wartet das Sein, daß Es selbst dem Menschen denkwürdig werde“⁶. Gerade weil es von sich aus vermöge, das Denken in der Weise aus sich hervorzubringen, daß es dem Denken dabei wieder sich entziehe⁷: deshalb lerne das Denken, aus seinem Urgrund entlassen, diesen nicht kennen und beruhige sich bei sich selbst. „Der ... Mensch ist außerstande, einfach zu sagen, was *ist*, zu sagen, *was* dies *ist*, daß ein Ding *ist*“⁸. Das Sein sei etwas so Selbstverständliches, daß wir heute nicht einmal „auch nur in der Verlegenheit“ sind, „den Ausdruck ‘Sein’ nicht zu verstehen“⁹. Die Art, wie Philosophie, das Sein definierend, damit habe fertig zu werden gewußt, lasse die Unruhe darüber längst nicht mehr erst aufkommen¹⁰. Gerade seine Selbstverständlichkeit jedoch bezeuge, daß „a priori ein Rätsel“ in ihm liege. „Daß wir je schon in einem Seinsverständnis leben und der Sinn von Sein zugleich in Dunkel gehüllt ist“, mache die eindringliche Analyse solchen Verständnisses nötig¹¹. Philosophie sei Ontologie und zunächst fundamentale. Als diese erforsche sie eine ausgezeichnete Weise des Seins: das Dasein, von dem aus vielleicht einmal deutlich werde, was das Sein *selbst* ist. Analyse der Existenz stellt als den zentralen Charakter des Daseins „Zeitlichkeit“ heraus. „Demnach muß eine ursprüngliche Zeitigungsweise der ... Zeitlichkeit selbst den ... Entwurf von Sein

⁵ „Denn eigentlich spricht die Sprache. Der Mensch spricht erst und nur, insofern er der Sprache entspricht, indem er auf ihren Zuspruch hört.“ Vorträge und Aufsätze, S. 190.

⁶ Über den Humanismus, S. 13.

⁷ cf. Holzwege, S. 310. – Hier wird auf etwas Entscheidendes hingedeutet, das allerdings nicht am Sein festzumachen ist.

⁸ o. c., S. 343. – Die *Form* der Argumentation erinnert an zahlreiche Expositionen in den platonischen Dialogen; cf. etwa den Anfang der Rede des Agathon im Gastmahl, den Sokrates in seiner Rede positiv aufnimmt, um mit der von Agathon eingeführten Frage nach der ‘Sache selbst’ dessen rhetorisches Prunkstück zu zerschlagen; Sämtliche Werke I, Lambert Schneider, Berlin o. J., S. 688 (194 D–195 C) ff. – Interessant ist, daß die Heideggersche Ontologie vorab an einer charakteristischen Stelle des Sophisten sich motiviert; cf. Sein und Zeit, S. 1.

⁹ Sein und Zeit, S. 1.

¹⁰ cf. o. c., S. 3 f.

¹¹ o. c., S. 4.

überhaupt ermöglichen ... Führt ein Weg von der ursprünglichen Zeit zum Sinn des Seins? Offenbart sich die Zeit selbst als Horizont des Seins?“¹². Mit diesen Fragesätzen schließt „Sein und Zeit“. Von den versprochenen zwei Teilen mit je drei Abschnitten sind zwei Abschnitte des ersten Teils als „Sein und Zeit“ erschienen. Über das Buch hat sich die Aura des unvollendbaren Werkes gebreitet. Im Programm heißt der nicht erschienene dritte Abschnitt „Zeit und Sein“¹³. Er wurde „zurückgehalten, weil das Denken im zureichenden Sagen dieser *Kehre* versagte und mit Hilfe der Sprache der Metaphysik nicht durchkam ... Diese Kehre ist nicht eine Änderung des Standpunktes von 'Sein und Zeit', sondern in ihr gelangt das versuchte Denken erst in die Ortschaft der Dimension, aus der 'Sein und Zeit' erfahren ist und zwar erfahren aus der Grunderfahrung der *Seinsvergessenheit*“¹⁴. Im „Sagen des Seins“ sind die seither erschienenen Schriften nicht mehr derart zurückhaltend. Die Wendung zum *Sein*, das als Vergessenes wieder hervorgeholt werden soll, will in der Wendung zur *Sprache*, als einem Geschichtlichen und 'echten Ort' des verdeckten Ursprungs, sich Boden unter die Füße verschaffen. Als „Ereignis“ – das meint: eine Hervorbringung – des Seins verweise sie auf es *selbst*: 'Die Frage nach dem Sein ist zuinnerst mit der Frage nach der Sprache verschlungen'¹⁵. „Wie steht es um das Sein? Wir fragen jetzt nach solchem, was wir kaum fassen, was mehr nur ein bloßer Wortklang für uns bleibt und was die Gefahr nahelegt, daß wir bei unserem Weiterfragen einem bloßen Wortgötzen zum Opfer fallen“¹⁶. Um solcher Gefahr zu entgehen, müsse zunächst, was wir da „gerade noch als einen Wortlaut, als einen vernutzten Titel“¹⁷ besitzen, wenigstens als ein solches zu fassen versucht werden. „Deshalb fragen wir: Wie steht es mit dem *Wort* 'das Sein'?“¹⁸ Seine mögliche „zwiefache Erörterung“ – die „grammatische“ und die „etymologische“ – komme zu den Ergebnissen: „Im Infinitiv kommen die bestimmten Bedeutungsweisen des Wortes¹⁹ nicht mehr zur Geltung; sie werden verwischt. Die Substantivierung vollends verfestigt und vergegenständlicht diese Verwischung. Das Wort wird ein Name, der etwas Unbestimmtes nennt“ – und: „Was wir heute und seit langem im Namen 'das Sein' nennen, ist bedeutungsmäßig eine ausgleichende Vermischung von drei verschiedenen Stammbedeutungen“²⁰. Keine

¹² o. c., S. 438.

¹³ o. c., S. 39.

¹⁴ Über den Humanismus, S. 17.

¹⁵ cf. Einführung in die Metaphysik, S. 39.

¹⁶ o. c., S. 25. – Was hierbei gespürt wird, ist das Kantische Bewußtsein von einem unerklärbaren 'Ansich' selber.

¹⁷ o. c., S. 56.

¹⁸ ibd.

¹⁹ cf. o. c., S. 42 f.

²⁰ cf. o. c., S. 54 f.

derselben ragt noch eigens und bestimmend in die Bedeutung des Namens herein. Diese Vermischung und jene Verwischung begegnen einander. In der Verkoppelung dieser beiden Vorgänge finden wir somit eine zureichende Erklärung für die Tatsache, von der wir ausgingen, daß das Wort 'sein' leer und von verschwender Bedeutung sei²¹. – „Nun begegnet uns aber ständig *Seiendes*. Wir unterscheiden es in seinem So- und Anderssein, urteilen über Sein und Nichtsein. Wir wissen demnach eindeutig, was 'Sein' heißt“²². „Bei aller Verwischung und Vermischung und Allgemeinheit seiner Bedeutung meinen wir dabei etwas Bestimmtes. Dieses Bestimmte ist so bestimmt und einzig in seiner Art, daß wir sogar sagen müssen: Das Sein, was jedem beliebigen Seienden zukommt und sich so in das Geläufigste verstreut²³, ist das Einzigartigste, was es überhaupt gibt“²⁴. Sonach könne auch „das Wort 'sein' nicht leer bleiben“²⁵: „Ein leeres Wort gibt es gar nicht, sondern nur ein vernutztes, das ein erfülltes bleibt“²⁶.

Um die Einzigartigkeit des Seins und die ursprüngliche Nennkraft des Wortes zu erweisen, wird im Sinne des Begriffsrealismus verfahren. „Wir setzen statt des allgemeinen Begriffes 'Sein' beispielhalber die allgemeine Vorstellung 'Baum'“²⁷. „Wie sollen wir überhaupt das vielberufene Besondere, die einzelnen Bäume als *solche*, als Bäume auffinden, wie sollen wir solches, als welches Bäume sind, überhaupt auch nur *suchen* können, es sei denn, daß uns schon die Vorstellung dessen, was ein Baum überhaupt ist, voranleuchtet?“²⁸ „Dies gilt um so entschiedener vom Sein“²⁹; um so entschiedener, weil, wenn „wir das Wort 'Sein' schon verstehen“, nicht

²¹ o. c., S. 56.

²² o. c., S. 59.

²³ Man beachte den Charakter der Stoffartigkeit, Dinglichkeit, der dem Sein mittels solcher Begriffe wie 'verstreut', ohne Absicht, zugesprochen wird; ferner den zwiefach superlativischen Begriff 'einzigartigst', der an die gegen Sprache rücksichtslose Praxis des Verkehrs gemahnt.

²⁴ Einf. i. d. Metaph., S. 60.

²⁵ ibd.

²⁶ ibd.

²⁷ ibd.

²⁸ o. c., S. 61. – In dem Wort 'voranleuchten' schießen charakteristische historische Elemente der Existenzphilosophie merkwürdig zusammen. Der *Wort-sinn* meint das begriffsrealistisch vorgegebene Universale, und läßt zugleich an das objektivierte Noema der Phänomenologie denken; die *Wortgestalt*, das zum Ausdruck des gemeinten Allgemeinen gewählte Wort 'voranleuchten' selbst, verweist auf den Sprachgebrauch des Jugendstils, in dem die Sache zum Wesen sich verklärt und der – nach einem Ausspruch Benjamins – die Wörter, die es bezeichnen, immerzu strahlend die Augen aufschlagen läßt; der Jugendbewegung sind ihre wie Idole schimmernden Anführergestalten 'leuchtendes' *Vorbild* oder 'Beispiel'. – Das Allgemeine, das voranleuchte, ist kraft dieses Ausdrucks Aura unmittelbar, das schimmernde Wesen oder die vergoldete 'Sache selbst'.

²⁹ Einf. i. d. Metaph., S. 62.

irgendeine Allgemeinheit verstünden, sondern eine „höchste und unvergleichbare“³⁰, an der *alles* teilhat. Nach dieser 'Induktion' vom genus Baum zum generalissimum Sein, an dem alles, was es gibt, teilhat weil es *ist* – also auch die *Sprache* –; wird nun bezüglich *dieser* die Konsequenz gezogen: „Angenommen, es gäbe die unbestimmte Bedeutung von Sein nicht und wir verstünden auch nicht, was diese Bedeutung meint. Was wäre dann? Nur ein Name und ein Zeitwort weniger in unserer Sprache? Nein. *Dann gäbe es überhaupt keine Sprache.*“ Denn: insofern *Sprache ist*, fällt sie auch unter *Sein*, als das generalissimum; daher, wenn *Sein* fortfällt, auch die *Sprache*, ihrer obersten Möglichkeit beraubt, nicht *sein* kann. Gibt es aber nicht die *Sprache*, dann gibt es „überhaupt nicht dieses, daß in Worten Seiendes *als ein solches* sich eröffnete, daß es angesprochen und besprochen werden könnte. Denn Seiendes als ein solches sagen, schließt in sich ein: Seiendes als Seiendes, d. h. dessen Sein im voraus verstehen“³¹. Weil aber, wenn es die *Sprache* nicht gäbe, die Voraussetzung gelten muß: daß es das Wort 'sein', damit auch *das Sein* nicht geben darf; so kann es auch, weil *Sein*, per definitionem, die oberste Möglichkeit für *alles* ist, gar nicht das *verstehende* Subjekt geben, das selber ein Seiendes ist. Gerade dieses jedoch ist in dem hypothetischen Argument *selber* vorausgesetzt, denn es heißt ja: ohne *Sprache* könne das Seiende sich nicht *eröffnen* (wem?) und nicht *angesprochen* und *besprochen* werden (von wem?); was zwar besagt, daß es die hierzu erforderliche *Sprache* nicht gibt, aber doch impliziert, daß es das 'Subjekt' *ja* gibt, welches in diesem hypothetischen Argument als wie immer auch transzendentes lediglich ein *sprachloses* wäre und eins, *dem* eben das Seiende deshalb sich nicht „eröffnete“. Hiernach kann also wohl gesagt werden, daß es *ohne Seinsverständnis* keine *Sprache* gäbe: denn *Wörter* sind Ausdruck des Verstandenhabens von Seiendem, und das heißt: von Seiendem in seiner *Seiendheit*, also seines *Wesens*, ohne Erkenntnis dessen es keine sprachlichen Begriffe gäbe – *nicht* aber: daß es ohne – das hypostasierte – '*Sein* schlechthin' keine *Sprache* gäbe, *wenn* nicht hinzugesetzt wird, daß es dann überhaupt kein Seiendes, also auch kein verstehendes Subjekt gäbe; was aber der zweite Teil des Arguments unterstellt. Infolgedessen ist *Sein* auch nicht das „Einzigartigste“ überhaupt: nämlich im Sinne eines Absoluten, Subjekttranszenten; sondern bezieht sich notwendig stets auf die ans Subjekt selbst gebundene Potentialität, Seiendes zu *begreifen*, hiervon Begriffe abzuziehen und diese in Wörtern verfügbar zu machen – ja ist geradezu die Umschreibung hierfür. Mit der impliziten Gleichsetzung von „*Sein*“ und „*Verstandehen* von Seiendem“ bricht auch der Anspruch auf Unvergleichlichkeit des *Seins* zusammen. Alles aber, was dann aus diesem

³⁰ ibd.

³¹ ibd.

scheinbar subjekttranszendenten Begriff nur herausgezogen wird, geht auf Kosten der, nach Isolierung des Seins aus der ontologischen Differenz in es wieder projizierten Subjektivität selbst, und wenn das 'Sein selbst spricht', so ist es das Echo der in ihm verstummten Reflexion. „Bisher haben wir in der Frage nach dem Sein vornehmlich das Wort nach Wortform und Bedeutung zu fassen versucht. Nun hat es sich gezeigt: die Frage nach dem Sein ist keine Angelegenheit der Grammatik und Etymologie“³²; denn deren Auskünfte verhelfen zwar zu der Einsicht, daß 'sein' einmal verbal, einmal nominal fungiert und in seinen Flexionen mehrere Stammbedeutungen ausdrückt, nicht aber zur Aufklärung dessen, daß „das vielberufene besondere Seiende sich als ein solches uns nur eröffnen kann, wenn wir und je nachdem wir schon im Vorhinein das Sein in *seinem* Wesen verstehen“³³. Hat aber das Sein sein eigenes Wesen, demnach das Wort 'sein' seine eigene, durch die Sprachwissenschaft nicht aufzuklärende Bedeutung, „dann muß es mit der Sprache *hier* und *überhaupt* eine eigene Bewandtnis haben“³⁴. „Gemeinhin gilt die Sprache, das Wort, als nachträglicher und beherlaufender Ausdruck der Erlebnisse. Sofern in diesen Erlebnissen Dinge und Vorgänge erlebt werden, ist die Sprache mittelbar auch Ausdruck, gleichsam eine Wiedergabe des erlebten Seienden“³⁵. Das „Wort“ erlaube die „bekannte dreifache Unterscheidung 1. hinsichtlich der hörbaren und sichtbaren Lautgestalt; 2. hinsichtlich der Bedeutung dessen, was man sich dabei überhaupt vorstellt; 3. hinsichtlich der Sache“, die es bezeichnet. „Dabei ist (1) das Zeichen für (2) und (2) der Hinweis auf (3)“³⁶. „So können wir“ – und das alles ist Husserlsche Ausdruckstheorie – „vermutlich auch bei dem Wort 'Sein' Wortgestalt, Wortbedeutung und die Sache unterscheiden. Und man sieht leicht: solange wir uns nur bei der Wortform und ihrer Bedeutung aufhalten, sind wir mit unserer Frage nach dem Sein noch nicht zur Sache gekommen“³⁷. „Wenn wir ... meinen wollten, durch bloße Erörterungen des Wortes und der Wortbedeutung schon die Sache und das Wesen der Sache, also hier das Sein, zu erfassen, dann wäre dies ein offenkundiger Irrtum. Wir dürften ihm kaum verfallen“³⁸. An keiner Stelle scheidet sich die spätere Heid-

³² o. c., S. 66.

³³ o. c., S. 65.

³⁴ o. c., S. 66.

³⁵ ibd.

³⁶ ibd.

³⁷ ibd. – Erst sollen an der Ausdruckseinheit Wort, Bedeutung und Sache auseinandergehalten werden können, dann soll die Sache nicht mehr unter diese Einheit fallen. Daß der Ausdruck eben der für 'etwas': eine Sache, ist, wird zugleich in Anspruch genommen und die durch das Wort indizierte Sache als ein anderes gefordert als es die im Wortsinn gemeinte ist. Die Sache soll „eigentlicher“ sein als der im Wort vermeinte, schon außersprachliche Sinn: die „Sache selbst“ noch außerhalb alles „Bedeutungsmäßigen“.

³⁸ Einf. i. d. Metaph., ibd.

eggertsche Philosophie von der Bedeutungslehre, der zufolge die 'Sache selbst' durch Bedeutungsanalyse gerade entspringt, deutlicher ab als hier – und an keiner Stelle tritt zugleich deutlicher hervor, daß sie ihr doch verhaftet bleibt.

„Es gilt, über das Bedeutungsmäßige hinaus zur Sache zu kommen“³⁹. – Im Angesicht des Problems, das dadurch entsteht, daß der Sinn eines Ausdrucks auf „ein Gegenständliches sich bezieht“⁴⁰, zugleich aber Sinn und Bedeutung „allgemeine Gegenstände“ selber sein sollen⁴¹, konnte Husserl auch nicht anders als vom „Doppelsinn der Rede von der Weise der gegenständlichen Beziehung“⁴² sprechen. Die Sechste Logische Untersuchung wird folgendermaßen mit ihm fertig: „Betrachten wir ein möglichst einfaches Beispiel, etwa den Namen Rot... Das Wort nennt das Rote als rot. Das erscheinende Rot ist das mit dem Namen Gemeinte und zwar als rot Gemeinte. In dieser Weise des nennenden Meinens erscheint der Name als zu dem Genannten gehörig und mit ihm Eins. Andererseits hat das Wort seinen Sinn auch außerhalb der Verknüpfung mit dieser Anschauung, ja ohne Verknüpfung mit einer 'entsprechenden' Anschauung überhaupt. Da der *Sinn überall derselbe* ist, so ist es klar, daß wir für die nennende Beziehung an Stelle des bloßen Wortlautes das eigentliche und volle Wort, nämlich das mit dem überall gleichartigen Charakter des Sinnes begabte, zugrunde legen müssen. ... Da wir nun phänomenologisch statt der bloßen Summe die innigste *Einheit* und zwar eine intentionale Einheit vorfinden, so werden wir wohl mit Recht sagen dürfen: die beiden Akte, deren einer uns das volle Wort und deren anderer die Sache konstituiert, schließen sich intentional zur Akteinheit zusammen. Naturgemäß beschreiben wir das Vorliegende ebenso gut mit den Worten: der Name Rot nennt das rote Objekt rot, als mit den Worten: das rote Objekt wird als rot erkannt und mittelst dieses Erkennens rot genannt. Rot nennen ... und als rot erkennen sind im Grunde genommen bedeutungs-identische Ausdrücke“⁴³. Entscheidend ist der Passus, daß das „Wort seinen Sinn auch außerhalb der Verknüpfung mit der Anschauung“ hat. Der Sinn ist überall derselbe, gleichgültig ob die Wortbedeutung in der Anschauung sich erfüllt oder nicht. Husserl hat das auch so ausgedrückt: „Ob ich das Wort Baum bloß symbolisch verstehe, oder ob ich es auf Grund der Anschauung eines Baumes gebrauche, beide Male meine ich evidentenmaßen mit dem Worte *etwas* und beide Male *dasselbe*“⁴⁴. Der Sinn ist und bleibt der Sinn: Anschauung könne gar nicht anders als je den Sinn

³⁹ ibd.

⁴⁰ cf. Log. Unt. II, S. 37.

⁴¹ cf. o. c., S. 101.

⁴² cf. o. c., S. 416.

⁴³ o. c., 2. Teil, S. 26 ff. – Zur Kritik: Spezies und Intention, in: Zur Metakritik der Erkenntnistheorie, S. 100 ff.

⁴⁴ Log. Unt. II, 2. Teil, S. 37.

erfüllen und bestätigen. – Auch 'sein', sagt Heidegger, sei ein „erfülltes“ Wort. Damit reklamiert er für den „vernutzten Namen 'sein'“, was für den Namen „Rot“ gelten soll: die Einheit von Nennen und Erkennen. Was mit dem Namen 'sein' genannt werde, müsse auch zu erkennen sein. Aber die bloße Erörterung des Wortes, dem das Vermeinen des bloßen Sinns im Worte Rot entspräche – der auch außerhalb der Rot-Anschauung der unveränderlich geltende sei –, führe nicht auf die *Sache*. Diese soll aus der „erfüllten Wortbedeutung“: der Husserlschen Einheit von Nennen und Erkennen gerade herausgebrochen werden, das *Sein* außerhalb aller Bedeutungsimmanenz zu erkennen sein. Denn: „... ist 'Sein' eine Sache wie Uhren, Häuser und überhaupt irgend ein Seiendes?“ – also auch ein 'Rotes'? – „Wir sind schon oft darauf gestoßen ... daß das Sein nichts Seiendes ist⁴⁵ und kein seiendes Bestandteil des Seienden ... Dem Wort und der Bedeutung 'Sein' entspricht mithin keine Sache. Aber daraus können wir nicht folgern, daß das Sein nur im Wort und seiner Bedeutung bestehe ... Vielmehr meinen wir im Wort 'Sein', in dessen Bedeutung, durch sie hindurch, das Sein selbst, nur daß es keine Sache ist, wenn wir unter Sache ein irgendwie Seiendes verstehen“⁴⁶. Sein wird also genau wieder, wie durch die Bedeutung des Namens „Rot“ hindurch das 'Rote', durch die Bedeutung des Namens 'sein' hindurch *vermeint*. Auch der Unterschied eines 'Roten' (als *der* 'Röte') vom *Sein* (als einem Intentionalen sui generis) kann den Seinsbegriff nicht von der Phänomenologie dispensieren. Noch hier hat diese vorgesorgt.

„In der Sphäre der ... sinnlichen Wahrnehmung, und entsprechend der sinnlichen Anschauung überhaupt ... findet nun eine Bedeutung, wie die des Wortes *Sein*, kein mögliches objektives Korrelat und darum in den Akten solcher Wahrnehmung keine mögliche Erfüllung. Was vom *Sein* gilt, gilt offenbar von den übrigen kategorialen Formen in den Aussagen ...“⁴⁷ „In der Tat können wir auf die Frage, was das heißt, die kategorial geformten Bedeutungen fänden“ trotzdem „Erfüllung, sie bestätigten sich in der Wahrnehmung, nur antworten: es heiße nichts anderes, als daß sie auf den Gegenstand selbst in seiner kategorialen Formung bezogen seien. Der Gegenstand mit diesen kategorialen Formen sei nicht bloß gemeint ..., sondern er sei uns, in eben diesen Formen selbst vor Augen gestellt; mit anderen Worten: er sei nicht bloß gedacht, sondern eben angeschaut, bzw. wahrgenommen“⁴⁸. „Demnach, sowie wir auseinanderlegen wollen, worauf hier die Rede von der Erfüllung zielt, was die geformten Bedeutungen und in ihnen die

⁴⁵ Genau so wenig übrigens wie auch „Röte“ gegenüber roten Gegenständen: von der „Röte“, als dem Noema, führt ein Weg direkt zum hypostasierten „Sein“.

⁴⁶ Einf. i. d. Metaph., S. 66 f.

⁴⁷ Log. Unt. II, 2. Teil, S. 138.

⁴⁸ o. c., S. 142 f.

Formelemente ausdrücken, ... stoßen wir unvermeidlich auf 'Anschauung', bzw. 'Wahrnehmung' und 'Gegenstand'“⁴⁹. „Wir werden daher ganz allgemein zwischen sinnlicher und kategorialer Anschauung unterscheiden“⁵⁰. *Sein*, obzwar unanschaulich als Sinnliches, sei uns also, dennoch, als Kategoriales *vor Augen* gestellt. Was Heidegger unter 'sein' verstanden haben will: daß es kein Seiendes, kein Sinnliches sei, ließe mit Phänomenologie und Bedeutungslehre, die verlassen werden sollen, sich in Einklang bringen. Dem ist aber die geforderte Einzigartigkeit des Seins im Wege, das mithin keine Nebenordnung neben *andere* kategoriale Formen duldet⁵¹.

Der Gegenstand *in* seinen kategorialen Ausformungen sei uns *vor Augen* gestellt, sagt Husserl. Solches Ausformen besorgt die Kategorie 'sein' in der Funktion der Kopula und in dem Ausdrücken zeitlicher Bestimmtheit. Hierbei *verschwindet* 'sein' in den auszu-drückenden Sachverhalten: diese selber, als prädierte, sind die durch die *formende* Kategorie geformten, das je bestimmte Seiende selbst. Die in das Subjekt eingehende und es bestimmende Kopula nun wird von Heidegger zu etwas Eigenem gemacht. Das Recht

⁴⁹ o. c., S. 143.

⁵⁰ o. c., S. 144.

⁵¹ Nicht, weil die kategoriale Anschauung nicht genüge, soll Bedeutungslehre verlassen werden, sondern weil diese das Sein ändern kategorialen Formen bloß nebenordnet. Im Gegenteil bleibt kategoriale Anschauung geradezu die Bedingung aller Philosophie des Ursprungs, ob dieser „Sinn“ heißt oder „Sein“. Vermöge ihrer erst, Adorno, Zur Metakritik der Erkenntnistheorie, S. 209, kann die „bloß seiende Welt“ erstrahlen „als eine des subjektiven Sinns, die reine Subjektivität als das wahre Sein – in solchem Trug“ (dem des hervorgebrachten „Scheines des scheinlosen Ansich“, S. 203, in dem die „leibhaft selbstgegebenen“ Noemata erstrahlen und „als zweite Natur angeschaut und beschrieben“ werden, S. 204) „terminiert der phänomenologische Ausbruchversuch“. Aber „durch die Kritik der kategorialen Anschauung entfallen deren Konsequenzen insgesamt“. Beides „ward ins Leben gerufen bloß von einer methodischen Formel, die nicht sowohl ein neues Verfahren der Erkenntnis angibt, als daß sie die Unvereinbarkeit positivistischer Gewißheit und rationalistischer Wahrheit ausdrückt. Die kategoriale Anschauung ist kein 'Sehen' von Wesenheiten, sondern ein blinder Fleck im Prozeß der Erkenntnis“, S. 216. „Für Husserl . . . ist Sein in kategorialer Anschauung unmittelbar gegenwärtig“, S. 217. „Der Gegensatz der im Begriff des Seins Hegelisch aufgehobenen Momente der Unmittelbarkeit und Mittelbarkeit, der die dialektische Bewegung des Begriffs selber bereits in sich enthält, wird bei Husserl durch die Zauberformel der kategorialen Anschaulichkeit des Seins fortgebannt. An Stelle der immanenten Bewegung des Begriffs tritt dessen äquivoker Gebrauch. In Husserls Vordersatz wird Sein im allgemeinsten, abstrakten, vermittelten Sinn verwandt; im Nachsatz dafür Seiendes unterschoben als das wie immer geartete unmittelbar anschauliche Moment, das zur Kategorisierung gelangt. Von dieser Kontamination zehrt die gesamte Existentialphilosophie“, S. 217, noch in der Anstrengung, *ihr* Sein auf den Kredit der kategorialen Anschauung aus den Kategorien herauszulösen.

hierzu findet er in dem Umstand, daß das „ist“ jedesmal etwas anderes meint“ und nur ein einziges Mal sich selbst: „Der Vortrag ist im Hörsaal“; d. h. er findet statt. 'Der Mann ist aus dem Schwäbischen'; d. h. er stammt dort her. 'Der Becher ist aus Silber'; d. h. er besteht aus 'Rot ist Backbord'; d. h. es steht für 'Über allen Gipfeln / ist Ruh'; d. h. ??? . . . Das 'ist' läßt sich gar nicht umschreiben und ist doch nur dieses 'ist'“⁵². Hier gehe das 'Sein', als einen Sachverhalt zu Bestimmtheit formend, in diesen nicht über. Das 'ist' des Verses kopuliere nicht das gemeinte abendliche Gebirg mit dem erlebten Zustand, in dem es daliegt, weil es, das Prädikat dem Subjekt zutragend, nicht dabei sich auflöse und verschwinde. Es sei in das Prädikat nicht selbst übersetzbar, gehe in ihm nicht auf, lasse sich nicht umschreiben und stehe daher selbstständig und als Unverwechselbares zwischen Subjekt und Prädikat. – Aber nicht deshalb, weil an einem *Gedicht*, als einem in sich abgeschlossenen Gebilde, kein Wort ausgewechselt werden kann, ist dies, in diesem Fall unersetzbares Wort für sich schon ein ganz anderes als es im Gedicht vorkommt. Goethe, in der ergriffenen Empfindung der Ruhe, der Befreiung von Tag und Treiben⁵³, sagt diese Ruhe mit den einfachen Worten der Sprache, die nicht die gesellschaftlich kontrollierte und exakte *Diktion* ist, die aber gerade auch die ist, deren einer sich bedient, wenn er sagt: 'Der Mann ist aus dem Schwäbischen'. Soll aber *dies* 'ist' zu umschreiben sein, so ist auch – ebenso *gut* und ebenso *schlecht* – das 'ist' des Verses umschreibbar und nicht ein *unbedingt* anderes. Die Einfachheit des Goetheschen Verses steht ein für *das* Subjekt, das aus der Gesellschaft fliehen muß, wenn es das, was es nicht selbst ist, fühlen will und daran sich selbst. In dem Vers selber drückt die Befreiung sich aus, die wehmütig gebunden sich weiß, und seine Sprache läßt immerfort an *die* denken, der sie sich entringt: Das 'ist' des Verses ist die geheime Ironie auf das 'herrscht' oder das 'waltet', das in die Sprache des Verses nicht eintreten kann, weil es in die Sprache der Gesellschaft gehört, der das lyrische Ich des Nachtliedes sich entzogen weiß. Aus diesem Zusammenhang des Unwägbar-Wägbaren, in dem das Gesellschaftliche verschwindet so gut wie es sich durchsetzt, löst Heidegger das 'ist' heraus und reklamiert es, auf den Kredit allein des Unwägbaren, im Sinne der Zwecke seiner Ontologie⁵⁴. Das 'Einzigartige' des dichterischen 'ist', das im Zu-

⁵² Einf. i. d. Metaph., S. 68.

⁵³ „Ach, ich bin des Treibens müde!“ sagt Goethe in dem andern, gleichfalls 'Wandrer's Nachtlied' überschriebenen Gedicht; cf. die von E. Schmidt herausgegebenen Werke, Band I, Leipzig 1914, S. 31.

⁵⁴ cf. auch die Heideggerschen Versuche der Interpretation vorsokratischer Texte und Fragmente insbesondere in: Holzwege, Vorträge und Aufsätze und Einführung in die Metaphysik. Neben die Rechtfertigung der Einzigartigkeit des Seins am dichterischen 'ist' tritt die am vorphilosophischen, archaischen 'ist'.

sammenhang des Ausdrucks von Sehnsucht *nach* dem Unbedingten steht, soll gleich ein Unbedingtes selbst sein: das absolute Sein. Sehnsucht nach dem Unbedingten: Ausdruck des Bedingten selbst, wird *nach dem Modell* der kategorialen Anschauung um den Charakter seiner Vermittlung gebracht; – schweigt kategoriale Anschauung die subjektive Reflexion tot, die den Schein des Anschaulichen erzeugt, so verschwindet im Begriff des „einzigartigen Seins“ das lyrische Subjekt, dessen Kraft am Bedingten erst wächst⁵⁵. Die Idee des Unbedingten, der Ruh' über allen Gipfeln, ist von diesem Subjekt nicht loszureißen, wenn sie nicht selber verdinglicht werden soll. Durch die Subtraktion des Subjekts wird das, worauf die Sehnsucht geht, unversehens zu einem unmittelbaren Sein an sich. – Ganz in dem Sinn der Bedeutungslehre, die die kategoriale Anschauung⁵⁶ postuliert, und bloß mit dem Index 'urtümlich' verziert, sagt denn auch Heidegger: „Am Ende sind beim Wort 'Sein' und seinen Abwandlungen und bei allem, was in seinem Wortbereich liegt, Wort und Bedeutung ursprünglicher dem damit *Gemeinten* verhaftet, aber auch umgekehrt. Das Sein selbst ist in einem ganz anderen und wesentlicheren Sinne auf das *Wort angewiesen* als jegliches Seiende“⁵⁷. Und, gleichsam zögernd und in der Absage an Bedeutungslehre nicht mehr so radikal: „Wenn ... beim Wort 'Sein' ein ureigener Zusammenhang zwischen *Wort, Bedeutung* und *Sein selbst* besteht und die Sache (im Sinn realer Gegenstände) gleichsam fehlt, dürfen wir andererseits doch nicht meinen, es ließe sich aus der Kennzeichnung der Wortbedeutung schon das Wesen des Seins selbst gleichsam herausklauben“⁵⁸. Es ist wieder zugegeben, was gemäß dem Anspruch auf Ursprünglichkeit und der Absage an Logik und Grammatik, abgewehrt werden müßte: der, wenn auch für „ureigen“ ausgegebene, in Wahrheit gut phänomenologische Zusammenhang zwischen Wort, Bedeutung und Sache; wonach „Sein“, wie es denn auch an anderer Stelle heißt, „es selbst ist“⁵⁹, d. h. aber: sich selbst bedeutet.

⁵⁵ Nur vermöge dieser Unterschlagung aber kann es dann heißen, daß „Denken“, begriffen als „ursprüngliche Weise des *Dichtens*“ selbst, das „*Diktat* der Wahrheit des Seins sagt“; Holzwege, S. 303. „Sein“ selbst spricht vor, Dichten und Denken sprechen nach.

⁵⁶ Diese trifft bereits das kantische Verdikt, das über den ontologischen Gottesbeweis erght. „Sein ist ... kein reales Prädikat ... Es ist bloß die Position eines Dinges oder gewisser Bestimmungen an sich selbst. ... Ein Mensch möchte wohl eben so wenig aus bloßen Ideen an Einsichten reicher werden, als ein Kaufmann an Vermögen, wenn er, um seinen Zustand zu verbessern, seinem Kassenbestande einige Nullen anhängen wollte.“ Kr. d. r. Vernunft, 10. Aufl., Leipzig 1913, S. 516 und S. 519.

⁵⁷ Einf. i. d. Metaph., S. 67.

⁵⁸ ibd.

⁵⁹ „Doch das Sein – was ist das Sein? Es ist Es selbst.“ Über den Humanismus, S. 19.

Da es das Sein einmal geben muß, darf keine Anstrengung gescheut werden, dies 'wesenhaft leere' Wort als Ausdruck eines geheimnisvoll Letzten und Höchsten selber hinzustellen. Der erste Schritt ist die Ablösung des Seins vom Verband der kategorialen Formen, zu der die von der Phänomenologie für diese geforderte Anschauung *sui generis* sowie die Aura des dichterischen 'ist' verführen. 'Sein' sei infolge jener, nämlich in seiner kategorialen Bedeutung, selber „anschaulich“ Gegebenes; so daß vermittels *dieses* seines wesensmäßigen Charakters die beunruhigende Leerheit und Unbestimmtheit des Wortes 'sein' weggeschafft werden kann. Dies sei – neben den anderen kategorialen Formen, wie 'Ein', 'Das', 'Und', 'Wenn', 'All', 'Kein', 'Etwas', 'Nichts'⁶⁰ – eben darin ein „erfülltes“ Wort, daß vermöge der Einheit von Nennen und Erkennen die Bedeutungsintention des Wortes sein in der Anschauung seines kategorialen Wesens auch sich *erfüllt*. Wenn also – nach Heidegger – die der Wortbedeutung entsprechende *Sache* 'Sein' nicht in der „üblichen Weise gegeben“ ist, dann kann das nur heißen: sie ist in der Weise der kategorialen Anschauung gegeben, worin eben die Wortbedeutung die *Sache* selbst ist. Vermöge dessen wiederum kann Heidegger von einem *wesenhaften* Angewiesensein der *Bedeutung* 'Sein' auf das *Wort* 'Sein' sprechen. Dies Angewiesensein des Seins aufs *Wort* impliziert den *zweiten* Schritt: die durch *Umkehrung* gewonnene Erklärung der „anfänglichen Zugehörigkeit des Wortes zum Sein“⁶¹. Der *sprachliche* Charakter des Seins – nämlich dies, daß das Wort 'sein' mehr als jedes andere auf seine Bedeutung angewiesen ist, d. h. also: die hier mit der durch es ausgedrückten Sache zusammenfällt eben *weil* es nur Bedeutung, mithin subjektiv-kategorial ist – offenbare, daß auch Sprache überhaupt mit Sein etwas zu tun haben müsse: denn es sei ja die *Sprache*, die in diesem ihrem vor anderen ausgezeichneten Wort 'sein' die ganze Rätselfrage nach *dem* Sein aufgebe. Daher auch der Sprache, als einem selber Rätelhafte, und ihrem „eentlichen“ Wesen, auf anderem Wege als dem 'üblichen' nachgefragt werden müsse. Dies Wesen bestehe in dem – und das bezeichnet den angeblichen Schritt hinaus aus der subjektiven Immanenz –, was sie von sich aus sage, nicht darin, was die Menschen, sie bloß benutzend, sagten. Spreche die *Sprache*, nicht die Menschen, dann spreche durch sie das Sein. Was aber die Sprache spricht, werde an ihr selbst vernommen; was sich als das erweisen wird, was alles bei Sprache gedacht werden kann, wenn sie aus dem Zusammenhang ihrer Verbindlichkeit herausgelöst wird. Und was, in der Absicht, dem „Rätsel aller Rätsel“ beizukommen, aus der Sprache herausgezogen wird, dient wieder der Auffüllung jenes leeren Seins, dessen sprachlicher Charakter selbst jene auf „Eigentlichkeit“ abzielenden Bemühungen um die Sprache zugleich

⁶⁰ cf. Log. Unt. II, 2. Teil, S. 139.

⁶¹ Über den Humanismus, S. 9.

provozierte und legitimieren soll. Hierbei wird ihr stofflicher Charakter, die Sprachgestalt, und ihr begrifflich-bedeutungsmäßiger Charakter, der Sprachgehalt, jenachdem, einmal zusammengeworfen, einmal wird beides gegeneinander ausgespielt.

Zuerst ist das Sein selber zu erweisen aus der Sprache. Hierzu ist ein anderer als der übliche, ein „wesentlicher“ Begriff von Sprache vonnöten, der die ihm entsprechende Sprache wieder die Einzigartigkeit des Seins dartun läßt. Die Bedingung aber hierfür ist, daß Sprache als das *Medium*, das beliebig in Zeichenfunktion treten kann, und Sprache, als *selber* bedeutende, also nicht als der beliebige Stoff für Signifikation, so eng zusammengedacht werden, daß Sprache zwar nicht nur bloßer Stoff, aber auch nicht nur selbst bedeutende ist: denn anders als unter dieser Bedingung kann das Wort 'Sein' gar nicht zugleich Zeichen für das „durch es hindurch *vermeinte*“ Sein selbst und doch wieder Wort der nicht beliebigen, sondern so geartet vorgegebenen Sprache sein, die mit dem Wort 'sein' auch die bedeutete 'Sache' Sein selbst 'gibt'. Was die „wesentliche“, die „gedachte“ Sprache hergibt, ist das bei der gegebenen Sprache *Intendierte*: und das subjektive Intendieren soll aus aller Immanenz heraus sein, weil es an die objektive Sprache sich hält. Wenn nun das nächste Erfordernis ist, dem „eentlichen“ Begriff von Sprache sein volles 'sachliches' Korrelat selbst: eine entfaltete „eentliche“ Sprache zu verschaffen, dann kehren notwendig die im *Begriff* von der „eentlichen Sprache“ kontaminierten Momente 'Sprachgehalt' und 'Sprachgestalt' sich gegeneinander. Die Bedingung für eine „eentliche“, also 'wesentlichere' als die gegebene, Sprache selbst ist, daß 'Sprachgestalt', als so gegebene und bedeutende Sprache, gegen 'Sprachgehalt', als das hierbei 'eentlich' oder 'wesentlich' zu *Denkende*, ausgespielt wird: denn „wesentliche“, „echte“ Wörter kann diese Philosophie auf keine Weise anders entdecken als durch Hineinverlegen einer, durchs Hinstarren auf den Stoff der Sprache erzeugten, neuen Bedeutung in die gewöhnlichen Wörter, die hierdurch zu ihrer verbindlichen Bedeutung in Spannung treten und einzig aus solcher Entgegensetzung leben. – Wird aber durch solche „Grundworte“ der Urgrund selbst absehbar, so muß das weitere Erfordernis sein, alles was ist, gegenständliches wie lebendiges Sein, auf den Urgrund zu beziehen. Hierzu ist die Bedingung die als „wesentlich“ proklamierte Sprache selbst: denn auf keine andere Weise als vermöge einer absolutgesetzten Sprache kann es heißen, daß die Dinge Dinge kraft der Sprache sind; daß die Menschen Seiendes als Seiendes nur verstehen können, weil sie schon Sein verstehen, also 'sprachlich' existieren – eben weil es ohne Sein „überhaupt keine Sprache“ gebe. – Die einzelnen Teile dieser – nach Setzung der Grundthese vom Angewiesensein des Seins auf Sprache, die aus aller Rationalität herausführen sollte – wieder fast reflexionsphilosophisch sich verzahnenden Theorie können doch nur wieder aus jener einzigen Grundthese hervorgehen und aus ihr

begriffen werden. In ihr steckt aber nichts anderes als die phänomenologische Gleichsetzung von Bedeutung und Sache selbst, wozu, im Falle der Ontologie, die Bedeutung von 'sein' verführt, die, da sich keine „Sache“ zu ihr auffinden läßt, diese Sache selber zu werden gezwungen ist. Dies, zu eben der These vom wesenhaften Angewiesensein des Seins auf die Sprache aufgespreizt, erfordert dann, aus der Sprache alles zu machen, damit sie wieder die Hypothese von der Einzigartigkeit des Seins trägt. Diese besteht aber gerade in dem – eingestandenem und noch obendrein zum „Wesenhaften“ verklärten – *Mangel* des Seinsbegriffs an Bestimmtheit, dessen Auffüllung die ganze Anstrengung gilt.

Die „wesentliche“ Undefinierbarkeit von Sein⁶² eröffnet die Möglichkeit, es unter allen möglichen Bedeutungen zu denken. Sie wird zum Rechtsgrund für ein Verfahren, das gerade die Vieldeutigkeit des Seinsbegriffs um so bequemer ausnutzen kann. So besagt die Wendung von der „Angewiesenheit des Seins aufs Wort“ den *sprachlichen* Charakter des Seins; die von der „Zugehörigkeit des Wortes zum Sein“ das Gründen der Sprache in einem Urgrund. Unter Voraussetzung dieser zweiten Bedeutung von Sein heißt es im Humanismusbrief: „Wenn ... die Wahrheit des Seins dem Denken denk-würdig geworden ist, muß auch die Besinnung auf das Wesen der Sprache einen anderen Rang erlangen. Sie kann nicht mehr bloße Sprachphilosophie sein“⁶³. Die Abwehrgeste ist die gleiche wie im Scotus-Buch: der empirischen Grammatik, und wie in „Sein und Zeit“: der nicht-ontologischen Sprachphilosophie gegenüber. Da aber jetzt keine Berufung auf Bedeutungslehre mehr möglich ist, muß die Notwendigkeit, der Sprachbesinnung einen anderen Rang zu geben, anders plausibel gemacht werden. Dazu hält her die seit George, Hofmannsthal und Karl Kraus zur restaurativen Sentimentalität der Epigonen verkommene Klage über den Sprachverfall, von der längst das Feuilleton lebt. „Die überall und rasch fortwuchernde Verödung der Sprache“ – heißt es und ist selber Beispiel für den Verfall: weil der Begriff 'Verödung' den organischen des 'Wucherns' ausschließt – „zehrt nicht nur an der ästhetischen und moralischen Verantwortung in allem Sprachgebrauch. Sie kommt aus einer Gefährdung des Wesens des Menschen“⁶⁴. „Soll aber der Mensch noch einmal in die Nähe des Seins finden“ – eine weitere Bedeutung von Sein: 'natürliche Ordnung', 'ursprünglicher Zustand' – „dann muß er zuvor lernen, im Namenlosen zu existieren ... Der Mensch muß, bevor er spricht, erst vom Sein sich wieder ansprechen lassen, auf die Gefahr, daß er unter diesem Anspruch wenig oder selten etwas zu sagen hat. Nur so wird dem Wort die Kostbarkeit seines Wesens, dem Menschen aber die Behausung für

⁶² cf. Einf. i. d. Metaph., S. 59.

⁶³ Über den Humanismus, S. 9.

⁶⁴ ibd.

das Wohnen in der Wahrheit des Seins wieder geschenkt“⁶⁵. Zweierlei ist aus diesen Sätzen, deren Stil zu entlarven es keinen Karl Kraus mehr gibt, begrifflich auszusondern, das das „Wesen der Sprache“ umschreibt: das „Ansprechen“ des Seins und das, was unter jener „Kostbarkeit“ des Wortes 'eigentlich' vorzustellen ist. Sie soll „Behausung“ für die „Wahrheit des Seins“ bedeuten⁶⁶. Wird noch die These hinzugenommen: „Ein leeres Wort gibt es gar nicht, sondern nur ein vernutztes, das ein erfülltes bleibt“⁶⁷, so kann folgender Zusammenhang hergestellt werden: Wörter sind je erfüllte, der Sprachgebrauch hat sie abgenützt, und im unverbrauchten Zustand spreche das Sein selbst durch sie; dies Sprechen des Seins, als das den Menschen Ansprechen, werde vernommen, wenn „der Mensch“ lerne, auf die vernutzte Sprache zu verzichten; er höre dann auf den „An-Spruch“ des Seins, der zugleich der ist, den das Sein erhebt. Spricht hierauf „der Mensch“ endlich selber, so ist es nur dann etwas „Wesentliches“⁶⁸, wenn er dem vernommenen Sein „entspricht“, das den „erfüllten“ und „kostbaren“ Wörtern selbst wieder 'ent-spricht'. – Sein also liege in den unverbrauchten Wörtern, so daß die Sprache, als die eigentliche, bestimmt ist durch die Wörter, sofern diese nicht die des Sprachgebrauchs sind, der dem Sprachverschleiß gleichgesetzt ist. – Was unter dem echten Wesen der Wörter genauer zu verstehen sei, springt deutlich genug schon an den zitierten Stellen selber hervor: es ist das Resultat des Festnagelns einzelner Wörter, die durch das, was beim verfremdenden Isolieren herausgesehen und ihnen wieder unterlegt wird, allen verbindlichen Sinn einbüßen. Was Sprachentwicklung aus den sprachlichen Elementen der Wortstämme; der Prä- und Suffixe und in den Phasen des durch inner- und außersprachliche Bedingungen verursachten Bedeutungswandels nach und nach zu spezifischen,

⁶⁵ o. c., S. 9 f.

⁶⁶ o. c., S. 5.

⁶⁷ Einf. i. d. Metaph., S. 60.

⁶⁸ Die „kostbaren“ Wörter; das Arbeiten mit „edlen“ Materialien; die kunstgewerbliche Ideologie von den „Werkstoffen“ als den unberührten, wie aus Schöpferhand unmittelbar hervorgegangenen Elementen; „organisches“ Ornament und Bilder, die einzig noch Aura sind – alle sind sie der verschiedene Ausdruck einer gleichen zeitgeschichtlichen Tendenz, die bereits als „Jugendstil“, als „Jugendbewegung“ sich proklamiert hatte. Mit 'Mensch, werde wesentlich!' könnte, idealtypisch, deren Devise charakterisiert werden. Ihr Sinn, eben als einer Devise, hat offenkundig den Zug zur Tautologie: Werde, was du bist!. Das Urphänomen der Verschwommenheit der Jugendbewegung – Konstitutivum für deren Aura selber – ist die Tautologie, die sie als ihr innerstes Geheimnis in sich verschließt. Dem entspricht, daß aus dem Faktum, daß man jung ist, die Norm gemacht wird, daß man jung sein soll. Etwas davon klingt nach in Worten wie „Existenzialismus“, die das bloße Dasein, zu dem man ohnehin verurteilt ist und das alle Transzendenz verlor, als die Weltanschauung seiner selbst ausposaunt. Es sei gewissermaßen ein Verdienst, zu existieren.

den Geist *dieser* unserer Sprache ausmachenden Bedeutungseinheiten zusammenfügte; dies wird wieder in die Elemente zerlegt, aber keineswegs immer am Leitfaden des historischen Bedeutungswandels selbst, der rückwärts aufgespult würde: sondern meist ahistorisch-experimentell⁶⁹ und in der Absicht, alles, oder etwas Bestimmtes, das einem bei einer Wortbedeutung einfällt, dekreterisch festzuhalten. Die Wörter werden *wörtlich* genommen, die isolierten sprachlichen Elemente zu einer neuen Sinnkombination zusammengefügt – im Sinne etwa des Verfahrens, dessen der Wortwitz⁷⁰ sich bedient. Der „Anspruch“, der durch Anstarren zum ‘An-Spruch’ gerät, gehört in das gleiche Bereich wie etwa das Diktum, in dem die Befürchtung zum Ausdruck kommen soll, daß ein ‘ausgelesenes’ Buch nichts mehr enthalte, weil alles ‘herausgelesen’ sei⁷¹. *Dies* Verfahren Heideggers, die Sprache sprechen zu lassen, könnte der Wortwitz heißen, bei dem das Lachen verboten ist. – Die materiale Sphäre, in welche die aus der reinen Bedeutungslehre ausbrechende Seinslehre sich vorwagt, ist die konkrete Sprache mit ihren, in ihr selbst nach allen denkbaren Richtungen schon ausgeschöpften und immerzu auszuschöpfenden Möglichkeiten⁷². Hier ist schließlich kein Halten mehr. Seinslehre, die kein Mittel verschmäht, kann am Ende nicht mehr anders als die Doktrin verbalistisch und den Verbalismus zur Doktrin zu machen.

Die ganze Sein-Sprach-Theorie; die, wenn sie *Sein* sagt, auch

⁶⁹ Mit dem Moment verdinglichenden Experimentierens kommt diese Lehre wider ihren Willen der andern Zeittendenz: der zu Positivismus und Szientifismus nahe. Hönigswald, Philosophie und Sprache, S. 335, bemerkt treffend: „Darum steht denn auch der zu verschiedenen Zeiten mit verschiedenem Nachdruck und in recht verschiedenen Formen erhobene Ruf nach einer ‘Befreiung’ der Sprachwissenschaft von den Fesseln der Logik *grundsätzlich* auf der gleichen Stufe wie der von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchende prinzipielle Vorwurf gegenüber der Sprache, daß sie die Erkenntnis ‘verfälsche’.“ –

J. Lohmann, M. Heideggers ‘Ontologische Differenz’ und die Sprache, Lexis I, 1948, S. 49–106, setzt solches Zerlegen von Wörtern in unmittelbare Beziehung zur ontologischen Differenz; diese selbst soll bereits an Stamm und Endung des einzelnen Wortes zu erkennen sein.

⁷⁰ Hierüber: S. Freud, Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten, Ges. Werke, Band 6, London 1948.

⁷¹ Bekanntlich hatte bereits Schleiermacher das Wesen der Eifersucht auf dem spielerischen Wege der Zerlegung der Wörter ‘Eifersucht’ und ‘Leidenschaft’ ernsthaft auszusprechen gesucht. S. Kracauer hat schon die Fundamentalontologie am Modell dieses Diktums charakterisiert.

⁷² cf. etwa das Kapitel über „Volksetymologie“ und verwandte, mit der vorgegebenen Sprache teils freigiebig umspringende, teils unter begrifflichem Zwang ernsthaft prozedierende Praktiken, welche im Sinn einer ‘nomina ante res-Theorie’ ganze Kulturgebiete, in engster und weitester Bedeutung, erst konstituieren; in dem lehrreichen Buch von L. Weisgerber über „Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur“, Düsseldorf 1950.

Sprache sagen, und wenn sie *Sprache* sagt, wieder *Sein* sagen muß; weil sie beides auseinander erklärt und die Welt sprachlich, die Sprache aber zur Welt selbst macht⁷³; gipfelt in den folgenden, in den verschiedensten Schriften zerstreuten Thesen: (bezüglich des Seins selbst) „Es gibt das Sein. ... das ‘es’, was hier ‘gibt’, ist das Sein selbst. ... Das Sichgeben ins Offene mit diesem selbst ist das Sein selber“⁷⁴. „Das Sein ... ist das Einzigartigste, was es überhaupt gibt“⁷⁵. (bezüglich der Sprache) „Die Sprache ist das vom Sein ereignete und aus ihm durchgeführte Haus des Seins“⁷⁶. „Sagen ist λέγειν“, das soll heißen: „legen“⁷⁷ – dieser Satz „nennt das unausdenkliche Geheimnis“⁷⁸, daß sich das Sprechen der Sprache aus der Unverborgenheit des Anwesenden ereignet und sich gemäß dem Vorliegen des Anwesenden als das beisammen-vorliegen-Lassen bestimmt“⁷⁹. „Die Sprache ist überhaupt nicht das und jenes, nämlich noch etwas anderes als sie selbst. Die Sprache ist Sprache“⁸⁰. Nicht eigentlich die Menschen sprächen, sondern „die Sprache spricht“⁸¹. (bezüglich der Gegenstände, des Seienden) „Die Sprache gewährt überhaupt erst die Möglichkeit, inmitten der Offenheit von Seiendem zu stehen. Nur wo Sprache ist“ – das ist: ‘Offenheit’, ‘Lichtung’, Sein selbst –, „da ist Welt“⁸². (bezüglich der Menschen) „Das Sein des Menschen gründet in der Sprache“⁸³. (und bezüglich des Ganzen selbst) „Alle Wesen sind je nach ihrer Weise als seiende im Bezirk der Sprache“⁸⁴, und, da diese vom Sein ereignete sind, sind sie auch „des Seins“.

Die „Offenbarkeit“ aber, ‘Offenbarwerden’ und ‘Offensein’ in einem, verhält auch das ‘Gegebensein des Seienden’ – das sie meint – sprachlich zur Zweisinnigkeit. Dies Gegebensein sei das nicht ein-

⁷³ Hierzu etwa M. Heidegger, Was ist das – die Philosophie?, Pfullingen 1956, S. 20: „Langsam dämmert ... für unsere Besinnung, daß die griechische Sprache *keine bloße Sprache ist* wie die uns bekannten europäischen Sprachen ..., daß ... das in ihr Gesagte ... zugleich das ist, was das Gesagte nennt ... Wir sind durch das griechisch gehörte Wort *unmittelbar bei der vorliegenden Sache selbst*, nicht zunächst bei einer bloßen Wortbedeutung“ (!).

⁷⁴ Über den Humanismus, S. 22.

⁷⁵ Einf. i. d. Metaph., S. 60.

⁷⁶ Über den Humanismus, S. 21.

⁷⁷ Vorträge und Aufsätze, S. 212.

⁷⁸ Daß ein denkendes Subjekt hinsichtlich der Sprache dekretiert, sie spreche eigentlich, darf nicht ins Blickfeld kommen. Die Kehrseite des Verbalismus heißt Selbstvergessenheit. Die Sprache ist alles – aber indem sie absolut *gesetzt* ist, offenbart sich zugleich das Subjekt, das da setzt.

⁷⁹ Vorträge und Aufsätze, S. 213.

⁸⁰ Was heißt Denken?, S. 99 – cf. unten, S. 142 f.

⁸¹ Vorträge und Aufsätze, S. 190.

⁸² Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, S. 35.

⁸³ o. c., S. 36.

⁸⁴ Holzwege, S. 286.

fach blind hingenommene 'so ist es nun einmal', 'etwas ist da'⁸⁵; sondern „Geschenk“, „*Gabe*“: eben des Seins, das das – positivistisch verstandene – „es gibt“ selber *gebe* und zugleich sei, daher nicht 'gebe' wie eine 'Person' – sondern kraft *dieser Worte selbst*. „Es gibt“ heiße eben: „*Es gibt*“: was nur wieder die Konsequenz des Satzes vom Angewiesensein des Seins aufs Wort ist. An dieser 'ursprünglichen'⁸⁶ Deutung der Faktizität wird die vergebliche Anstrengung, was ist, verbalistisch zu erzeugen, deutlich. Ein großes rätselhaftes Wesen: Grundmacht, der alles sich verdanke, soll *unmittelbar* an dem, von der Grammatik aus Verlegenheit so genannten 'unpersönlichen Fürwort' *es* sich offenbaren. Dessen Subjektcharakter hat übrigens kein anderer als Karl Kraus rückhaltslos vertreten unter Hinweis auf solche Beispiele, welche von der orthodoxen Grammatik, durch Einpassung ins vorgegebene Schema, um allen wirklichen Sinn gebracht werden⁸⁷: „In 'Es werde Licht'“ sei „das 'es' so wahr ein Subjekt, als im Anfang das Wort war. Das stärkste Subjekt, das es im Bereich der Schöpfung gibt, jenes, *das Licht wurde*, jenes, das Tag wird, jenes, das Abend werden will... Es: das Chaos, die Sphäre, das All, das Größte, Gefühlteste, welches schon da ist vor jenem, das daraus erst entsteht“⁸⁸. So sehr *dies* 'es' mit der großen Logos-Spekulation, der Johanneischen bis auf die Hegelsche, zu vereinbaren ist, so wenig geht das Heideggersche 'Es', das „*Es selbst ist*“: das Sein⁸⁹, darin auf. Das eine ist begriffen als das, was alles aus sich entläßt, der spekulativ idealistischen göttlichen Vernunft nicht unähnlich, dem Absoluten, das in seinen *Konkretionen*, im sich aus sich Entlassen des „reinen Ansich“⁹⁰, in Natur, subjektivem und objektivem Geist erst be-

⁸⁵ Zum Gebrauch des „es gibt“ als der Formel für Faktizität cf. Sein und Zeit, S. 7.

⁸⁶ Die Erzeugung 'ursprünglicher' Wahrheiten durch Umfunktionieren kurrenter Wortbedeutungen kritisieren Marx und Engels bereits an der deutschen Ideologie des vorigen Jahrhunderts: „Stirner widerlegte... die ... Aufhebung des Privateigentums dadurch, daß er das Privateigentum in das 'Haben' verwandelte und dann das Zeitwort 'haben' für ein unentbehrliches Wort, für eine ewige Wahrheit erklärte... Geradeso begründet er die Unabschaffbarkeit des Privateigentums darauf, daß er es in den Begriff des Eigentums verwandelt, den etymologischen Zusammenhang zwischen 'Eigentum' und 'eigen' exploitiert und das Wort 'eigen' für eine ewige Wahrheit erklärt... Dieser ganze theoretische Unsinn, der sein Asyl in der Etymologie sucht, wäre unmöglich, wenn nicht das wirkliche Privateigentum... in den abstrakten Begriff: 'das Eigentum' verwandelt würde. Hiermit erspart man sich... die Mühe, über das wirkliche Privateigentum etwas zu sagen oder auch nur zu wissen...“ K. Marx und F. Engels, *Über Kunst und Literatur*, hgg. von M. Lifschitz, Berlin 1949, S. 84; cf. ferner S. 85.

⁸⁷ K. Kraus, *Die Sprache*, 2. Aufl., München 1954, S. 74 ff. und S. 289 ff.

⁸⁸ o. c., S. 77.

⁸⁹ Über den Humanismus, S. 19.

⁹⁰ cf. das Hegelsche Schema in: *Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften*, 5. Aufl., Leipzig 1949, S. 50.

griffen wird. Das Heideggersche 'Es' meint diese Konkretionen schon als unvermittelte: so *unmittelbar* wie es nur die auf den Kopf gestellte Wortbedeutung für Faktizität: 'es gibt' erzwingen kann. 'Es gibt' – Formel fürs Existieren überhaupt als der *Konkretion* des 'es' – wird von Heidegger als *Gabe* des *Es* gedeutet, die wieder 'Es selbst': das *Sein* ist – im Unterschied zur Krausschen Deutung, die deshalb nicht 'verbalistisch' zu nennen ist, weil sie von dem „Licht“, das das *es* „*wird*“, auf ein außersprachlich-unvergleichbares *Werdendes* zurückschließt. Heidegger 'schließt' nicht ebenso von dem Sichtbaren, dem Gewordenen, dem Seienden auf das *Es* zurück, das *es werden* ließ: weil dann *aus* der sprachlichen Immanenz herausgetreten werden müßte. Treu der These vom Angewiesensein des *Seins* aufs Wort, bleibt er in der Sprache drinnen und nimmt den Inbegriff der Faktizität in einem *bestimmten* Sinne *wörtlich*, nach dem das *Es* als schenkendes vorgestellt wird, wodurch ihm gerade *das* Bedeuten verweigert wird, auf das es Kraus – und der Logos-Spekulation – ankommt: auf das einer so gewaltigen wie unvorstellbaren Urkraft („Chaos“, „Sphäre“, „Größtes“: es gibt keine Vergleiche), die demnach auch nicht anthropomorphistisch etwa als ausspendende, *gebende* Natur, in der Gestalt des Weibes mit dem Füllhorn, begriffen werden kann. Nun ist freilich Heidegger selbst der letzte, der sein *Sein* oder sein *Es* bildlich oder irgend personartig möchte vorgestellt haben: das *Sein* sei ja das „Unvergleichliche“. Aber eben die Sprachtheorie, die das Unvergleichliche darzutun helfen soll, zwingt die Vorstellungen und bildlichen Vergleiche herbei⁹¹, die gerade vom *Sein* fernzuhalten wären: sie verdinglicht, macht dem Seienden gleich⁹². Wenn, zufolge des wesentlich anderen Begriffs von Sprache als des gewöhnlichen, die wesentliche Bedeutung der Wendung 'es gibt' eben nicht die der Formel für die Faktizität sein darf, sondern die 'Grundbedeutung' „Es gibt“, das ist 'schenkt': dann kann *dieser* Sinn gar nicht anders verständlich und für den, dem er dann auch mitgeteilt wird, verbindlich werden als durch die Einordnung der Wendung in den assoziativen Zusammenhang von 'Gabe', 'Geschenk', 'Spenden', in den eine wie immer geartete, gewöhnliche oder mythisch modifizierte 'Person', als die 'Gebende', bereits hineingehört. Die Theorie von den „eigentlichen“, den „Grundbedeutungen“ kann nicht anders, als das Unvergleichliche wieder in Analogie treten zu lassen – sofern sie nämlich gerade an die *Sprache* sich hält, bei der, trotz aller Verdrehung, doch immer *etwas* vorgestellt wird. Durch das Abklopfen

⁹¹ Als Beispiel für viele: „Die Sprache ist so die Sprache des *Seins*, wie die Wolken die Wolken des Himmels sind.“ Über den Humanismus, S. 47. – Das *Bild* soll vom *Begriff* erlösen, muß aber bloße Analogie zu ihm bleiben. Denn „die Trennung von *Zeichen*“, als des „an die Wissenschaft“ gekommenen Wortes als *Begriff*, „und *Bild* ist unabwendbar“. M. Horkheimer und Th. W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*, Amsterdam 1947, S. 30. –

⁹² cf. Anmerkung 23.

der gegebenen Wörter auf äquivoke und homonyme Bedeutungen, die einmal so, einmal so *festgelegt* werden, bleibt das als unaussprechlich Gesetzte das in welchem Sinn auch immer aussagbare Sein. Die einzige Konsequenz, die hieraus errettete, wäre das radikale Schweigen, das ja denn, wenn auch nur der Möglichkeit nach, das heißt mit seltsam wortreicher Inkonsistenz, von Heidegger oft genug vertreten wird⁹³. Bezeichnend ist die, nach dem französischen Sprichwort unausweichliche Berührung der Extreme, wenn der Antimetaphysiker von der Gegenfront, Wittgenstein, in seinem Traktat fordert: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“⁹⁴. – Wenn vermöge der zum Prinzip erhobenen Äquivokation, dem ‘unsagbaren Sein’, je nachdem eine etymologische oder durch verfremdendes Anstarren der Wörter erzeugte, vorgeblich wesentliche Bedeutung zugesprochen wird; so bleibt das Sein notwendig nicht nur *der* Sprache verhaftet – wie es die These vom Angewiesensein des Seins aufs Wort auch besagt –, sondern *einer* Sprache; so daß die Rede von ‘Sein überhaupt’ und ‘Sprache überhaupt’ unhaltbar wird. „Die immer stärker hervortretende Tendenz, die Sprache nicht nur sprechen, sondern auch für uns denken zu lassen, vereinigt sich bei Heidegger mit der entgegengesetzten Tendenz zur geflissentlichen Ausnutzung nur deutscher Möglichkeiten der Wortbildung...“⁹⁵, oder der Tendenz zur Ableitung, wohl nur vermöge des Deutschen zu denkender Grundgedanken aus dem Griechischen. Sonach wäre die mit den Grundwörtern beanspruchte Wahrheit überhaupt, dem sprachlichen Ausdruck nach, der ja zum Kriterium für die Wahrheit wird, denkmöglich einzig im sprachlichen Bereich des Deutschen oder eines deutsch begriffenen Griechisch: und „es müßte ein Pfingstwunder geschehen“⁹⁶, wenn im Denkbereich jeder anderen als der deutschen Sprache das auf die Sprache angewiesene *Sein*, das doch schlechthin verbindlich sein soll, sollte gedacht und begriffen werden können. Die Möglichkeit, *das Sein* mittels der Äquivokation des deutschen ‘es gibt’ als das schlechthin ‘Gebende’ hinzustellen, das hiernach doch auch das Französische oder Englische mitsamt seiner Vorstellungswelt muß gegeben haben, verbietet eben dies Englische und Französische von sich aus, indem es das ‘es gibt’ mit Hilfe von ‘sein’ und ‘haben’ (‘there is’; ‘il y a’), nicht aber mit einem Äquivalent von ‘geben’ ausdrückt; daher denen, die in diesen Sprachen leben, das Sein, kraft dieser Sprachen selbst, auch auf immer vorenthalten bleibt. Aber die Theorie vom eigentlichen Wesen *der Sprache* stößt nicht

⁹³ cf. etwa Über den Humanismus, S. 9.

⁹⁴ L. Wittgenstein, Tractatus Logico-Philosophicus, London 1951, S. 188.

⁹⁵ K. Löwith, Heidegger – Denker in dürftiger Zeit, Frankfurt 1953, S. 14 f. – cf. überhaupt, S. 7 ff., die treffenden Analysen der sog. „Kehre“, deren verhüllter dialektischer Charakter bezeichnet wird. Hierzu auch W. Schulz, Über den philosophiegeschichtlichen Ort M. Heideggers, S. 84 f.

⁹⁶ o. c., S. 15.

erst damit zusammen, daß es das Wesen der Sprache ist, *die* Sprachen zu sein. – Die Frage nach dem Sein sei mit der Frage nach der Sprache „verschlungen“. Heidegger selbst nennt die Gefahr, beim 'Weiterfragen nach dem Sein einem Wortgötzen zum Opfer zu fallen' ⁹⁷. Sie werde gebannt durch die „unzerstörte Nennkraft“ der Sprache, die es „wieder zu erobern“ gilt ⁹⁸. Einander entgegengesetzt werden Sprachgebrauch und unzerstörte Nennkraft der Sprache. Die Wörter seien wesentlich nicht „Hülsen, worin die Dinge nur für den redenden und schreibenden Verkehr verpackt werden... Deshalb bringt uns auch der Mißbrauch der Sprache im bloßen Gerede, in den Schlagworten und Phrasen um den echten Bezug zu den Dingen“ ⁹⁹ – ein Gedanke, der, zunächst, dem Sinne nach, älteren von Kraus entspricht. Der wesentliche Sprachbegriff aber erweist sich als das Hilfsmittel zur Konstruktion eines ontologischen Sprachideals, dessen fiktiver Charakter an dem einsichtig wird, das ihm entgegengesetzt und damit von einem vollen, „Sprachhandlung und Sprachgebilde“ ¹⁰⁰ – und *mehr* – umfassenden Begriff von der Sprache ausgeschlossen wird. Das Schlagwort vertraut gerade darauf, daß es *für* den, dem es angeboten wird, selber 'echtes' Wort ist: es lebt von jenem gewissermaßen magisch-suggestiven Anundfürsichsein *des* „Wortes“, das, falsch des Signifikations- und Bedeutungscharakters entkleidet, gerade dem nahekommt, was Heidegger vom „echten Wort“ fordert. Das Schlagwort tritt in der Gesellschaft als legitimes Wort auf sogut wie das Vorurteil als legitimes Urteil: es gäbe anders nicht falsche Politik und Reklame und die Möglichkeit, die Menschen zu überreden zu ihren Zwecken. Die Dinge „sind und werden“ ¹⁰¹ nicht bloß in dem dem Schlagwort entgegengesetzten „echten“ Wort, sondern eben auch im „Schlagwort“: insbesondere *die*, welche das Leben der Gesellschaft und die in ihr lebenden Menschen bedrohen. „Die Phrase ist die Sache“ in der folgenreichsten aller Bedeutungen ¹⁰². Kriege – die bei Heidegger unters Geschick fallen – sind 'Dinge', die die Phrase mit hervorbringt; und die Phrase wird hierbei ernster genommen als nur das „echte Wort“, dessen Verfall bejammert wird. Seine Unterscheidung vom Schlagwort als der „Hülse“ bringt dieses um die furchtbare Qualität ¹⁰³,

⁹⁷ Einf. i. d. Metaph., S. 25.

⁹⁸ o. c., S. 11.

⁹⁹ ibd.

¹⁰⁰ cf. K. Bühler, Sprachtheorie, Jena 1934, S. 488 ff. und S. 24 ff.

¹⁰¹ cf. etwa Holzwege, S. 60 f.

¹⁰² K. Kraus, Die letzten Tage der Menschheit, Zürich 1945; cf. insbesondere die Monologe des Nörglers, passim.

¹⁰³ Die „Worthülse“ füllt sich wieder mit dem Blute, das einst ihr Inhalt war“, heißt es bei Karl Kraus, der, am Modell der Sprache des nationalsozialistischen Aufbruchs, wie kaum einer der Phrase *ihre* Substantialität abmerkt und zugleich etwas von jener *wirklichen* Ursprünglichkeit sehen läßt, von der die Wörter als 'eigentliche' etwas sagen: nämlich von blutiger

welche seinen Gebrauch „Existenzial“ der blutigen Geschichte – an Stelle des Absuds der ontologischen „Geschichtlichkeit“ – zu nennen am ehesten berechnete. Die Rede vom „echten Bezug zu den Dingen“ selbst ist Phrase und nur die Ideologie zu jenen „eigentlichen Worten“ der Existenzphilosophie, die im „Aufbruch der Phrase zur Tat“¹⁰⁴ den politischen Faschismus rechtfertigen halfen: „Aber eines freilich wissen wir aus dem ... Wesen der Wissenschaft, daß die deutsche Universität nur dann zu Gestalt und Macht kommt, wenn die drei Dienste – Arbeits-, Wehr- und Wissensdienst – ursprünglich zu einer prägenden Kraft sich zusammenfinden. Das will sagen: Der Wesenswille der Lehrerschaft muß zu der Einfachheit und Weite des Wissens um das Wesen der Wissenschaft erwachen und erstarken. Der Wesenswille der Schülerschaft muß sich in die höchste Klarheit und Zucht des Wissens hinaufzwingen und die Mitwissenschaft um das Volk und seinen Staat in das Wesen der Wissenschaft fordernd und bestimmend hineingestalten. Beide Willen müssen sich gegenseitig zum Kampf stellen. Alle willentlichen und denkerischen Vermögen, alle Kräfte des Herzens und alle Fähigkeiten des Leibes müssen durch Kampf entfaltet, im Kampf gesteigert und als Kampf bewahrt bleiben“¹⁰⁵.

Die „Eroberung der unzerstörten Nennkraft“ der Sprache besteht im Versuch, das in den Wörtern wieder zu entdecken, was sie einmal ganz unmittelbar und wie ein für allemal sollen bezeichnet haben – ohne daß doch Sprachgeschichte zum konsequenten Mittel der Erkenntnis des 'Ursprungs' würde. Heidegger läßt auf Etymo-

Archaik selbst. „... dem wahren philosophischen Sinn des Ereignisses: daß sich hier (beim deutschen 'Aufbruch' 1933) ... der Floskel das Wesen entband, und daß nun etwas wie blutiger Tau an der Redeblume haftet – solchem Sinn gehorcht auch die Metapher, die man in ihre Wirklichkeit zurückgenommen sieht.“ „Die Regierung, die 'mit aller Brutalität jeden niederschlagen will, der sich ihr entgegenstellt' – tut es.“ Die „Revindikation des Phraseninhalts geht durch alle Wendungen, in denen ein ursprünglich blutiger oder handgreiflicher Inhalt sich längst zum Sinn einer geistigen Offensive abgeklärt hat. Keine noch so raffinierte Spielart könnte sich dem Prozeß entziehen – selbst nicht das entsetzliche: 'Salz in offene Wunden streuen'. Einmal muß es geschehen sein, aber man hatte es vergessen bis zum Verzicht auf jede Vorstellung eines Tätlichen, bis zur völligen Unmöglichkeit des Bewußtwerdens. ... die Handlung, von der's bezogen war, blieb ungedacht. Hier ist sie“: und es folgt das Zitat eines gräßlichen Beispiels für die Tortur, die dem Wortlaut der Metapher bis ins letzte gehorcht. – cf. K. Kraus, Die dritte Walpurgisnacht, München 1952, S. 121 ff.

¹⁰⁴ o. c., S. 123.

¹⁰⁵ M. Heidegger, Die Selbstbehauptung der deutschen Universität, Rektoratsrede, Breslau 1933, S. 20. – cf. die 'Satire' in: Kraus, Die dritte Walpurgisnacht, S. 58 f. – Zu den zeitgeschichtlichen Aspekten der Existenzphilosophie cf. etwa E. Bloch, Erbschaft dieser Zeit, Zürich 1934; ferner Löwith, Heidegger – Denker in dürftiger Zeit; und G. Anders, Nihilismus und Existenz, Stockholmer Neue Rundschau V, Frankfurt 1946.

logie sich ein – aber, so fragt Allemann: „beruht ... der ganze Anspruch der Sprache auf der Anwendung der Methode des Etymologisierens“? ¹⁰⁶ Sein Verhältnis zur Etymologie beschreibt Heidegger so: Sprachgeschichtliche Hinweise verführten „leicht dazu, die Art“, wie das Wesen einer Sache betrachtet werde, „mißzuverstehen. Es könnte so aussehen, als werde“ das „gedachte Wesen“ einer Sache aus einer „zufällig aufgegriffenen Wortbedeutung“ „gleichsam herausgedröselt. Der Verdacht regt sich, die ... versuchte Erfahrung des Wesens“ einer Sache „sei auf die Willkür einer etymologischen Spielerei gegründet. Die Meinung verfestigt sich und wird schon landläufig, hier“ – das heißt in seiner eigenen Philosophie – „werde, statt die Wesensverhalte zu bedenken, lediglich das Wörterbuch benützt ... Von dem jedoch, was die Wörter, als *gedachte* gesprochen“, – und hier wird der Subjektivismus, der die objektive Sprache zu seinen Zwecken handhabt, mit Händen greifbar – „sagen, berichten die Wörterbücher wenig. In Wahrheit steht es darum ... nicht so, daß unser Denken von der Etymologie lebt, sondern daß die Etymologie darauf verwiesen bleibt, zuvor die Wesensverhalte dessen zu bedenken, was die Wörter als *Worte* unentfaltet nennen“ ¹⁰⁷. Demnach erhält die Etymologie, die die sprachwissenschaftlichen Hinweise beistellt, als Gegengabe die Maßregel der Seinslehre, die nicht nur sich vorbehält, mit den Hinweisen nach dem eigenen philosophischen Erfordernis umzuspringen, sondern von Etymologie verlangt, sich nach der Seinslehre zu richten. Sie setzt fest, was „Wörter“ und „Worte“ seien, mit spürbarem Hieb auf die als positivistisch und empiristisch abgewerteten Sprachwissenschaften, die bloß mit Wörtern zu tun hätten, als mit Sachverhalten, gegen die die vornehmeren Worte und – ‘phänomenologischen’ – Wesensverhalte ausgespielt werden. „Worte“ seien das, was in den „Wörtern unentfaltet“ stecke. Denken liege *eigentlich* in der Sprache und sei daher ‘echter’ als das nachträgliche des – gewöhnlichen und wissenschaftlichen – Subjekts. Dessen Denken sei erst eigentliches, wenn es der Sprache der *Worte* „entspreche“; was, wie sich versteht, äquivok begriffen sein will. – Was aber *entspricht* der Sprache? Und vermöge wessen kann das menschliche Sprechen dem, was der Sprache *ent-spricht* (was *sie* sagt), *ent-sprechen* (dazu in Angemessenheit sein)? Dadurch, daß die *gewöhnlichen* Bedeutungen der Wörter vermieden werden zugunsten der „eigentlichen“, welche die dem Wort „angestammten“ ¹⁰⁸ sein sollen. „Wir bewohnen das Sagen des Wortes nicht mehr eigentlich“ ¹⁰⁹. „An die Stelle der eigentlich bewohnten Sprache und ihrer gewohnten Worte rücken die gewöhnlichen Wörter“ ¹¹⁰.

¹⁰⁶ Hölderlin und Heidegger, S. 102.

¹⁰⁷ Vorträge und Aufsätze, S. 172 f. und S. 173.

¹⁰⁸ Was heißt Denken? S. 83.

¹⁰⁹ *ibid.*

¹¹⁰ *ibid.*

„Sprache“, als Gegensatz des Sprachgebrauchs, das ist aber des existenzialen „Sprechens“ der Fundamentalontologie, nimmt dessen Stelle selber ein. Was jetzt „Wörter“ heißt, scheint eher dem „Gerede“, einer anderen Kategorie der Fundamentalontologie, nahe-zukommen: „Man versteht nicht so sehr das beredete Seiende, sondern man hört schon nur auf das Geredete als solches“¹¹¹. Was aber ist das Geredete als *solches* anders als eben der Wortlaut: einmal in Gestalt der *ungedachten* Wörter: einmal in der Gestalt der zu Wörterdingen *verfremdeten* Worte, die durch Isolierung und Anstarren der Wörter sich erzeugen. Hiernach enthielten die fixen Gegensätze von „Sprache und Sprachgebrauch“ in den jüngsten Schriften, von „Rede und Sprache“ in „Sein und Zeit“ jeweils ihren Gegenbegriff schon in sich und bezeugten das durch die starren ontologischen Kategorien vergeblich stillgelegte dialektische Wesen der Sprache selbst, das in ihnen weiter sich regt: so daß „Sprache“ einmal Ursprüngliches, einmal Abgeleitetes; „Rede“ einmal Existenzial, einmal das „gewöhnliche“ Sprechen heißt.

Davon aber, daß die Begriffe mit dem Denken *spielen*, das sie bannen will, gibt es auch ein Wissen in der Existenzphilosophie, das freilich wieder im Begriff der vom Denken abgetrennten Sprache neutralisiert ist. Nicht wir spielen „mit Wörtern, sondern das Wesen der Sprache spielt mit uns ... nicht erst heute, sondern längst und stets ... (Der) Taumel im Gewöhnlichen gehört zu dem hohen und gefährlichen Spiel, auf das uns das Wesen der Sprache gesetzt hat“¹¹². Hiernach irrten wir, weil wir sprechen: und Sprache sei die Allmacht über dem Denken: – so daß freilich selbst in diesem, an *Sprache* gebundenen *Gedanken*, die Sprache ihr Spiel mit dem Denken triebe. Der als prinzipiell geforderte universale sprachliche *Schein* ist schon die Ausnahme von ihm selbst: daß der Schein selbst *Sein* ist: was mit dem wieder sprachlich fixierten Prinzip beansprucht wird. Weil die *Sprache* spreche, könne nicht gewußt werden, ob sie spielt oder es ernst meint. Sicher sei einzig, *daß* sie spreche. Die Vergötzung aber der Sprache zum Wesen, das dämonisch mit uns spiele, ist nur ein anderer Ausdruck für die Projektion irrender Subjektivität selbst auf die Sprache, die hierdurch dies Wesen wird. Nicht anders ist es mit dem Sprechen der Sprache, das dieser zukomme, mit dem aber ein anderes als Sprache, ein Subjektives, gesetzt ist. Sagen oder Sprechen ist Gedacht-Haben. In principio erat verbum – lehrt die, nach Schopenhauer als faßlicheres *Gleichnis* für die schwerer faßlichen *Begriffe*¹¹³ anzusehende, Offenbarung –; aber: Deus (der Geist) est verbum. Das Wort ist hiernach *Denken* – und wieder unter Absehung von dem Gleichnis –, nur *versteinert*. Das Denken

¹¹¹ Sein und Zeit, S. 168.

¹¹² Was heißt Denken? S. 83 und S. 84.

¹¹³ cf. A. Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, 2. Band, Über Religion, Sämtl. Werke, 5. Band, hgg. von P. Deussen, München 1913, S. 350 ff.

der *Sprechenden* erweckt es wieder zum Leben: es *ist* dies Leben. Das Wort spiele mit uns, hieße: das *tote* Denken, als 'welches das Wort für sich ist, spielt mit uns. Dies vermag aber nur das Wort, das wir *tot* lassen: isolieren und anstarren; das Wort wird uns hierbei unheimlich¹¹⁴. Nur ist dies nicht das angemessene Verhalten zur Sprache: wo gedacht wird, wird nach dem schon bestimmten Wort und in ihm nach dem gestorbenen Gedanken gesucht, vermittelt dessen der aktuelle Gedanke dann erst gesetzt werden kann. Denken ist die Versöhnung des toten Geistes in der Sprache mit dem, der ins Leben drängt. – Nur daß es Sprache, das ist 'tote Gedanken', gibt, soll schon gegen das Denken der Subjekte sprechen. Denken soll die Sprache, unseres sei ihr Spielen damit. Es sei einzig wie die Sprache will, nicht wir. Der vermöge der *verbindlichen* Wortbedeutungen *dieser* Sprache ausgedrückte *Gedanke* aber – oder die Vermittlung des subjektiven mit dem objektiven Geist – womit gesagt wird, daß das Denken eigentlich in der „Sprache“ sei – als dem Inbegriff der *nicht* gewöhnlichen Sprache oder einem Absoluten, in dem objektiver und subjektiver Geist nicht vermittelt sein sollen – belügt notwendig sich selbst. Weil er in den „vordergründigen Bedeutungen“ ausgedrückt wird, muß zweifelhaft bleiben, ob gerade begriffen werden kann, worauf es hier ankommt: eine 'eigentlich' selbst sprechende Sprache. Entweder, es wird begriffen, was „eigentliche Bedeutungen“ sind: dann machen dies schon die „gewöhnlichen Bedeutungen“ deutlich: und es brauchte der „eigentlichen Bedeutungen“ gar nicht –; oder es wird nicht begriffen, was „eigentliche Bedeutungen“ sind, weil solche selbst in dem Satz, der sie fordert, gar nicht vorkommen. Der Satz setzt sich aus den „gewöhnlichen Bedeutungen“ zusammen und wird greifbar erst innerhalb des Sinnhorizontes *der* Sprache, die doch das Uneigentliche und zu Überwindende sein sollen¹¹⁵. Begriffen wird, was sein *soll*: „Worte“ – aber in dem, was Worte nicht sind: in „Wörtern“. 'Eigentlichkeit' und 'Uneigentlichkeit' können gar nicht einander entgegengesetzt werden – was freilich nicht heißen soll, dem Jargon werde das Wort geredet. Das Ursprüngliche oder die selbst sprechende Sprache ist in das Abgeleitete oder die gegebene Sprache verstrickt und läßt als Reines auf keine Weise gegen dieses sich setzen. Es gibt nichts, sagt Hegel, „nichts im Himmel oder in der Natur oder im Geiste oder wo es sei, was nicht ebenso die Unmittelbarkeit enthält als die Vermittlung, so daß sich diese beiden Bestimmungen als ungetrennt und untrennbar und jener Gegensatz sich als ein Nichtiges zeigt“¹¹⁶. Denken und Sprache sind nicht vonein-

¹¹⁴ So der Gedanke von Karl Kraus, daß je näher ein Wort angeblickt werde, es um so fremder zurückblicke.

¹¹⁵ cf. hierzu die letzten Abschnitte der vorzüglichen Abhandlung von G. Ralfs, Heideggers Lehre von der Wahrheit, Kantstudien, Band 48, Heft 4, 1956/57.

¹¹⁶ Hegel, Wissenschaft der Logik I, S. 52.

ander zu reißen, selbst dann nicht, wenn 'Denken' und 'Sprache' etwas bedeuten, das dem authentischen Sinn dieser Wörter zuwiderläuft, und das selbst wieder auf Kosten dieses Sinnes geht. – Dazu aber bringt es das Verfahren, das die Absage ans „uneigentliche“ Denken und Sprechen rechtfertigen soll. Die Wörter werden *anders definiert* aber *genau so gebraucht* wie die üblichen, nicht umdefinierten Bedeutungen. Sie sind gleichzeitig aus der Sprache herausgenommen und fallen in sie im Sinn potentieller Übersetzbarkeit. Unter den vertrauten sollen fremde Bedeutungen gedacht werden, aber so, daß die vertrauten ständig im Auge bleiben. Dies bezeichnet die Ratio einer Verwirrung, die gleich das sich „Auflösen“ des logischen Denkens „im Wirbel eines ursprünglicheren Fragens“¹¹⁷ sein soll. Die Heideggerschen Grundwörter sind Fremdwörter in der Weise, wie sie es für den sind, der in der fremden Sprache sich auskennt. Das Sagen des Seins ist Fremdsprache, der das syntaktische und grammatische Gerüst des Deutschen unterlegt bleibt¹¹⁸; es lebt von seiner lexikalischen Übersetzbarkeit innerhalb des Deutschen selber. Grundbedeutungen sind künstlich erzeugte Äquivokationen der gewöhnlichen. Das Heideggerisch ist ins Deutsch eingesprengt. Die Überwindung der vordergründigen Sprache bleibt in der 'vordergründigen' und ist keine.

Die Grundwörter zehren aus zweierlei: der Mehrdeutigkeit der Wörter der Sprache in ihrem jetzigen Stand, und der Wortgeschichte selbst. Ihre Hervorbringung – verbrämt als „Denken der Wesensverhalte“ – bleibt willkürlich insofern, als irgendeine der *gleichzeitigen* – teils 'natürlichen', teils beim Anstarren herausgesehenen – oder *geschichtlichen* Bedeutungen herausgegriffen und auf das zugrunde gelegte Wort definitorisch bezogen wird. So soll etwa der 'eigentliche' Sinn der Frage „was heißt Denken?“ bedeutungsmäßig nicht konstituiert sein durch die 'gewöhnliche' Bedeutung des Wortes 'heißen': 'benannt sein'; sondern durch die 'eigentliche': 'befehlen, anweisen, auffordern'. „Was heißt Denken?“ bedeute nicht: 'was versteht man unter Denken?', sondern: 'was ist es, das uns ins Denken ruft?' So erst fragten wir die Frage, wie sie gefragt sein möchte¹¹⁹. Die Verwendung solcher eigentlichen sprachlichen Bedeutungen läßt bequem wieder das assoziieren, was da ins Denken ruft: das Sein, auf das ja die Methode von vorneherein abzielt. – Aber auf die Sprache hören heiße auch, den Bedeutungen nachdenken, die einmal gegolten haben. Die etymologische Reihe etwa des Wortes 'denken' kenne auch die Glieder: 'gedanc', 'danc'. Weil

¹¹⁷ Was ist Metaphysik? S. 33.

¹¹⁸ cf. Allemann, Hölderlin und Heidegger, S. 106 f.: „Die Frage (des) dialektisch-spekulativen Genitivs (Holzwege, S. 182) ist tatsächlich einer der wenigen Punkte, wo Heideggers Sprachdenken auf die Syntax übergreift...“ „In eigenartiger Weise bleibt der Phänomenblick Heideggers im Bereich der Sprache auf das einzelne Wort konzentriert.“

¹¹⁹ cf. Was heißt Denken? S. 84 f.

der Wortstamm 'danc' ist, habe auch das ihm entwachsene 'denken' noch die Valenz 'danc' in sich: daher 'denken' am Ende vielleicht *danken* sei¹²⁰; was wieder heißt: danken dem Sein. Der eigentliche Bedeutungsakzent des Wortes 'denken' sei kraft seiner Geschichte der eines Wortes, das als selbständiges in der Sprache selbst sich erhält, damit, was es meint, im anwachsenden und sich in sich differenzierenden subjektiven und gesellschaftlichen Inhalt ausdrückbar bleibt. Die Festlegung von 'denken' auf 'danken' wähnt sich in den Ursprung des Denkens gelangt, und die Reflexion selbst – als *Danken* – kniet nieder vor dem Einzigartigsten. Ihr *Dank* an Es, das da *gibt*, ist – recht besehen – die Abdankung der Vernunft selbst.

Solcher Bereicherung des Wissens vom Denken liegt doch nur wieder das tautologisch verarmte Wesen der Sprache zugrunde. „Die Sprache ist überhaupt nicht das und jenes, nämlich noch etwas anderes als sie selbst. Die Sprache ist Sprache.“ Solche Sätze „sagen nichts und binden zugleich das Denken aus der höchsten Entschiedenheit an seine Sache“¹²¹. Der Satz 'Die Sprache ist Sprache' sage in seinem *Nichts* sagen *mehr* als Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie, deren Bestimmungen nur „das und jenes“ gäben: ein anderes als dies *Wort* Sprache selbst. Er ist zunächst nicht Tautologie, sondern Ausdruck von Äquivokation, welche prinzipiell schwerer genommen ist als in der Husserlschen Phänomenologie. Sprache, als der vorfindliche Wortbestand, sei *eigentlich* „Sprache“ im Sinn substantivierten Sprechens. „Sprache“ soll gehört werden wie: 'wesen' im Sinne von 'anwesen', das im metaphysischen Terminus 'Wesen' so wenig mehr mitverstanden werde wie eben – wenn man will: die 'Spreche' im Terminus 'Sprache'. Der Satz 'Die Sprache ist Sprache' spielt mit einer Äquivokation von 'Sprache', die freilich selbst erst „denkend“ erzeugt wird, und die 'Sprache' als selbst *sprechendes* hypostasieren möchte. Dies aber besorgt die unmittelbare Gleichsetzung der äquivoken Bedeutungen von 'Sprache' mittels des Identitätssatzes; der sie gerade zu jenem Fetischistischen verhält, das aller bloßen Tautologie eignet¹²². Wider Willen wird der Wortlaut durch Wiederholung gerade vergötzt. Der *Begriff* erscheint als ins *Wort* gebannt. Der Fortgang vom Subjekt, das nach Prädikat und Bestimmung heischt, ist abgebrochen, indem das Subjekt wieder an die Stelle des Prädikats rückt: es darf vom Subjekt nichts weiteres *gedacht* werden – „es ist es selbst“ und wird durch wiederholende

¹²⁰ cf. o. c., S. 91.

¹²¹ o. c., S. 99.

¹²² Von der blanken Identität hatte Hegel in seiner Kritik des Identitätssatzes gezeigt, daß sie fiktiv ist und gerade dadurch erst das Denken festbannen kann. Der *Inhalt* des Identitätssatzes widerspreche seiner *Form*, in der A einmal Subjekt, einmal Prädikat sei: das Ungleiche soll gleich sein. Darin ist aber der Satz von der Identität der vom Widerspruch selbst, oder beide stellen als miteinander vermittelt in der Identität des Nichtidentischen sich heraus. cf. Encyclopädie ..., S. 127.

Anrufung *beschworen*, so wie Magie ein Undurchschautes, Verhängnisvolles beschwört. Die moderne Magie ist Reklame. Auch sie bannt: die Konsumenten, und ihr Mittel ist nicht selten die Tautologie: gerade sie soll das unsagbar Unvergleichliche aussagen: Persil ist Persil. Die *Sprache*, die unmittelbar Sprache, und, als „des Seins“, dies unmittelbar selbst sei, soll es dadurch werden, daß *dies* Wort – wie die Couéschen Formeln der Autosuggestion – wiederholend vor sich hingesagt wird: Erzeugen unmittelbaren Seins vermöge des gebeteten, das Sein bloß mittelbar bedeutenden Wortes. Vom Geheimnis des erst durchs isolierende Verfremden geheimnisvoll Gemachten soll das andächtige Hinstarren aufs Sich-selber-gleich-bleiben wieder erlösen. Das Starren soll Hinsehen, in dem noch das stützende Subjekt wäre, annullieren und unmittelbar übergehen ins Angestarrte selbst. Es löst das Denken ins angestarrte Wort auf: in die Sätze, denen zufolge Sprache spricht und denkt, ist das sprechende und denkende Subjekt buchstäblich eingekapselt. Die These: 'Diese Sätze *binden* das Denken aus der höchsten Entschiedenheit an seine Sache' gesteht dies ein. Denken fesselt sich willig. Es kettet an die Sprache sich an. Jene Sätze besagen nicht: das Denken ist an die Sprache gebunden im Sinn der Vermittlung beider durch einander – denken und sprechen soll hier die Sprache als eine *Sprache*, deren *Wesen*, ganz wie bei mythischen Gottheiten, in ihrem *Namen* liege, welcher für alle Reflexion und Vermittlung tabu ist.

Dem „Dichten“ erteilt die Seinslehre nicht zufällig den Primat¹²³. Das Modell für die Unmittelbarkeit einer Sprache des Seins gibt der Schein der ästhetischen Unmittelbarkeit selber her. „Ein Werk vollenden“ heißt, ganz im Sinne der Hegelschen Ästhetik¹²⁴, nach Valéry, „es von allem befreien, was von seiner Herstellung zeugt oder an sie erinnern könnte“¹²⁵. Das Kunstwerk ist aus der Vermittlung des Schaffens herausspringende neue Unmittelbarkeit und diese seine scheinhafte Wirklichkeit. Es ist die getilgte Arbeit unmittelbar und das mühelose Aussichselbstsein kraft der in ihm aufgehobenen äußersten Mühe. Der Künstler verstummt, weil das Gebilde spricht. So verhält es sich bei Heidegger mit der Sprache, die des Seins selber sei, welches, weil der Schein im Schimmern der ersten und letzten „Lichtung“ verleugnet wird, der Schein, als das Erzeugte, selber ist¹²⁶. Das Sein ist der perhorreszierte Geist, der an der Welt sich abarbeitend nicht die Sprache aber die Sprachen, nicht das echte Wort ein für allemal, sondern die sprachliche Fülle

¹²³ cf. insbesondere Holzwege, S. 303: „Das Denken des Seins ist die ursprüngliche Weise des Dichtens. ... Das Denken ist das ursprüngliche dictare.“ S. 61: „Die Sprache selbst ist Dichtung im wesentlichen Sinne.“

¹²⁴ cf. Ästhetik II, ed. D. H. G. Hotho, Berlin 1843, S. 245.

¹²⁵ P. Valéry, Tanz, Zeichnung und Degas, Frankfurt 1940, S. 35. – cf. ferner Th. W. Adorno, Versuch über Wagner, Frankfurt 1952, S. 87 ff. und S. 107 ff.

¹²⁶ cf. Zur Metakritik der Erkenntnistheorie, S. 178 f.: „Was als Ursprung gefeiert wird, ist ein Absud, das Erste ein verstocktes Letztes.“

und Mehrdeutigkeit hervorbrachte. Weil die Subjekt-Objekt-Dialektik aus sich den Schein des Stillstandes der Subjekt-Objekt-Beziehung produziert, weil ihr Resultat, die Wörter der Sprache, als die Begriffe ihres Geistes selber, einmal zu der, einmal zu jener Bedeutung gerannen, soll kraft irgendwelcher, aus der Fülle nur herausgegriffenen Bedeutungen schon das ewige Licht der Unmittelbarkeit leuchten. Der Satz „Die Sprache ist Sprache“, sofern er das Wort in seinen Laut und seinen Sinn trennt, um den Laut den Sinn und den Sinn wieder den Laut sein zu lassen, bezeugt die Vergegenständlichung der Sprache, die Vergeistigung des Lallens in einem und damit den Zustand, in den die Sprache in der spät-industriellen Gesellschaft eingetreten ist¹²⁷.

Sprache wird erst in dem Augenblick zur Offenbarung des Seins erhöht, wo gespürt wird, daß es sie geschichtlich nicht mehr gibt. Erst da, wo sie in Kundgabe und Bericht, in massiven Laut und kahles Zeichen der Information zerfallen und aller Geist aus ihr gewichen ist, erscheint ihr entfremdetes Urbild, das Gespenst des Geistes über den Trümmern der Sprache. Sie wird als „sie selbst“ beschworen und fetischisiert. Philosophie ratifiziert, daß der Geist aus der Sprache verjagt ward, indem sie die Sprache als Sein jenseits des Geistes hypostasiert. Die Sprache aber, die sich erst postulieren muß, ist der Zerfall an ihr selbst. So stehen in der Philosophie, in der Sprache zur tragenden Kategorie wird, die *Doktrin* von der Sprache, als der „des Seins“ selbst, und moderner *Sprachgebrauch*, Experiment und Verdinglichung unmittelbar sich gegenüber. Ontologie der Sprache kann über die entfremdete Sprache der Ontologie nicht hinwegtäuschen. Orakel wird Sprache da, wo Denken seiner Vermittlungen sich entschlägt und ein Letztes beschwört. Vor ihm sollen die Menschen verstummen. Als Ausharren und Wachen, Schweigen und Hörigsein soll „Andenken“ auf Ankunft und Offenbarwerden des Seins warten. Ontologie, die der Sprache alles gibt und den Menschen alles nimmt, verhält diese zur Unmündigkeit. Mit der faktischen Stummheit der Menschen verklärt sie die Misere als Geschick, das das Sein erst wende.

¹²⁷ cf. Frankfurter Beiträge zur Soziologie 2, S. 539 f. und S. 545 f.

MOORE UND DER COMMON SENSE

VON EBERHARD BUBSER. GÖTTINGEN

Helmuth Plessner zum 65. Geburtstag

I.

Es kommt gewiß hin und wieder vor, daß jemand sich der Philosophie verschreibt, ohne eigentlich einen Sinn für philosophische Gedanken zu haben. Ein sehr seltener Fall aber ist es, wenn er dabei zu einem bedeutenden Philosophen wird: wie George Edward Moore.

Diese Einschätzung Moores beschränkt sich gegenwärtig allerdings im wesentlichen auf akademische Zirkel des angelsächsischen Sprachbereichs, vor allem auf die englische Schule der analytischen Philosophie. Vermutlich wird sich auch in Zukunft kaum etwas daran ändern. Eine „Philosophie“ im Sinne einer positiven philosophischen Lehre, wie sie die akademische Philosophie in Europa und Amerika und das breitere Publikum überall erwartet und interessiert, findet man in seinen Schriften kaum. Jenes forschende und spekulierende Interesse, das die europäische Philosophie seit Thales, zumindest aber seit Aristoteles bewegt und zur Mutter vieler Wissenschaften gemacht hat, liegt ihm verhältnismäßig fern: „I do not think that the world or the sciences would ever have suggested to me any philosophical problems. What has suggested philosophical problems to me is things which other philosophers have said about the world or the sciences. In many problems suggested in this way, I have been (and still am) very keenly interested – the problems in question being mainly of two sorts, namely, first, the problem of trying to get really clear as to what on earth a given philosopher meant by something which he said, and, secondly, the problem of discovering what really satisfactory reasons there are for supposing that what he meant was true, or, alternatively, was false. I think I have been trying to solve problems of this sort all my life, and I certainly have not been nearly so *successfull* in solving them as I should have liked to be.“¹

Mit der letzten Äußerung scheint Moore seinem Kritiker Rudolf Metz recht zu geben, der von ihm sagt²: „Wenn wir Moore somit den größten, schärfsten und gewandtesten Fragesteller der modernen Philosophie nennen, so müssen wir auch zugleich hinzufügen,

¹ „The Philosophy of G. E. Moore“, ed. P. A. Schilpp, p. 14.

² Rudolf Metz, „Die philosophischen Strömungen der Gegenwart in Großbritannien“, Leipzig 1935, Bd. II, S. 88.

daß er ein äußerst schwacher und unzulänglicher Beantworter ist. Wo die Frage alles überwuchert, da muß die Antwort naturgemäß zu kurz kommen.“ Es dürfte dennoch angemessen sein, einen Unterschied in der Beurteilung dieser beiden Aussagen zu machen. Moore steht es völlig frei zu wünschen, daß er seine Probleme auf eine glatte und befriedigende Weise gelöst hätte. Wenn Metz dagegen ihm das Ausbleiben regelrechter Lösungen, handlicher und eindeutiger Antworten auf die gestellten Fragen ankreidet, dann verkennt er nicht nur die besondere Natur der philosophischen Leistung Moores, sondern womöglich sogar die Natur philosophischer Fragen überhaupt. Denn wie auch immer man philosophische Fragen als solche genauer zu charakterisieren versuchen könnte, scheint doch zumindest von ihnen zu gelten, daß sie durch eine eigentümliche Tendenz zum „Überwuchern“ ausgezeichnet sind, daß sie mit ihrer Stellung die Gestalt ihrer Antwort noch nicht so festlegen, wie das bei anderen Fragen meist der Fall zu sein pflegt, und daß man keine zureichenden Regeln bei der Hand hat, um über die Falschheit oder Richtigkeit der Antwort zu entscheiden.

Philosophische Meinungen üben eine Faszination aus, die diese Schwierigkeiten des Philosophierens leicht vergessen machen kann. Unter ihrem Einfluß „we are apt to forget what a *vast* number of arguments this interesting question must involve; we are apt to assume that if *one or two* points be made on either side, the whole case is won.“³

Einem so orientierten Interesse, für das die Philosophie wesentlich in der Meinung und im Streit der philosophischen Meinungen besteht, kann die Philosophie Moores nur als ein transitorisches Phänomen von geringer historischer Bedeutung erscheinen: als ein Zustand des Denkens, der mit der Abwendung vom Bradleyschen Idealismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts einsetzt und in den „philologisch verseuchten“ vorgeblichen Positivismus der Gegenwart hinüberführt.

Zweifellos hat die Mooresche „Refutation of Idealism“, die 1903 im „Mind“ erschien, eine geistesgeschichtliche Bedeutung in diesem Sinne. Dieser Aufsatz markiert die Abwendung von der quasi-mystischen Metaphysik des Absoluten und die Hinwendung zu einem Realismus, der nicht nur an den anti-phänomenalistischen Common-Sense-Realismus Thomas Reids (1710–1796) anknüpfte, sondern auch den Meinongschen Platonismus übernahm, den Glauken an ‘Propositionen’, „reine Mittelwesen“ zwischen „dem Satzzeichen und den Tatsachen“⁴, an Bedeutungen als ebensolche Mittelwesen zwischen allgemeinen Wörtern und ihren einzelnen Designaten, kurz, an die Sachen, von denen Meinongs Diktum gilt: „Es gibt Gegenstände, von denen gilt, daß es dergleichen Gegenstände

³ G. E. Moore, „Philosophical Studies“, London 1922, p. 2.

⁴ Wittgenstein, „Philosophische Untersuchungen“, Nr. 94.

nicht gibt“⁵. Russell beschreibt das Gefühl dieses Umschwungs sehr lebhaft: „Mit dem Gefühl, aus einem Gefängnis ausgebrochen zu sein, gestatteten wir uns zu denken, daß Gras grün ist, daß die Sonne und die Sterne auch existieren würden, wenn niemand sie sähe, und daß es außerdem auch eine pluralistische, zeitlose Welt der Ideen gäbe. Die Welt, die (nach der Philosophie Bradleys und McTaggarts) dünn und logisch gewesen war, wurde auf einmal reich, vielfältig und körperhaft.“

Sehr bald darauf jedoch besann gerade Russell sich auf das Ockhamsche „*entia praeter necessitatem non sunt multiplicanda*.“ Seine Theorie der Beschreibungen beseitigte die scheinbare Notwendigkeit einiger der idealen Gegenstände Meinongs und half einer nominalistischen Tendenz zu Einfluß, die sich drastisch von den „bloated universes“ der platonischen Realisten abwandte. Das Programm der „*Principia Mathematica*“, die Reduktion der Mathematik auf logische Konstruktionen, führte zur Konzeption eines logischen Atomismus, der den psychologischen Atomismus der alten Empiristen ersetzen sollte, und der dann später leicht eine Verbindung mit dem wissenschaftlichen Positivismus des Wiener Kreises eingehen konnte.

An dieser Entwicklung hatte Moore keinerlei Anteil mehr. Die naturwissenschaftliche Denkweise lag ihm, der von Haus aus klassischer Philologe war, und der Lateinlehrer geworden wäre, wenn ihn die Meinungen der Philosophen nicht so schockiert hätten, gänzlich fern. Sein natürliches Handwerkszeug war die Methode der exakten Textauslegung – und er mußte nicht wenige Konjekturen machen, um den Texten Bradleys oder der utilitaristischen Ethiker einen einer solchen Auslegung fähigen Sinn zu geben. Seine Denkweise war durchaus philologisch-trocken, seltsam unsinnlich – er nimmt gewissermaßen nicht wahr, sondern behandelt nur Probleme der Wahrnehmung –, und zugleich durchaus naiv-vergegenständlichend. J. M. Keynes berichtet⁶, Moore habe einmal einen Angsttraum gehabt, in dem er Sätze nicht von Stühlen habe unterscheiden können. Dieser Vorfall ist für sein Denken überhaupt bezeichnend. Er haftet stets mit einer manchmal wunderbaren Buchstäblichkeit des Ausdrucks an durchaus dinglich-kompakten und scharf umrissenen Gegenständen; damit bleibt sein früher Realismus stets das gleichsam natürliche Vehikel seiner Gedanken.

Sowie man dies jedoch verzeichnet, verzeichnet man auch schon im anderen Sinne des Worts den Charakter dessen, was in Moores Abhandlungen steht. Die Naivität seiner Gedanken und seiner Argumente ist zugleich echt und bloß äußerlich, sie hat etwas Philosophisches an sich: dasselbe, was an den Platonischen Dialogen als ihre „Ergebnislosigkeit“ ins Auge fällt. Man kann vielleicht von

⁵ Meinong, „Über Gegenstandstheorie“, 1904, S. 9.

⁶ J. M. Keynes, „Two Memoirs“, Hart-Davis, 1949, S. 94.

keinem anderen Philosophen sagen, daß er mit der gleichen Buchstäblichkeit die sokratische Kunst der Mäeutik ausgeübt hätte, 'selbst an Weisheit unfruchtbar' 'das Wahre und Falsche zu unterscheiden' (Theätet 150).

Das Fazit dieser Bemerkungen ist ihre Ergebnislosigkeit, und nichts weiter wollten sie demonstrieren. Sie charakterisierten Moores Leistung unter zwei Aspekten: (1) dem philosophiegeschichtlichen und (2) dem einer besonderen Weise des Philosophierens. Metz tut dasselbe, und es gibt nicht viel her. Warum Moore als Figur der Philosophiegeschichte nur von beschränktem Interesse ist, haben wir bereits ausgeführt. Vom sokratischen Philosophieren aber dürfte gelten, daß jede Beschreibung öder ist als die Ausführung selbst: es ist dies keine Sache, die man *erklärt*, sondern die man *tut*.

Wir wollen deshalb im folgenden Moores Verteidigung des Common Sense unter einigen (und zwar wenigen) Gesichtspunkten erörtern; nicht, um ihn bei der Arbeit zu beobachten, und durchaus nicht, weil dieser sein Standpunkt in Verbindung mit der Philosophie des späteren Wittgenstein die Grundlage der gegenwärtig in England vorherrschenden sprachanalytischen Philosophie bildet, sondern im wesentlichen nur, um über die Verhältnisse im Randgebiet zwischen dem philosophischen und dem außerphilosophischen Gespräch wenigstens in einigen Punkten Auskunft zu bekommen.

II.

„Mem: to be eternally banishing Metaphisics etc. and recalling Men to Common Sense.“ Es dürfte nicht leicht sein, die Antwort auf die Frage nach dem Autor dieses Satzes richtig zu erraten. Er steht, als das ceterum censeo einer zu schaffenden Philosophie, in den Notizbüchern des jungen Berkeley. Vom Effekt dieser Philosophie her gesehen, erscheint das sehr ungewöhnlich: aber man darf nicht vergessen, daß der Ausdruck „Common Sense“ selbst kein gewöhnlicher Ausdruck ist. Es entspricht gewissermaßen nicht ganz dem gesunden Menschenverstande, vom gesunden Menschenverstand zu reden. Gilbert Ryle hat, sehr wahrscheinlich mit Recht, darauf hingewiesen⁷, daß der einzige einwandfrei nichtphilosophische Gebrauch des Ausdrucks „Common Sense“ in der Charakterisierung einer ungeschult guten Urteilsfähigkeit, eines gleichsam natürlichen Geschicks besteht. Jemanden wegen seines gesunden Menschenverstandes zu loben, ist eine unproblematische Sache. Es ist etwas anderes, wenn man an den gesunden Menschenverstand appelliert. Dann hat man es entweder mit einer pathologischen Vernunftwidrigkeit zu tun – und appelliert dabei an die Regeln des normalen Verhaltens –, oder aber mit paradoxen Meinungen philo-

⁷ Gilbert Ryle, „Dilemmas“, Cambridge 1954, p. 3.

sophischer Art. Jedoch was ist das eigentlich für eine Instanz, deren Zeugnis man gegen die letzteren anruft?

Das ist unsere Frage. Es bleibt durchaus noch dahingestellt, ob sie sich überhaupt, und ob sie sich mit einiger Kürze zufriedenstellend beantworten läßt. Es gilt zunächst, das Faktum dieses Appells zu betrachten. Für ihn läßt sich wohl kaum ein beredterer Ausdruck finden als in den „Reflections on the Common Theory of Ideas“ von Thomas Reid: „If a plain man, uninstructed in Philosophy, has faith to receive these mysteries, how great must be his astonishment! He is brought into a new world, where everything he sees, tastes, or touches, is an idea – a fleeting kind of being which he can conjure into existence, or can annihilate in the twinkling of an eye. – After his mind is somewhat composed, it will be natural for him to ask his philosophical instructor: Pray, Sir, are there then no substantial and permanent beings called the sun and moon, which continue to exist whether we think of them or not? ...“

Diese Passage bringt zwei Punkte sehr deutlich zum Ausdruck, die wir für unsere weitere Betrachtung festhalten müssen. Der Nichtphilosoph, der „plain man“ bedarf eines „faith to receive these mysteries“, im zitierten Falle eine Lehre über die Objekte der Wahrnehmung als *eigentliche* (proper) Objekte der Wahrnehmung, als welche sie offenbar gänzlich von den alltäglich-geläufigen Gegenständen der Wahrnehmung verschieden sind. Es ist somit schwer, einen klaren Begriff von ihrer Natur zu bekommen, und Mißverständnisse aller Art liegen sehr nahe – wir sehen, daß Reid selbst die Lehre von den Ideen hier in ihrer ganzen Intention mißverstanden hat. Darum ist es erforderlich „zu versuchen, darüber Klarheit zu gewinnen, was der Philosoph mit dem von ihm Gesagten gemeint hat“, und es erhebt sich „das Problem, festzustellen, welche wirklich ausreichenden Gründe es gibt, um seine Meinung für wahr oder für falsch zu halten“. Auf bestimmte Philosopheme angewandt, dürfte dieses Programm – es ist, wie man bemerkt, das von Moore in seiner eingangs zitierten Autobiographie formulierte – zu mehr oder weniger umfänglichen Untersuchungen führen.

Wenn man nun annimmt, daß es möglich ist, den ersten Schritt der Untersuchung – die Feststellung des präzisen Sinns der vorgelegten philosophischen Meinung – ohne Schwierigkeiten auszuführen, dann scheint uns der Common Sense – und das ist der zweite Punkt, der von dem zitierten Absatz Reids festzuhalten ist – für den zweiten Schritt der Untersuchung ein negatives Kriterium an die Hand zu geben.

Man handhabt dieses Kriterium, indem man fragt, ob eine vorgetragene philosophische Meinung „does quite plainly and flatly contradict ... our ordinary beliefs“⁸. Ist die Frage zu bejahen, dann

⁸ Moore, „Some Main Problems of Philosophy“. London 1953, p. 202.

soll dieser Umstand als guter Grund gegen die Annahme der fraglichen Meinung gelten.

Hier gibt es nun zwei Möglichkeiten: nämlich daß sich die philosophische Meinung dem Richterspruch des Common Sense unterwirft, oder – was häufiger sein dürfte – das nicht tut. In beiden Fällen aber ergeben sich gewichtige Schwierigkeiten. Im zweiten Falle bestreitet der Philosoph die Autorität des Common Sense schlechthin und behauptet ausdrücklich, daß die Dinge anders liegen, als wir gemeinhin zu denken geneigt sind. Es ist nicht ohne weiteres zu sehen, wie man ihm die Beweislast für diese Behauptung zuschieben soll. Im ersten Falle aber erhebt sich sofort die Frage, was das eigentlich für „ordinary beliefs“ sind, denen wir hier eine doch nicht geringe Autorität einräumen wollen. Wenn wir von einem Philosophem behaupten, es widerspräche dem gesunden Menschenverstand, wollen wir dann tatsächlich mehr behaupten, als daß es uns durch den Schein des Außergewöhnlichen mißtrauisch mache, „strikes us as paradox“?

Wir erinnern uns, daß Berkeley seine Theorie der Ideen eigens konzipierte, um dem Common Sense zum Recht zu verhelfen, etwas vergrößend gesagt, um der Gottlosigkeit im allgemeinen und der Anmaßung der mechanischen Wissenschaften im besonderen zu begegnen, die von der Welt mehr wissen wollte, als der einfache Mann durch seine Sinne erfahren kann. Er scheiterte damit nicht nur, weil ihm sofort vermeintliche Schlußfolgerungen aus seinen Thesen entgegengehalten wurden, die dem Common Sense widersprachen, sondern weil der Common Sense selbst mittlerweile sich auf die Seite des Feindes zu schlagen begann. Moore drückt das mit einer bei aller naiven Umständlichkeit bezaubernden Prägnanz aus: „So many people have believed and still do believe that there certainly is a God, that it might be claimed that this is a Common Sense belief. But, on the other hand, so many people now believe that, even if there is a God, we certainly do not *know* that there is one; that this also might be claimed as a view of Common Sense. On the whole, I think it is fairest to say, that Common Sense has no view on the question whether we do know that there is a God or not ...“⁹ Und was die Wissenschaften anbetrifft, so haben sie ihre Ansprüche mittlerweile vollkommen durchgesetzt: man ist gegenwärtig allgemein geneigt, ihnen selbst wahrhaft extravagante Spekulationen aufs bloße Wort hin abzunehmen.

Die communis opinio ist in so vielen Fällen ins Unrecht gesetzt worden oder hat sich durch ihr Schwanken selbst diskreditiert, daß kaum jemand überhaupt noch den Gedanken an eine durch ein „natürliches Licht“ zu enthüllende Wahrheit fassen kann. Die anthropologischen und Sozialwissenschaften haben nicht nur die Bedingungen, denen die Meinungen des Common Sense gehorchen, auf-

⁹ op. cit., p. 17.

gezeigt, sondern uns sogar gelehrt, wie man sie manipulieren kann: und sie scheinen darin noch eines bedeutenden Fortschritts fähig. Unter diesen Umständen scheint der bloße Gedanke, daß diese Meinungen als solche irgendeine Autorität genießen sollten, phantastisch, und derjenige, der als Anwalt des Common Sense auftreten wollte, als der Vertreter eines verwirrten und schlechten Falles.

Nun tritt Moore nicht schlechthin als Anwalt des Common Sense auf. In den von uns zitierten Vorlesungen beschränkt er sich darauf, einige allgemeine Ansichten des Common Sense – eines sehr viktorianischen und ganz und gar Vor-Einsteinschen Common Sense – zu beschreiben, um die philosophischen „Descriptions of the whole Universe“ kontrastierend dagegen abzusetzen: „There are, it seems to me, certain views about the nature of the Universe, which are held, now-a-days, by almost everybody. They are so universally held, that they may, I think, fairly be called the views of Common Sense. I do not know that Common Sense can be said to have any views about the *whole* Universe: none of its views, perhaps, amount to this. But it has, I think, very definite views to the effect that certain kinds of things certainly are in the Universe, and as to some of the ways in which these kinds of things are related to one another. And I wish to begin by describing these views, because it seems to me that what is most amazing and most interesting about the views of many philosophers, is the way in which they go beyond or positively contradict the views of Common Sense ...“¹⁰

Moore zweifelte für seine Person gewiß nicht daran, daß diese „views of Common Sense“ auch buchstäblich wahr seien, daß es materielle Körper und Bewußtseinsakte in einem dreidimensionalen Raum und einer eindimensional verlaufenden Zeit gäbe, und er hat vielleicht auch übersehen, daß er das gewichtigste Argument gegen sein kontrastierendes Verfahren selbst geliefert hat: in dem Zugeständnis, daß möglicherweise keine der Meinungen des Commonsense das Universum als Ganzes zum Gegenstand hat. Das gerade, so könnte man ihm entgegenhalten, ist der radikale Unterschied zwischen metaphysischen Thesen – seien sie nun die Berkeleys oder die Bradleys – und unserem alltäglichen Wissen und Behaupten. Was wir über die Welt als Ganzes sagen, ist inkommensurabel mit dem, was wir anläßlich unseres Umgangs mit den alltäglichen Dingen sagen.

Jedoch weder dieser Einwand noch der Umstand, daß uns Moores Meinungen heute in einigen Punkten unglaublich oder zumindest doch zweifelhaft erscheinen, können das Interesse an seinem Programm so ohne weiteres beseitigen. Wir haben bereits im vorletzten Zitat gesehen, wie er das Schwanken und die Wandelbarkeit der *communis opinio* in Rechnung stellt; und andererseits läßt es sich doch auch nicht leugnen, daß es offenbar so etwas wie einen

¹⁰ op. cit., p. 2.

harten Kern des Common Sense gibt, wie etwa den Satz, den er der Bradleyschen These von der Unwirklichkeit der Zeit (derselben These, die in ihm überhaupt das Interesse für oder vielmehr das Erstaunen über die Philosophie weckte) entgegenhält: „We are constantly believing (and even in saying this, that we *constantly* believe, I am, of course, presupposing that things do happen in time – but still I think I may say *we do constantly* believe) that certain things do happen before others, and that some things are past and others present“¹¹. Solche Behauptungen wie daß die Erde seit vielen Jahren existiert, sind „*the very type of an unambiguous expression, the meaning of which we all understand*“¹². Wir sind unseres alltäglichsten und ganz und gar trivialen Wissens schlechthin gewiß, und unter diesem Gesichtspunkt gesehen, nimmt sich unser letzter Einwand allerdings sehr merkwürdig aus. Was soll es unter diesen Umständen überhaupt bedeuten, daß es philosophische Aussagen gibt, in denen wir dieses unser Wissen nicht wiedererkennen, die ihm womöglich widersprechen oder gar inkommensurabel sind?

Diese Frage läßt das Philosophieren als das erscheinen, was es ist, als etwas erstaunliches, und zwar – das verdient bemerkt zu werden – als etwas im alltäglichen Sinne erstaunliches. Die philosophische Meinung findet sich hier gegen ein Befremden abgesetzt, dem gegenüber sie sich erklären muß. Es gibt für sie drei Möglichkeiten einer solchen Erklärung, entsprechend den schon oben (S. 150) zur Sprache gekommenen Einstellungen gegen den Common Sense. Wir haben dort von Philosophien gesprochen, die mit dem Common Sense übereinstimmen wollen, von solchen, die sich ausdrücklich in Widerspruch zu ihm setzen und ihm jede Autorität absprechen, und es empfiehlt sich, hier noch eine dritte mögliche Position zu unterscheiden, die den Meinungen des Common Sense eine Wahrheit minderen Ranges zugesteht, eine Wahrheit, die die Philosophie nicht eigentlich angeht.

Betrachten wir zunächst die erste dieser Möglichkeiten. Eine Philosophie, die den praktisch unbezweifelten Meinungen des Common Sense – welche auch immer man dafür halten möge – nicht widersprechen will, wird in der Regel ihre wesentliche Aufgabe darin sehen, diese Meinungen zu systematisieren und kohärent zu machen, sie in umfassendere Zusammenhänge einzubetten, durch Entdeckungen zu vermehren und nach ihren einfachen Elementen hin zu analysieren. Sie wird bestrebt sein, eine universale und uniforme Sprache zu entwickeln, die die Gesamtheit des menschlichen Diskurses in einen klaren Zustand überführt. In einen klaren, aber nicht in einen anderen Zustand: deshalb darf das alltägliche Meinen

¹¹ op. cit., p. 202.

¹² „A Defence of Common Sense“, in „Contemporary British Philosophy“, ed. Muirhead, London 1925, p. 198.

verlangen, daß es in der neuen Sprache unverfälscht zum Ausdruck gebracht wird. Die Regeln der Übersetzung müssen gleichsam mit voller Klarheit dargelegt werden, und die Übersetzungen müssen als solche anzuerkennen sein. Der Common Sense hätte in diesem Falle eine im wesentlichen bloß philologische Kritik auszuüben, eine Kritik, die ihre Gültigkeit nur durch Regeln der Sachgerechtigkeit auszuweisen hätte.

Es wird einem angesichts dieser Beschreibung einleuchten, daß ein solches Programm in völliger Reinheit kaum bei einem Philosophen zu finden sein dürfte. Aus eben diesem Grunde trifft es auch zu, daß ein Programm der philologischen Common-Sense-Kritik als Programm einer philosophischen Kritik untauglich ist. Wenden wir uns daher dem kritischen Falle zu, dem Philosophen, der den Common Sense eingeständenermaßen ins Unrecht setzen will. Diese Position hat in der ganzen Geschichte der Philosophie, seitdem Parmenides das wahre Wissen vom bloßen Meinen trennte, ein unterschiedenes Übergewicht. Die Philosophie hat mit Vorliebe einen Anspruch erhoben, gleichsam die Augen zu öffnen, und nicht bloß den, ein natürliches Wissen zu ordnen und zu bestätigen.

Wir wollen uns in diesem Falle der Kürze halber auf ein einfaches und naheliegendes Beispiel beschränken. Es ist die Behauptung Bertrand Russells, daß „the common-sense belief in fairly permanent bodies – tables, chairs, mountains, is a piece of audacious metaphysical theorizing“¹³. Wie kommt Russell dazu, eine Meinung, die Moore als das Paradigma einer praktisch unerschütterlichen Überzeugung des Common Sense hinstellt, zu einem Stück „kühner metaphysischer Konstruktion“ zu erklären? Die Antwort wird sein, daß dies eben nur eine praktische, nicht aber eine theoretisch gerechtfertigte Überzeugung sei. Russell führt das Cartesische Zweifelsperiment durch und findet sich danach im Besitze gewisser Evidenzen, die für die Konstitution all dessen, was als Wissen gelten soll, ausreichen müssen. Er folgt dabei in etwa der Tradition Humes, der von den ursprünglich als deskriptiven Konstruktionselementen gedachten Ideen (ideas) Lockes und Berkeleys einen erkenntnistheoretischen Gebrauch machte. Das alltägliche Wissen kann dem kritischen Maßstab solcher Philosophien nicht standhalten: es bleibt stets eine Diskrepanz zwischen den ausgewiesenen Mitteln der kritischen Konstruktion und den Sachverhalten, die diese sich zu erfassen bemüht. So kommt man dazu, sich mit „praktischen“ Gewißheiten oder pragmatischen Fiktionen abzufinden, die keine eigentliche erkenntnistheoretische Legitimation haben: als unentbehrlichen aber ärgerlichen „pieces of audacious metaphysical theorizing“. Man bemerke dabei die eigentümliche Verkehrung des Ausdrucks 'metaphysisch'. Für Russell ist Metaphysik das, was sich an den ihm gegebenen Evidenzen nicht messen läßt. Wie aber ist es um diese und ähnliche Evidenzen bestellt? Wem würde die These,

¹³ „Our Knowledge of the External World“, p. 167.

daß wir unser gesamtes Wissen aus einem Reservoir von Perzepten schöpfen müssen, eher einleuchten als die Behauptung, daß es Tische und Stühle gäbe? Es scheint angesichts solcher Beispiele, daß der cartesische Zweifel leicht zu der Annahme führt, man habe *außerordentlich* gewisse Grundlagen des Wissens gefunden. Indem man aber solcherart Vorschuß auf das Ergebnis des Zweifelsexperiments nimmt, macht man letzten Endes die ganze cartesische Intention verdächtig. Und wahrscheinlich mit Recht. Wir beginnen inzwischen einzusehen, daß es selbst in der Mathematik mit natürlichen Dingen zugeht, und deshalb erscheint es angeraten, auch in der Philosophie nicht an die Autorität *besonderer* Evidenzen und Intuitionen zu appellieren. Unser alltägliches Wissen wird von uns gemeinhin fraglos akzeptiert, es genießt einen Verkehrswert, den speziell philosophische Axiome nicht haben. Diese bedürfen einer Begründung, die im Verhältnis zur Stärke ihres Anspruchs steht. Wenn der Philosoph seine Wahrheit nicht allein für sich genießen will, muß er die Verpflichtung übernehmen, eine solche Begründung zu liefern.

Moore kommt das Verdienst zu, durch das Insistieren auf dem Kontrast zwischen Philosophie und Common Sense bei vielen seiner Leser erneut ein Gefühl für die diskursiven Verpflichtungen des Philosophen erweckt zu haben. Er hat damit die Philosophie aus ihrem esoterischen Zustand – der in England in der Gestalt des einsiedlerischen Bradley besonders augenfällig wurde – herausgeführt und sie wiederum zu einer Sache des offenen Marktes gemacht: wie der Sokrates der platonischen Dialoge; und wie dieser macht er es uns deutlich, daß der philosophische Gedanke nur im *freien Einverständnis* mit dem Mitunterredner geführt und entwickelt werden kann, ohne daß es möglich wäre, dieses Einverständnis durch unabweisliche Evidenzen ein für allemal herbeizuzwingen.

Wir können nunmehr einige Unklarheiten und Zweideutigkeiten beseitigen, die auf den vorausgegangenen Seiten ärgerlich ins Auge gefallen sein werden. Die Pointe des Mooreschen Kontrastierens von Philosophie und Common Sense liegt nicht darin, daß es so etwas wie eine Weltanschauung des Common Sense gäbe – noch dazu eine wahre Weltanschauung. Die Autorität des Common Sense ist demgemäß auch nicht gleichsam das Gegenbild nach philosophischen Maßstäben beglaubigter Meinungen, sie ist vielmehr eine bloß praktische und will nicht mehr besagen, als daß wir eben glauben, was wir faktisch glauben. Für die Philosophie ist damit ein Niveau der Diskussion vorgegeben, an das sie – mangels in sich einsichtiger, quasi-mathematischer Axiome – anknüpfen muß, um sich verständlich zu machen. Es steht ihr somit frei, den Common Sense zu berichtigen und zu verwandeln, nicht dagegen richtet sich die Kritik Moores, sie richtet sich vielmehr gegen das Phänomen einer Unverbundenheit des Denkens, die nicht im Zuge des Ge-

dankens selbst zutage tritt, sondern an der viel schwierigeren und undurchsichtigeren Grenze, wo der philosophische Gedanke in den Kontext des alltäglichen Gesprächs übergeht.

Wir sind bislang nicht auf die dritte mögliche philosophische Position zu sprechen gekommen, die zwischen einer minderen und einer höheren Wahrheit unterscheidet und dem Common Sense wie der Wissenschaft die erste überläßt, während sie sich die zweite vorbehält. Das gegebene Beispiel dafür ist die quasi-mystische Metaphysik des Absoluten, gegen die Moore sich zunächst und vor allem wandte. Eine solche Philosophie muß in etwa esoterisch sein, sie kann ihrer Natur nach nicht darauf verzichten, zu Eingeweihten oder Einzuweihenden zu sprechen. Während man über Intuitionen nicht streiten kann, scheint es doch andererseits einiger Taschenspielerkunststücke zu bedürfen, um den Inhalt solcher Intuitionen Leuten mitzuteilen, denen diese nicht von sich aus geläufig sind. An solchen Stellen setzt Moore mit seinen Fragen und Argumenten ein: „It is, no doubt, immensely important that we should all have beliefs with regard to the temporal relations of *particular* things. An enormous number of our actions are guided by such beliefs. So that if the adoption of the philosophic creed that there is no such thing as Time led us to abandon all such beliefs in ordinary life, it would be of immense practical importance which creed, upon this point, we did adopt. But I think there is no danger whatever that any philosopher, however sincerely he may adopt the philosophic opinion that there is no such thing as Time, will ever be able to divest himself of particular beliefs which contradict his opinion“¹⁴. Es ist also, so schließt Moore, in dieser These Bradleys eine besondere Art von Zeit gemeint, der Ausdruck „Zeit“ wird hier nicht im gewöhnlichen Sinne gebraucht. Hat er jedoch andererseits gar nichts mit „Zeit“ im gewöhnlichen Sinne des Worts zu tun, ist dann nicht diese ganze Rede unverständlich? – Moore führt von diesem Punkte aus umständliche Analysen durch, denen der Metaphysiker im wesentlichen entgegenhalten kann, daß der Ansatz eben völlig verfehlt ist, weil – um ein Wort Maritains zu gebrauchen – „es Philosophen gibt, die sehen, und solche, die nicht sehen“. Allein Moore macht zumindest überaus deutlich, daß man von niemandem *verlangen* kann „zu sehen“, daß weiterhin der Versuch, das, was eigentlich „gesehen“ werden muß, auch sprachlich mitzuteilen, in besonderem Maße der Gefahr mißverständlicher Zweideutigkeit ausgesetzt ist. Darüber hinaus aber erhebt sich natürlich die Frage, zu was ein solches Sehen „höherer“ Wahrheiten führen soll, wenn nicht zu einer Veränderung unserer alltäglichen Praxis.

Der „vornehme Ton in der Philosophie“ wird den unbefangenen Beobachter stets beunruhigen. Moore bekräftigt ihn darin, und sicherlich hat er, in seinem unausgesetzten Bemühen, die Philosophie „Rede und Antwort stehen“ zu lehren, „done a service to mankind“.

¹⁴ „Some Main Problems . . .“, p. 203.

BUCHBESPRECHUNGEN

George Berkeley: Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis. Nach der Übersetzung von Friedrich Überweg mit Einleitung, Anmerkungen und Registern neu herausgegeben von Alfred Klemmt. Philosophische Bibliothek Band 20. Verlag von Felix Meiner, Hamburg 1957. LXVI und 147 S.

Die alte Ausgabe war seit dem Tode Ueberwegs (in der neuen wird seltsamerweise durchweg 'Überweg' geschrieben) nicht wieder überarbeitet worden; es war daher an der Zeit eine Neuauflage der Übersetzung mit einer gründlichen Revision des Apparates zu verbinden. In ihrer Anlage weist die neue Ausgabe erfreuliche Neuerungen auf: An die Stelle des kurzen Abrisses über Leben und Schriften ist eine ausführliche, in die 'Principles' einführende Einleitung des Herausgebers (IX-LIX) getreten, während über B.s Leben eine knappe Zeittafel, die auch seine Schriften aufführt, unterrichtet. Hinzugekommen sind eine etwas dürftige Bibliographie (es hätte wenigstens auf Jessops 'Bibliography' von 1934 und die daran anschließende Bibliographie im Berkeley-Heft der *Revue Internationale de Philosophie* Nr. 23-24 [1953] hingewiesen werden sollen), eine 'Kurze Inhaltsangabe', ein Sach- und Personenregister. Außerdem hat der Herausgeber, wie schon Ueberweg, umfangreichere Anmerkungen (S. 117-144) beigegeben. Auf Übersetzung, Einleitung und Anmerkungen muß nun noch gesondert eingegangen werden.

Der Herausgeber sagt, daß er die Übersetzung sorgfältig redigiert und, wo es erforderlich schien, in genaueren Einklang mit dem Original gebracht habe. Vielfach hat er den englischen Text in Klammern hinzugefügt. Sodann habe er der Übersetzung das 'veraltete sprachliche Gewand abgestreift'. Insgesamt hält er die Änderungen für so eingreifend und umfangreich, 'daß fast von einer Neuübersetzung gesprochen werden kann'. 'Trotzdem' habe er sich 'entschlossen, den Namen Überwegs als Übersetzer stehen zu lassen' (S. VII). Ein Vergleich des Textes der Übersetzung in der neuen Ausgabe mit dem einer der früheren zeigt nun freilich, daß es schwerlich erlaubt ist, den gegenwärtigen Text als 'fast eine Neuübersetzung' zu charakterisieren, noch auch daß es gestattet gewesen wäre, den Namen Ueberwegs als Übersetzer zu unterdrücken. Wohl mehr als 90 % der Änderungen gelten der Modernisierung der Sprache und sind von der Art, daß sie keinen Blick in den englischen Text erforderten. Sie bestehen in der Hauptsache in folgendem: An zahlreichen Stellen hat K. den Indikativ gesetzt, wo Ue. den Konjunktiv gebraucht. An zahlreichen Stellen freilich hätte ich mit Ue. den letzteren vorgezogen, an einigen Stellen hätte er stehen bleiben müssen (z. B. § 80: die Behauptung, es existiere eine ... Substanz, Klemmt: ... existiert ...). Ferner hat K. wohl an allen Stellen, wo Ue. 'derselbe' usw. schreibt, 'er' gesetzt, hingegen an allen, wo Ue. 'der nämliche' schreibt, 'derselbe' gesagt. Für 'dieses' liest man bei K. vielfach 'dies', für 'zuvörderst' 'zuerst', für 'wo nicht' 'wenn nicht'. Damit dürfte das 'Abstreifen des veralteten Sprachgewandes' fast vollständig charakterisiert sein.

Wenden wir uns den Bemühungen um größere Genauigkeit der Übersetzung zu. K., das sei gleich vorausgeschickt, hat sicherlich den Text der Übersetzung mit dem des Originals sorgfältig kollationiert. Von einigen Kleinigkeiten abgesehen, war kaum etwas zu berichtigen. Mit allen seinen Änderungen wird man aber kaum einverstanden sein. In § 1 der 'Introduction' übersetzte Ue. 'to reason' mit 'Schlüsse zu ziehen', was doch ganz korrekt ist, K. hält für nötig: 'mittels der Vernunft Schlüsse zu ziehen'. In § 3 ersetzt K. Ueberwegs 'Es ist mißlich vorauszusetzen' durch 'Es ist eine harte Sache anzunehmen', in § 18 '... heißt nicht das nämliche, wie...' durch 'Es ist eine Sache... und eine andere...'. Nun, im Englischen sagt man oftmals 'thing', wo man im Deutschen nicht so sagt und das Nomen ganz unterdrückt. So hätte K. in § 20 auch ruhig 'das Versprechen eines guten Dings' in ein 'Versprechen von etwas Gutem' verwandeln dürfen. Warum mußte in § 88 Ueberwegs gute Wiedergabe von 'but even' durch 'sondern auch nur dies' durch 'sondern sogar' 'verbessert' werden? Wenn in § 14 der 'Introduction' 'was not necessary for communication' durch Ue. mit '... nicht eine Bedingung der Möglichkeit der Gedankenmitteilung sei' wiedergegeben wird, so könnte man überlegen, ob man nicht – im Hinblick auf heutigen philosophischen Sprachgebrauch – ruhig 'für die Kommunikation nicht nötig war' sagen sollte; aber K. verschlimmbessert nur 'sei' in 'sein kann'. Man darf auch zweifeln, ob der 'wohlgesinnte Leser' in § 52 in einen 'fairen Leser' verwandelt werden mußte, weil 'fair' bekanntlich unübersetzbar ist. In § 68 ist Ue.s 'sinnliche Wahrnehmung' K.s 'äußerer W.' vorzuziehen schon deshalb, weil der Text 'by sense' hat und B. das Wort 'äußeres' verdächtig ist (vgl. § 88, wo wieder Ue.s Wiedergabe von 'external' durch 'äußerlich' durch 'äußeres' hätte ersetzt werden sollen: denn wo benutzt man eigentlich das Wort 'äußerlich' in den von B. gemeinten Zusammenhängen?). Die 'Schulphilosophen' in § 17 und 20 der 'Introduction', sowie in § 46 sollten, wie in § 53, als 'Scholastiker' bezeichnet werden. In § 133 sollte man für 'prekäre' (Voraussetzung) besser 'unsichere' sagen. Diese Ausstellungen sind samt und sonders nicht gravierend, die Übersetzung ist brauchbar. Ihre Vorzüge verdankt sie Ueberweg.

Auch hinsichtlich der Anmerkungen hat der Herausgeber sein Verhältnis zu seinem Vorgänger nicht ganz richtig charakterisiert: 'Von den Ueberwegschen Anmerkungen ist kaum irgend etwas verwertet worden und auch dieses wenige hat dann meist einen andern Sinn erhalten; ich habe daher auch davon Abstand genommen, die gelegentlichen Verwertungen als solche kenntlich zu machen.' Ein Vergleich der Anmerkungen ergibt ein etwas anderes Bild. Es sind die Anmerkungen 2 (Ue.: 3), 7 (7), 17 (25), 20 (34), 26 (71), 31 (98), 32 (99), 33 (101), 34 (103), 39 (109), 43 (112), 44 (113) fast ganz und teils wörtlich von Ueberweg übernommen worden. Daß sich ihr Sinn geändert hätte, läßt sich kaum sagen. Gerade einige dieser Anmerkungen geben aber die historischen Informationen, die für das Verständnis Berkeleys hilfreich sind. K. meint freilich, heute bestehe das Bedürfnis für die Klarstellung der philosophiegeschichtlichen Zusammenhänge nicht mehr. Ich glaube, daß es ihm mehr als ein Leser gedankt hätte, wenn er in den Anmerkungen die historischen Bezüge, wie sie sich nach dem

gegenwärtigen Stand der Forschung ergeben, zusammengetragen hätte. Statt dessen dient ihm der Anmerkungsteil wie die Einleitung als Schlachtfeld, auf dem er seinem Autor kräftig aufs Haupt schlägt.

Das hatte seinerzeit schon Ueberweg getan, nicht ohne schon damals Widerspruch zu erfahren. Nun ist es gewiß erfreulich, daß K. die 'Principles' nicht nur als mehr oder weniger interessanten historischen Text nimmt, sondern als einen, mit dessen Argumenten man sich auseinandersetzen muß. Aber grundsätzlich wird man doch vielleicht sagen dürfen, daß eine Textausgabe in der 'Philosophischen Bibliothek' nicht der rechte Platz für Polemik gegen den edierten Autor ist. Zunächst einmal sollte der Apparat dazu dienen, dem Benutzer der Ausgabe das Verständnis des Textes zu erleichtern, ihm die nötigen Informationen zu geben. Auch wenn die Meinungen des Autors falsch sein sollten, so möchte man wissen, wie er auf sie gekommen ist.

Daß der Herausgeber diese Linie der Ueberweg'schen Anmerkungen nicht nur nicht weiter ausgezogen, sondern sogar verkürzt hat, wird man um so mehr bedauern dürfen, als seine kritischen Bemerkungen dadurch viel flacher ausgefallen sind, als nötig gewesen wäre. Er mißt Berkeley an seinem eigenen Standpunkt, der dem der Elementarphilosophie C. L. Reinholds nahe liegt. Ohne sich allzu sehr um die historische Genese der Berkeley'schen Gedanken zu kümmern, fällt der Herausgeber gewissermaßen mit der Tür seiner Kritik ins Haus: Berkeley 'verwechselt bzw. identifiziert' Wahrnehmung und Wahrgenommenes usw., zur richtigen Einschätzung seiner Lehre müsse man sich darüber völlig klar werden, daß es sich hier nicht um einen der überhaupt möglichen Standpunkte, sondern um einen 'philosophischen Kurzschuß' handle (XVIII). Gleich in Anm. 1 heißt es von § 10 der 'Introduction', daß er einen grundsätzlichen Mangel der B.schen Position, das Fehlen einer scharfen Unterscheidung zwischen Anschauung und Denken aufdecke, in Anm. 3 ist von 'Unhaltbarkeit', 'prinzipieller Unhaltbarkeit', 'wesensgesetzlich außerstande', 'Unmöglichkeit' die Rede, in Anm. 19 wird von der 'undiskutablen B.schen *petitio principii*' der Identifizierung von Wahrnehmung und Wahrgenommenem gesprochen. In Anm. 11 wird diese Identifizierung 'nicht nur sachlich unhaltbar, sondern auch willkürlich und unbegründet' genannt. Es ließe sich so fortfahren. Ich weiß nicht recht, ob unter solchen Voraussetzungen eine sachgemäße Interpretation des gemäßregelten Textes noch möglich ist; ich habe meine Zweifel. Was jene Identifizierung anlangt, so ist es doch gerade die Meinung B.s, daß man hier eine Unterscheidung mache, die unberechtigt sei; die Analyse seiner Gründe und Motive, die aufs engste mit der durch den Pyrrhonismus seiner Zeit einerseits, durch Malebranche andererseits gegebenen Problemlage zusammenhängen, zeigt zugleich aufs deutlichste, weshalb und in welchem Sinne bei B. von Realismus gesprochen werden darf und wohl auch muß – es geht nicht an, auf Grund einer philosophischen Position, wie sie von K. S. XXXVII skizziert wird, die auf den Realismus hinweisenden Bemerkungen B.s als einen Nebel zu nehmen, den dieser sich selber vorgemacht und in dem er nach K.s Meinung seine Leser und Interpreten immer wieder an der Nase herumgeführt hat. K. warnt uns, und

das gleich zu Anfang, uns durch Erklärungen B.s irreführen zu lassen: eine erstaunliche Interpretationsmaxime. Da diese Textausgabe nicht zuletzt auch für Studenten bestimmt ist, so muß mit einigem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß es so nicht geht.

Wie wenig es so geht, zeigt auch die Behandlung der Berkeleyschen Repräsentationslehre durch den Herausgeber. Sie wird mit dem Ausdruck 'wesensgesetzlich' erschlagen, der Leser kann sich nur wundern, daß ein immerhin auch heute noch gelebter Autor wie B. nicht selber imstande war, sich die primitiven Dinge zu sagen, die ihm in der Anm. 3 vorgehalten werden: 'Der Begriff der Allgemeinheit bedingt ein . . . nicht zuletzt abstrahierendes Denken, also dasjenige, was B. a limine zu leugnen sucht.' Aber daß eben die Schwierigkeiten, die sich an den Begriff der Abstraktion knüpfen, es sind, die B. nach einer andern Theorie Ausschau halten lassen, daß diese Schwierigkeiten auch heute noch keineswegs behoben sind, daß Hume B.s Theorie 'one of the greatest and most valuable discoveries that has been made of late years in the republic of letters' (Treatise ed. Green & Grose I. 325) genannt, daß Husserl sie in seinen 'Logischen Untersuchungen' diskutiert hat, hätte schon vermerkt werden dürfen, und wenn irgendwo, so wäre hier die sorgfältigste Analyse der Voraussetzungen bei Berkeley und eine *immanente* Kritik am Platze gewesen.

Nach so viel Krittellei möchte ich nicht unterlassen zu sagen, daß insbesondere der Kenner in der Einleitung und in den Anmerkungen K.s viel des Nachdenkens Wertes finden wird: seine kritischen Bemerkungen zu Interpretationen von Luce, Hicks u. a. treffen oft Richtiges, seine Rückbezüge auf Locke, den er besonders gut kennt, sind interessant, wenn mir auch der Einfluß Lockes etwas überschätzt zu sein scheint gegenüber dem Malebranches und dem gar nicht ins Blickfeld gekommenen Bayles.

Hembsen, Kr. Höxter

J. v. Kempski

Immanuel Kant: Werke in sechs Bänden, herausgegeben von Wilhelm Weischedel. Band V. Kritik der Urteilskraft und Schriften zur Naturphilosophie. Im Insel-Verlag, Wiesbaden 1957. 633 S.

Band II und Band IV des neuen Insel-Kant habe ich bereits in Heft 1/2 von Band 7 angezeigt. Band V bringt nunmehr die 'Kritik der Urteilskraft', die erste Fassung der 'Einleitung' in diese, die 'Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft' sowie die Abhandlung 'Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie'. Außer den Prolegomenen liegen damit bereits alle Hauptschriften seit 1781 vor (mit Ausnahme der geschichtsphilosophischen). Die Grundsätze, nach denen diese Ausgabe hinsichtlich des Textes verfährt, habe ich gelegentlich der Anzeige der Bände II und IV kurz referiert und eine Erörterung dieser Grundsätze in Aussicht gestellt, wenn erst die angekündigte ausführliche Begründung – sie soll im Schlußband erscheinen – vorliegt. Aber es läßt sich doch nicht umgehen, schon jetzt ausführlicher auf die Textbehandlung einzugehen. Die vom Herausgeber in Band II angegebenen Grundsätze besagten, daß er bei moderner Rechtschreibung hinsichtlich Wortform und Zeichensetzung kon-

servativ verfahren wolle, um die 'klangliche Gestalt' und den Rhythmus der Sprache Kants zu erhalten und den Sinn des Textes nicht anzutasten. Dieses Ziel hat er in der Tat, wie schon damals gesagt, in den Grenzen des Möglichen erreicht. Aber diese Grundsätze betreffen nicht eigentlich das Problem, vor das sich jeder Herausgeber kantischer Texte, wenn er selbständig verfahren will, gestellt sieht. Die Erhaltung der kantischen 'Sprachform' hatte sich auch die Ausgabe Cassirers zur Aufgabe gemacht und in zufriedenstellender Weise gelöst. Im Unterschied zu der neuen Ausgabe – und wie alle übrigen kritischen Ausgaben einschließlich der Akademie-Ausgabe – hatte sich aber Cassirer mit seinen Mitarbeitern bestrebt, einen von Textverderbnissen freien Text zu liefern. Die neue Ausgabe verfährt darin anders: sie druckt als Text jeweils die für am zuverlässigsten gehaltene Originalausgabe mit allen Korruptelen (nur eben die Rechtschreibung modernisiert und die Zeichensetzung vereinheitlicht), Varianten und Emendationen in karg bemessener Auswahl unterm Text. Dieses Verfahren mag zunächst überraschen; es ist auch nicht recht einleuchtend. Die Lektüre wird dadurch zwangsläufig zu einem fortgesetzten Stolpern, wenn man Korruptelen bemerkt und sich über die richtige Lesart aus dem Apparat unterrichten möchte, oder wenn man den Apparat konsultieren muß, um sich zu überzeugen, daß man auch keine Korruptel überlesen hat. Ich möchte mich grundsätzlicher Kritik dieses Verfahrens enthalten, solange nicht die Begründung des Herausgebers vorliegt. Aber es muß doch darauf hingewiesen werden, daß diese Ausgabe von dem gewohnten philologischen Verfahren der Textdarbietung abweicht.

Es sei ein Beispiel angegeben. Die 'Metaphysischen Anfangsgründe' werden nach dem Text der ersten Auflage von 1786 gedruckt. Folglich kommt S. 11 Anm.: 'Daher kann man den geometrischen Figuren ... nur ein Wesen, nicht aber eine Natur beizulegen.' Dazu die Anmerkung: 'Akad.-Ausg.: 'beilegen'.' Nun findet sich die doch ohne jeden Zweifel richtige Lesung 'beilegen' schon in den Auflagen von 1787 und 1800. Für die 'Metaphys. Anfangsgr.' teilt die Ausgabe im Apparat aber nur Lesarten mit, die die Akademie-Ausgabe in ihren Text aufgenommen hat. Dieses Verfahren ist recht verwirrend, der Leser erfährt nicht, woher eine Konjekture stammt, noch ob der Herausgeber sie billigt (was sich in anderen Ausgaben einfach daraus ergibt, daß die gebilligte in den Text aufgenommen ist). Auf diese Weise bleibt auch alle spätere Textkritik, wie es scheint, unberücksichtigt. So ist die Ausgabe Cassirers offensichtlich (mit einer noch zu erwähnenden Ausnahme) nicht benutzt worden, sonst wäre sicherlich etwa die Emendation von 'dennoch' in 'demnach' S. 60 Z. 13 stillschweigend übergangen worden. Auch die Kritik F. Erhardts an der Akademie-Ausgabe in den Göttinger Gel. Anz. scheint nicht genutzt zu sein. Sollte in dieser Weise konsequent verfahren werden, so würde auch die bekannte 'Blattversetzung' in den Prolegomenen nicht nur nicht im Text rückgängig gemacht, sondern auch im Apparat nicht erwähnt werden, da der Text der Akademie-Ausgabe die nötige Umstellung nicht durchgeführt hat. Die hier angeführten Beispiele ließen sich für alle bisher erschienenen Bände beliebig vermehren.

Die Abhandlung 'Über den Gebrauch...' wird nach dem Erstdruck im

Teutschen Merkur gebracht; die Handschrift, die als Druckvorlage diente, war nicht erreichbar. Die Akademie-Ausgabe wie die Cassirers hatten den Text nach der Handschrift verbessert, während hier der unverbesserte Text geboten wird und der Text der Handschrift als 'Akad.-Ausg.' bzw. 'Cassirer' erscheint, zusammen mit und ungeschieden von deren Konjekturen.

Die erste Fassung der 'Einleitung' wird nach der Handschrift gebracht. Im Nachwort des Herausgebers heißt es: 'Der vorliegende Druck tritt somit an die Stelle des von Johann Sigismund Beck angefertigten Auszugs, der sich in den älteren Ausgaben unter den verschiedensten Titeln findet, und bringt den vollen Text in der von Kant als definitiv angesehenen Fassung.' Aber dieser volle Text ist bereits in drei Ausgaben eingegangen: zunächst in die Cassirers, dann in die der Philosophischen Bibliothek, dann in die Akademie-Ausgabe. Becks Auszug war mithin schon seit 1914 ersetzt worden.

Daß die Ausgabe als 'Studienausgabe' geplant ist, kann wohl nur bedeuten, daß der in ihr gebotene Text als Grundlage für ein wissenschaftliches Studium der Philosophie Kants soll dienen können. Von der philologischen Arbeit der Textfeststellung sollte der Benutzer entlastet sein dadurch, daß der Editor sie sorgfältig geleistet hat. Aber diese Entlastung wird offenbar illusorisch, wenn die Korruptelen sorgfältig im Text konserviert werden, wie das seit 1926 schon Raymund Schmidt in seinen Ausgaben kantischer Texte bei Meiner und Reclam geübt hatte. Die neue Ausgabe konserviert darüber hinaus noch 'fodern' für 'fordern', 'vor' für 'für', 'sein' für 'sind' und dergleichen, ohne jedoch den letzten Schritt zu tun und Kants Rechtschreibung zu übernehmen. Warum eigentlich nicht? Der Text könnte doch dann auch dem Germanisten zum Studium dienen und 'Critik' oder 'Begrif' stört schließlich nicht mehr als ein 'sein', wo unser Sprachgebrauch 'sind' verlangt. Wahrscheinlich sollen wohl 'klangliche Gestalt' und 'Rhythmus' das Kriterium für die Entscheidungen sein: aber dazu bedürfte es nun wieder der Angabe von Kriterien, nach denen sich entscheiden ließe, ob etwa ein dreisilbig geschriebenes 'rühmete' auch wirklich auf ein dreisilbig gesprochenes hindeutet. Doch hängt an diesen Dingen bei einem Philosophen, der ja kein Dichter ist, kaum eben viel. Wichtiger ist die Behandlung der in kantischen Texten so häufigen Textverderbnisse. Man kann wie Weischedel und Schmidt dem Leser die Entscheidung aufbürden. Aber müßte man dann nicht den Leser hinreichend unterrichten? Das hat Schmidt meist getan: alle wichtigeren Konjekturen nennt er mit ihrem Urheber im Apparat, während Weischedel, soweit man sehen kann, auf eine selbständige Verarbeitung der geleisteten textkritischen Arbeit verzichtet. Jedenfalls erscheint für den Leser nur als stellvertretend der Text der Akademie-Ausgabe, gelegentlich auch deren 'Erwägungen'. Das erscheint als reichlich wenig; man möchte die Gründe für dieses Verfahren kennen.

Außerlich entspricht die Ausgabe dem, was man beim Insel-Verlag erwarten darf: eine handliche Dünndruckausgabe, in Papier, Satzbild und Einband überaus geschmackvoll.

Hembsen

J. v. Kempski

Bruno Snell: *Der Aufbau der Sprache*. Hamburg 1952. E. Claassen. 219 S.

Unsere Zeit ist dem Entstehen solcher allgemeinen Schriften günstig. Ich brauche nur an Ottos, Porzigs oder Weisgerbers Bücher oder an Revesz und das dreibändige Werk von Kainz zu erinnern. Es ist auch durchaus zu begreifen und zu begrüßen, daß man sich nach so eingehender Bearbeitung des Materials in der Boppschen Schau darum bemüht, eine neue Position für eine neue Schau zu beziehen, und nach Wahrheiten über *die* menschliche Sprache sucht. So ist denn auch *Snells* Schrift in der Presse zum Teil mit enthusiastischem Jubel begrüßt worden (z. B. Neue Zeitung, 9./10. Aug. 1952, Nr. 186, Lit.Beil.), während die sprachwissenschaftlichen Fachorgane mehr Reserve zeigen. Snell stellt den Leser vor schwierige und oft sehr interessante Fragen, ruft aber fachliche Bedenken in so hohem Maße hervor, daß es erlaubt sei, gerade hier auf diesen geistreichen Versuch, dem Schöpfer den Aufbau der Sprache nachzudenken, etwas ausführlicher einzugehen. Die Fragestellung interessiert ja nach den Büchern von Reichenbach, Carnap und anderen Logikern in hohem Grade auch die Logistik, denn der Logikkalkül ist ja auch ein Symbolsystem für menschliche Verständigung wie jede Sprache, von der er sich jedoch grundsätzlich unterscheidet. In diesem Punkt hat es große Mißverständnisse gegeben (vgl. Verf.: „Ist das Symbolsystem der Logistik eine Sprache?“ in „Kleine Gabe, gewidmet Ferdinand Sommer zu seinem 80. Geburtstag“ (Münchener Studien zur Sprachwissenschaft, H. 6, 1955, S. 71–82) und daher erscheint mir für den Leser des Archivs ein Buch eines Fachphilologen über den Aufbau der Sprache von besonderer Bedeutung.

Der Titel läßt vermuten, daß es sich um *die* menschliche Sprache überhaupt handelt. Der Verf. aber läßt keinen Zweifel darüber, daß er sich in seiner Konzeption nur auf das Indogermanische stützt. Aber er scheint zu hoffen – so jedenfalls muß ich u. a. besonders sein Nachwort verstehen – daß seine Vorstellungen sich auch in den anderen Sprachen als richtig erweisen werden. Es ist natürlich an sich schon möglich, an Hand von einzelsprachlichem Material allgemein-sprachliche Erkenntnisse zu gewinnen, aber die Art der Fragestellung und Schlußfolgerung entscheidet natürlich über den Erfolg im Einzelfalle.

Es handelt sich also um den Bau der menschlichen Sprache, der für die Wissenschaft von größter Bedeutung ist, nicht nur für die Sprachwissenschaft, für sie aber ganz besonders. Es bedarf gar keiner Spezialkenntnisse, um ohne weiteres einzusehen, daß die richtige Definition des Sprachbegriffs und der aus ihr folgenden Einsichten in den Bau der Sprachen die einzige Quelle für deduktive Ableitung solcher für die Sprachwissenschaft so außerordentlich wichtigen Sätze ist, die wir als „allgemeingültige apodiktische Sätze des Typs, in jeder Sprache muß es ... geben“, bezeichnen können. Daß solche Sätze von entscheidender Bedeutung sind, unterliegt gar keinem Zweifel, denn nur sie geben uns die Möglichkeit, das Allgemeinsprachliche vom Einzelsprachlichen zu trennen, die Sprachen zu klassifizieren und zu beschreiben. Induktiv aus empirischem Material lassen sich solche Sätze einfach nicht gewinnen. Die Voraussetzung dafür wäre ein vollständiges empirisches Material. Das aber ist nicht nur wegen des riesigen

Stoffgebiets und unserer Unzulänglichkeit eine Illusion, sondern auch prinzipiell deswegen, weil weder die Vergangenheit noch die Zukunft der Sprachen auf diesem Wege in größerem Umfange erfassbar ist. Auf induktivem Wege gelangen wir nur zu Sätzen wie: „in einer Sprache kann es ... geben“, für die schon ein einziges Beispiel genügt. Solche Sätze sind oft in der Lage, schlecht oder unrichtig deduzierte allgemeingültige muß-Sätze zu widerlegen. Für diese also eine sichere Deduktionsgrundlage zu finden, ist ein ernstes Anliegen der Wissenschaft. Freilich ist dabei eines nicht zu vergessen: während wir die Einzelsprachen konkret vor uns haben und sagen können, wie ihr Bau beschaffen ist, ist *die* Sprache doch nur eine Abstraktion, die auf jeden Fall sowohl kleiner als auch größer ist als die Summe der Einzelsprachen. Es fehlt ihr an Substanz, z. B. an Wörtern und Lauten; es hat sich ihrer noch niemand bedient und kann sich ihrer niemand bedienen. Sie ist ein den Einzelsprachen übergeordneter Begriff, der einen gewissen Inhalt und Umfang hat, so wie ‚Blume‘ auch nur ein den zahllosen Einzelblumen übergeordneter Begriff ist, den man zwar von ‚Mensch‘ oder ‚Stein‘ unterscheiden kann, aber in concreto nirgends vor sich hat. Um Inhalt und Umfang des Begriffs ‚Sprache‘ also geht es dabei, um seine Merkmale, die so beschaffen sind, daß sie in jeder Sprache auftreten müssen.

Danach müssen wir also heute in der Lehre von der Sprache das nicht für alle Sprachen Gültige, d. h. das interlingual Variable (V), von dem interlingual Konstanten (K) unterscheiden, das für *alle* Sprachen gilt. Daß es ein solches V gibt, ist ohne weiteres evident, denn das sind ja eben die unendlich vielen Verschiedenheiten zwischen den Einzelsprachen, ohne die es doch wohl nur *eine* Sprache gäbe. Und daß es ein K an sich gibt, läßt sich ebenso leicht erweisen, z. B. in der Lehre von den Artikulationen („Phonetik“), etwa: „Wenn man die Lippen schließt, das Gaumensegel senkt und die Stimmbänder durch den Atemstrom in Tonschwingungen versetzt, so ertönt in allen Sprachen auf der ganzen Erde, bei Eskimos, Negeren, Indianern und Chinesen, ein *m*“, usw. Diese Feststellungen gehören zum K. Dagegen die Feststellung, welcher Gebrauch von den Artikulationsergebnissen in den Einzelsprachen gemacht wird, gehört zum V (z. B. die „Phonologie“).

Eine Darstellung des Aufbaus *der* Sprache müßte also auseinandersetzen, was in der Lehre von der Sprache zum K gehört und was zum V, und während das V zur Darstellung einer jeden Einzelsprache gehört, hat das K den Gegenstand der Lehre von *der* Sprache zu bilden. Es versteht sich von selbst, daß die prinzipielle Artikulationslehre also nicht zur Darstellung einer Einzelsprache gehört – sie ist ja für alle Sprachen gleich – sondern in die Lehre von der Sprache und daß das phonologische System z. B. des Deutschen nicht zur Lehre von *der* Sprache gehört, sondern nur zur Darstellung dieser Einzelsprache. Snell hat diese Dinge nicht in der richtigen Weise voneinander getrennt. Das spricht sich schon in seiner Themenumgrenzung und ihrem Verhältnis zum Titel aus: Der Aufbau der Sprache, zunächst gültig nur für das Indogermanische. Freilich muß einer Darstellung des Aufbaus des Indogermanischen eine Erkenntnis des Aufbaus der menschlichen Sprache zugrunde liegen, aber beides ist keineswegs identisch. Diese

Verwischung der Grenzen hat das ganze Vorhaben des Verf. zunichte gemacht. Wer etwa das Buch benutzen will, um über den „Bau“ des phonologischen, morphologischen oder des syntaktischen Systems in einer konkreten Einzelfrage Feststellungen zu machen, wird ebenso enttäuscht wie der, der den Aufbau des K in der menschlichen Sprache studieren will.

Seine Ansichten über den Bau der Sprache gliedert Snell in zwölf Kapitel: I. Morphologie der Sprache. II. Die Bewegungen. III. Die Laute. IV. Das Wort. V. Der Satz. VI. Die Wortklassen. VII. Die Flexion. VIII. Die Bedeutungsgruppen. IX. Der Bedeutungswandel. X. Raum – Zeit – Kausalität. XI. Die Dichtarten. XII. Philosophie. Schon diese Überschriften zeigen eine Gliederung, die zum Thema „Aufbau der Sprache“ nicht recht paßt. Man möchte Kapitel erwarten, die den Aufbauteilen der Sprache zu gelten hätten. Das ist aber doch nur teilweise der Fall. Der ausgesprochen synchronischen Natur des Baus der Sprache ist z. B. das doch diachronisch gerichtete Kapitel IX vom Bedeutungswandel nicht angemessen und XI von den Dichtarten sowie XII von der Philosophie sind völlig heterogen, wenn auch natürlich an sich schon sehr wichtig. Leider zeigt dann die Aufgabenstellung eine entsprechende Unsicherheit. Auf Seite 10 lesen wir: *„Die Psychologen haben, da die Sprache offenbar nicht nur Instrument des Denkens ist, gezeigt, wie subjektive Stimmungen und Verstimmungen die Sprache bestimmen – aber damit verlor man das Logische aus dem Auge, das irgendwo doch in der Sprache sitzt.“*

Über das Verhältnis von Denken, Fühlen und Wollen zur Sprache hätte ein Fachmann doch etwas mehr und präziser sprechen müssen. Gerade der Anteil dieser Geistesvermögen an der Sprache ist ein wesentliches Problem des „Aufbaus“ der Sprache. Wie diese Kräfte ausgewogen sind, das gehört zu den Kernfragen. Dabei sieht der Verf. die Schwierigkeiten des ganzen Vorhabens (auf Seite 11) recht gut. Wenn er nun auch die Hauptklippe – daß er an griechisch-indogermanischem Material an Erkenntnissen über die Sprache überhaupt vorstoßen will – durchaus erkannt hat, so ist er doch schnurstracks auf sie losgesegelt, mit dem Ergebnis allerdings, daß er nicht an ihr zerschellt, sondern merkwürdigerweise vor ihr liegengeblieben ist, während andere an ihr vorbeigesegelt sind, ins offene Meer gelangten und in Seenot gerieten, für ihn unerreichbar! Mit dem „geheimen System“ des Denkens (Seite 12) haben sich schon viele, z. B. auch die Logistiker mit verschiedenem Erfolge beschäftigt und mit fachwissenschaftlichen Methoden Resultate gezeitigt, die man doch nicht so ohne weiteres übergehen sollte. Eine etwas bissige Bemerkung über Hilbert genügt nicht zu einer Ablehnung. Schließlich haben ja auch die „Strukturalisten“ unter den Sprachwissenschaftlern, man mag über ihre einzelnen Ergebnisse denken, wie man will, schon auf einem nicht nur indogermanischen Material unter Benutzung logischer Methoden bestimmte Resultate erreicht. Man kann auch an ihnen nicht einfach vorübergehen.

Wir lesen dann (Seite 13): *„Die methodische Schwierigkeit dieses Versuches liegt darin, daß hier nichts eigentlich exakt bewiesen werden kann ...“* Ja, das ist es eben: zu unbewiesenen oder unbeweisbaren Behauptungen über den „Bau der menschlichen Sprache“ haben sich schon viele auf-

geschwungen. Aber eben das in den Bereich des Beweisbaren oder des Evidenten zu erheben, das wäre m. E. die Aufgabe eines solchen Buches unter so einem Titel! Und da galt es zunächst – wie überall in der Wissenschaft – die Voraussetzungen zu fixieren, dann die Behauptung zu formulieren, weiter den Beweis zu erbringen (*so wie es eben möglich ist!*) und dann beim quod erat demonstrandum zu verstummen. Es konnte dabei für manche Voraussetzung ein Sonderbeweis nötig sein. Das wäre praktisch dann ebenso zu behandeln gewesen. Eine Klarheit darüber vermißt der Leser aufs empfindlichste. Erstaunt ist er dann nicht nur über den ganzen Aufbau des Buches, z. B. über die Kapitel zu den Dichtarten und zur Philosophie, sondern noch viel mehr über die ganze Art der Darstellung und Beweisführung, so z. B. über die Unbedenklichkeit, mit der Seite 15 die eigentliche Behauptung als Voraussetzung geboten wird:

„In den indogermanischen Sprachen (auf diese beschränken wir uns in dieser ganzen Untersuchung) kann eine Aussage drei verschiedene Formen haben, je nach dem, ob ein Verbum, ein Substantiv oder ein Adjektiv als Prädikat steht ...

Der Löwe brüllt.

Der Löwe (ist) ein Raubtier.

Der Löwe (ist) gelb.

Der Sinn dieser Aussage ist dadurch verschieden, daß das eine Mal gesagt wird, was das Tier tut, das andere Mal, was es ist, das dritte Mal, was (für eine Eigenschaft) es hat. Es ist offenbar, daß es außer Verbum, Substantiv und Adjektiv keine andere Wortform gibt, die im Prädikat stehen kann, daß wir einen Sachverhalt nur in diesen drei Formen beschreiben können:

a wirkt b

a ist b

a hat b

oder anders ausgedrückt: ein Sachverhalt ist für uns nur sinnvoll, insofern wir ihn in einer dieser drei Formen denken können.“

Diese drei Prädikatsformen sieht Verf. (Seite 16/17) als „Urphänomene“ an, die „den Bau der Sprache bestimmen“ (ich unterstreiche: *der Sprache!*). Diese Dreierstaffel der Prädikationsmöglichkeit im Indogermanischen ist nun, was ihre linguistische Richtigkeit anlangt, hier nicht etwa eine Behauptung, die in den folgenden Teilen des Buches sprachwissenschaftlich bewiesen würde, sondern vielmehr die Voraussetzung für die Richtigkeit der ganzen folgenden Ausführungen. Sie ist vom Verf. als „offenbar“ zur evidenten Tatsache erhoben, von der aus eine Einsicht in die Struktur der Sprache gewonnen, d. h. abgeleitet werden kann. In Wirklichkeit aber ist sie gar nicht evident, und der Charakter ihrer Ausschließlichkeit, wie wir sogleich sehen werden, nicht nur bisher unbewiesen – auch vom Verf. wird zu ihrem Beweise nicht der leiseste Versuch gemacht – sondern er ist auch noch dazu als ein „allgemeingültiger apodiktischer *muß*-Satz“ der Sprachwissenschaft ohne weiteres durch empirische Beispiele zu widerlegen. Er ist also eigentlich eine Behauptung des Verf., die er hätte beweisen müssen, und anstatt dessen figuriert sie hier als Voraussetzung.

Die Geltung dieser Voraussetzung gibt der Verf. zunächst selbst als nur

auf das Indogermanische beschränkt an. Aber schon eine Seite weiter (Seite 16/17) hält er diese drei Relationen für „Urphänomene“, die „den Bau der Sprache bestimmen“, und damit ist er ganz unvermerkt mit seiner Behauptung vom Indogermanischen auf *die* Sprache hinübergelangen. Ein Beweis für diesen wichtigen Schritt fehlt vollkommen. Man hat ganz klar den Eindruck, daß der Verf. vom interlingual Konstanten reden will, aber keinen Weg sieht, es zu erweisen als nur durch Induktion, die, wie wir gesehen haben, für diesen Zweck gar nicht ausreichen kann. Da eben Induktion ein sonst so bewährtes Verfahren ist (allerdings eben hier nicht für das K), gibt Verf. seiner Behauptung eine induktive Stütze aus dem Indogermanischen. Wo aber steht denn geschrieben, daß Relationen, die fürs Indogermanische gelten, eben auch für alle anderen Sprachen Geltung haben?!

Für diese Dreierstaffel der Prädikationsmöglichkeit scheint offenbar dem Verf. die Existenz der drei Redeteile: Substantiva, Adjektiva, Verba in allen Sprachen die wichtigste Voraussetzung zu sein. Es ist ihm zwar schon aufgegangen, daß z. B. die drei Geschlechter nicht in allen Sprachen auftreten müssen. Trotzdem aber hält er die genannten drei Redeteile für obligatorisch in allen Sprachen, obwohl es ja selbst noch zweifelhaft ist, ob eine morphologische Unterscheidung von Wort und Satz zum K gehört. Einen Beweis für die interlinguale Konstanz dieser drei Redeteile scheint er in der von ihm postulierten Dreierstaffel der Prädikation zu sehen.

Die in diesen Prädikationen ausgesprochenen Relationen gehören an ihren Stellenwert ins noetische Gebiet. Will man sie als den Untergrund der Struktur alles Sprachlichen erklären, so ist man genötigt, überall die sprachlichen empirischen Tatsachen zurechtzubiegen.

Habe ich bisher nur eigentlich von der Methode sprechen wollen, mit der der Verf. an seine Aufgabe herangeht, so muß ich nun noch ausführlicher auf die Substanz seiner Ansichten über den Bau der Sprache eingehen, denn diese brauchten ja bei falscher Voraussetzung und falschen Schlüssen durchaus noch nicht auch falsch zu sein. Menne hat doch unlängst als Beispiel für ein richtiges Resultat bei falscher Prämisse folgenden Schluß angeführt: [A] Alle großen Feldherrn sind Raucher [!]; [B] Cäsar war ein Raucher [!]; [C] Also war Cäsar ein großer Feldherr. [A] und [B] sind falsch, der Schluß selbst ist falsch – aber das Resultat ist nicht falsch. Wir müssen also die Quintessenz der Ansicht Snells noch auf ihre Richtigkeit prüfen.

Bezeichnend für seine Ansichten ist, was er auf Seite 15 sagt:

„Eine dreifache Form des Sinns findet sich beim Aussagesatz (1) wieder, wenn wir den Satz nicht nur als Darstellung eines Sachverhalts, sondern als ein Stück lebendiger Konversation (2) nehmen. In der Unterhaltung muß (3) solcher Satz wiederum drei Bedingungen erfüllen, um sinnvoll zu sein: er muß auf den Hörer die beabsichtigte Wirkung (4) ausüben, er muß den Sachverhalt, wie er ist, darstellen (5), er muß ausdrücken, was der Sprechende meint (6). Auch hier ist leicht (7) einzusehen, daß es diese drei Bedingungen gibt und nicht mehr (8). Wenn Sprechen immer das Sprechen von jemandem zu jemandem über etwas ist, so ist es klar, daß jedes dieser drei seine Bedingungen stellt, damit das Sprechen sinnvoll wird. Es ist auch

einzusehen, wie diese drei Bedingungen notwendige (9) Metamorphosen sind, jener drei Formen der Prädikation, von denen vorher die Rede war. Handelt es sich dort um die drei Formen, in denen zu einem Subjekt ein Prädikat in der Aussage treten kann, und daher um die drei verschiedenen Relationen, die durch die Prädikation begriffen werden können, geht es hier um den Gesamtsinn der Rede schlechthin, der nicht auseinanderfallen kann in drei verschiedene Formen, der aber in sich drei verschiedene Phänomene enthält, die sich zu dem Gesamtsinn der Rede zusammenfinden und verschränken. Eine Aussage ist nur dann sinnvoll, wenn sie zugleich ein Seiendes darstellt und auf den Hörer wirkt und die Meinung des Sprechenden ausdrückt. Daß in der Darstellungsfunktion der Sprache die Relation *a ist b* erscheint, in dem *Einfluß* auf den Hörer aber die Relation: *a wirkt b* ist deutlich; etwas schwieriger einzusehen ist, daß in der Ausdrucksfunktion des Satzes die Relation: *a hat b* steckt. Erst im Gang der weiteren Untersuchung wird das deutlich werden. Hier mag der Hinweis genügen, daß für den, der sinnvoll redet, seine Meinung oder Überzeugung, die er ausdrückt, das ist, was er ‚hat‘ ...“

In diesen und den vorherigen Ausführungen steckt also wohl die vom Verf. als evident betrachtete Voraussetzung, für seine Ansicht vom Bau der Sprache. Leider läßt er eben den Leser im unklaren, was daran etwa auch Behauptung sein soll. Aber wir wollen die formelle Frage jetzt beiseite lassen und anstatt dessen auf die inhaltliche etwas genauer eingehen.

Zu (1) ist zunächst festzustellen, daß hier doch der ganze Bau der Sprache auf die „Aussage“ basiert und daher bestimmt nur zu einem Teile erfaßt wird. Die „Aussage“ ist eben bekanntlich nur eine bestimmte Form der Sinneinheiten, die durch die Sprache dargestellt werden, ebenso wie auch der „Satz“ nur *eine* von mehreren möglichen Struktureinheiten ist. Die Sprache kennt ja doch gleichberechtigt auch andere Formen der Sinneinheiten, wie z. B. Befehl und Frage. Wenn also nur von der „Aussage“ der ganze Bau der Sprache hergeleitet werden soll, so müßten doch erst die Formelemente der Aussage in den übrigen Formen der Sinneinheiten als formbestimmend nachgewiesen werden. Das aber ist weder als Aufgabe angedeutet noch in der Darstellung durchgeführt. Schon in den indogermanischen Sprachen geht, wie wir gleich sehen werden, die Regel von der dreifachen Prädikation gar nicht auf. Und das gilt in noch viel höherem Maße von den nichtindogermanischen Sprachen.

Zu (2): Der Hinweis auf die „lebendige Konversation“ ist unklar und irreführend, denn findet sich die dreifache Form des Sinns nicht wieder, wenn wir den Satz nur als Darstellung eines Sachverhalts nehmen? Gilt also der Bau der Sprache nur für die lebendige Konversation? Sind aber andererseits etwa Befehle, Fragen, Bitten weniger lebhaft oder lebendige Konversation als gerade die Aussagen?

Zu (3): Diese drei Bedingungen, die ein Satz erfüllen muß, sind offenbar nichts anderes als die Bühlerschen drei Leistungen: hier in der Reihenfolge Ablösung, Darstellung, Kundgabe. Ihr Stellenwert im Bau der Sprache ist aber ein ganz anderer als Verf. behauptet. Eine von diesen drei Leistungen liegt tatsächlich mindestens in jedem Satz vor, aber daß jeder Satz alle drei

aufwiese, ist eine unrichtige, zum mindesten unbewiesene Behauptung. Im übrigen, scheint mir, ist zwischen „Ausdruck“ [= Kundgabe!] und „Darstellung“ im Sinne Bühlers eine arge Verwechslung eingetreten, denn „den Sachverhalt darstellend, wie er ist“ (5) und „ausdrücken, was der Sprechende meint“ (6), ist nahezu tautologisch, weil vom Verf. hier „Ausdruck“ offenbar mißverstanden wurde. Was aber der Sprechende „meint!“, ist in jedem sprachlichen Sinngehalt vorhanden: *das Gemeinte*. Es bildet mit dem *Bezeichneten* und dem *Bezeichnenden* die drei Grundgebiete des Baus der Sprache. Die Architektur der Sprache sieht m. E. ganz anders aus. [Koschmieder: Die noetischen Grundlagen der Syntax (vgl. Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse 1951, H. 4)]:

BEZEICHNENDES	BEZEICHNETES	GEMEINTES
Interlingual variabel:	Interlingual variabel:	Interlingual konstant:
Morphologische Struktur	System der Hauptfunktionen	1. Nennen 2. Verzeiten 3. Leistungsdirektive a) Darstellung b) Auslösung c) Kundgabe

Zu (7): Wieso es „leicht einzusehen“ ist, daß es drei Bedingungen gibt *und nicht mehr*, – und wieso es „einzusehen“ ist, daß diese drei Bedingungen notwendige Metamorphosen gerade jener drei Formen der Prädikation seien, das bleibt zunächst völlig unklar. Nach den Ausführungen des Verf. müßte sein:

(Hörer): Wirkung auf den Hörer: *a* wirkt *b* „der Löwe brüllt“.

(Sache): Darstellung des Sachverhalts: *a* ist *b* „der Löwe ist ein Raubtier“.

(Sprache): Ausdruck des Gemeinten: *a* hat *b* „der Löwe ist gelb“.

Es bedarf aber keiner besonderen Einsicht, daß

<i>a</i> wirkt <i>b</i> <i>a</i> ist <i>b</i> <i>a</i> hat <i>b</i>		alle drei sind „Darstellungen“ eines Sachverhalts.
---	--	--

a *wirkt* *b* aber hat mit einer beabsichtigten Wirkung (4) auf den Hörer doch gar nichts zu tun. Das inhaltliche „wirkt“ kann darüber nicht hinwegtäuschen! Die einzige Wirkung, die es auf den Hörer haben soll, ist doch, daß er es auch versteht. Diese ist aber bei *a* ist *b* und *a* hat *b* ganz genau so beabsichtigt und liegt überhaupt jeder sprachlichen Äußerung zugrunde. *a* hat *b* ist zwar der Ausdruck eines „Gemeinten“, aber das ist auch, und zwar in keinem geringeren Grade, in *a* ist *b* und *a* wirkt *b* der Fall. Also alle drei Prädikatsformen des Verf. sind „Darstellungen“, alle drei sind ebenfalls Ausdruck des „Gemeinten“, und keine von ihnen beabsichtigt eine nur ihr selbst eigene „Wirkung auf den Hörer“, und die beabsichtigte Wirkung verstanden zu werden, ist allen dreien in gleicher Weise eigen.

Das heißt also nicht mehr und nicht weniger als: das Fundament dieser ganzen Konzeption vom „Bau der Sprache“ ist falsch.

Was ist diese Dreierstaffel der Prädikatformen aber in Wirklichkeit? Es sind drei willkürlich aus der ganzen Fülle von möglichen Prädikaten nach den indogermanischen Sprachen herausgegriffene Sonderfälle, von denen der Verf. offenbar glaubt, daß sich unter ihnen alle übrigen Fälle als begrifflich untergeordnet subsummieren lassen. Nun sind diese Fälle nach morphologischen Kategorien der indogermanischen Sprachen ausgewählt. Wenn auch wirklich diese Kategorien die Aussagenprädikation in den indogermanischen Sprachen erschöpften, so ist doch ihre Unterscheidung fürs Indogermanische nicht richtig begrifflich definiert. Eine solche Definition wäre für eine Verallgemeinerung unbedingt nötig gewesen, denn nicht alle Sprachen besitzen diese morphologischen Kategorien, – und um ihre all-gemeingültige Rolle für alle Sprachen nachzuweisen, wäre man natürlich nicht ohne das Begriffliche ausgekommen. Diese drei Prädikatsformen wären also als drei verschiedene Grundformen der „Funktion“ von einem „Argument“ der Form $f(x)$, also $f_1(x)$, $f_2(x)$ und $f_3(x)$ aufzufassen. Die Einteilung des f in f_1 , f_2 , f_3 sollte dabei nicht nur eine erschöpfende, sondern auch die einzig mögliche sein.

Das ist nun schon bei den indogermanischen Sprachen absolut nicht der Fall. Es gibt da im Prädikat sehr wohl auch andere Redeteile (8), und zwar nicht nur etwa ausnahmsweise, z. B. das Pronomen: „*die Rache ist mein* . . .“, + — das Zahlwort: „*zweimal zwei ist vier*“, „*wir waren unser fünf*“, – das Adverb: „*bene est*“, „es steht gut“, polnisch „*było źle*“, „es war schlecht“, serbisch „*on je dobro*“, „es geht ihm gut“ (vgl. *Regula M.*: Grundlegung und Grundprobleme der Syntax. 1951, § 35) – die adv. Bestimmung des Ortes: „*Hans ist unten*“, russisch „*Ivan vnizu*“ (ohne die Kopula „*ist*“!), – die adv. Bestimmung der Zeit: „*das ist zu spät*!“. In den nichtindogermanischen Sprachen aber kommt als entscheidende Schwierigkeit hinzu, daß manche, wie das Chinesische (*Franke, Herbert*: Wissenschaftliche Forschungsberichte, Geisteswissenschaftliche Reihe, Orientalistik. I. Teil: Sinologie. Bern 1953, S. 43 f.) offenbar überhaupt keine formell gekennzeichneten Wortarten besitzen. Dort können die drei Snellschen Prädikationsformen überhaupt nicht auseinandergehalten werden! Sie bestimmen also dort den „Bau“ der Sprache überhaupt nicht. Damit ist die ganze Konzeption des Verf. hin-fällig.

Ganz ähnlich sind dann die Methoden und Materialien in den übrigen Teilen des Buches. Seite 21 heißt es: „Sinn für mich ist Zweck, Sinn für den anderen Ausdruck, Sinn von einem anderen her Nachahmung. Neben dieser Selbst-genügsamkeit, dem Weg von innen nach außen und dem von außen nach innen, hat ein Viertes offenbar keinen Platz.“ Dieses ganze seitenlange Philosophieren über Zweck, Ausdruck und Nachahmung der Bewegung ent-hält wieder in sich viel Anfechtbares. Man vermag nicht recht einzusehen, warum es in diesem Zusammenhange nötig ist. Wenn Verf. hier etwa seine Ansichten über die Begriffe „Darstellung“, „Auslösung“ und „Kundgabe“ („Ausdruck“) entwickeln wollte, so hätte er das sagen müssen und seine Stellung zu seinen Vorgängern, z. B. Bühler und Klages, präzisieren sollen.

Kapitel III (Seite 37—54) handelt von den Lauten. In einem Buche über den „Bau der Sprache“ hätte man gerne mehr darüber gehört, was die Laute im Bau der Sprache sind, als was sie nicht sind. Leider kommt die Rolle des Diakritikons hier ganz entschieden zu kurz. Beherrscht vom Gedanken der drei „Urphänomene“ geht der Verf. an den für den Bau der Sprache wichtigsten Fragen auch in diesem Kapitel vorüber, obwohl er die m. E. reifen Erkenntnisfrüchte vom Baume der Phonologie nur eben hätte zu pflücken brauchen, denn der von Trubetzkoy so meisterhaft dargestellte Bau der phonologischen Systeme hätte hier unter allen Umständen analysiert und zum Gesamtbau der Sprache in Beziehung gesetzt werden müssen.

Das nächste Kapitel (Seite 55—64) ist dem Wort gewidmet. Nachdem gezeigt ist, daß Verf. mit den (heute Gott Lob nicht mehr ernst genommenen) „Wau-wau-, Hüh-hott- usw. Theorien“ wohl vertraut ist, äußert er endlich (Seite 55/56) seine These: „daß diese drei Urphänomene der Bedeutung den gesamten Aufbau der Sprache bestimmen“. Die Dreiheit *Laut : Wort : Satz* ist aber keineswegs, wie Verf. meint, von der Dreiheit *Wirkung : Darstellung : Ausdruck* „bestimmt“, auch wenn man die Variationen des Verf. annimmt. Daran hilft auch der Kunstgriff mit dem „dominierenden Element“ und der „Verschränkung“ nichts! Sie haben, wie ich oben schon betonte, einen ganz anderen Stellenwert im Bau der Sprache und können im strukturellen Bau der einzelsprachlichen Morphologie eine ganz verschiedene Rolle spielen.

So sind auch die Ausführungen über die Wortarten mehr als anfechtbar (Seite 59 ff.). Substantiva, Adjektiva und Verba sieht er als die drei Grundklassen von Wörtern im Bau der Sprache an. Ob es bestimmte Wortklassen in einer Sprache gibt oder nicht, das ist doch klärlich eine Frage des morphologischen Systems der betreffenden Sprache. Wir haben z. B. ohne jeden Zweifel im Deutschen, Griechischen usw. die Wortklasse („Redeteil“) des Artikels, im Lateinischen, Russischen und vielen anderen Sprachen gibt es einen Artikel nicht, und wenn dort die Funktion des Artikels ausgedrückt werden soll, so muß man sich anderer Mittel bedienen, u. U. z. B. des entsprechenden Pronomens. Gewiß sind diese drei Redeteile in den indogermanischen Sprachen grundlegende Klassen. Das Chinesische aber kennt wie gesagt keine Wortklassen (vgl. Herbert Franke, a. a. O., S. 43, Kieckers, Die Sprachen der Welt. 1931, S. 107 ff), und die immer wieder unternommenen Versuche, dem Chinesischen die Wortklassen aufzuzwingen, sind weiter nichts als Substitution fremder Systeme. Es gibt eben da keine äußeren Kennzeichen, an denen man ein Adjektivum von einem Substantivum unterscheiden könnte. Daher kann man diese „Urphänomene“ eben nicht als Grundklassen im Bau der Sprache ansehen.

Man kann die ganze Konzeption des Verf. auf eine kurze Formel bringen, die etwa folgendermaßen lauten würde:

1. Subst. (S), Adj. (A), Verb. (V) sind im Indogermanischen deutliche morphologische Strukturklassen. JA!
2. S, A, V sind im Indogermanischen die einzigen f in $f(x)$. NEIN!
3. S, A, V gibt es als Strukturklassen in jeder Sprache. NEIN!
4. Folglich sind S, A, V *Urphänomene* des Aufbaus der Sprache. NEIN!

Alle Folgerungen aber und Betrachtungen, die Verf. aus dieser Schlußkette ziehen möchte, sind m. E. gegenstandslos.

Zur Groteske steigert sich das Bild, wenn dann auf Seite 60/64 für den Satz das Urphänomen der Wirkung, für das Wort das der Darstellung und für den Laut das des Ausdrucks als dominant bezeichnet und für die drei „Urphänomene“ die Behauptung aufgestellt wird, sie seien auch gleichzeitig für Adjektiv, Substantiv und Verbum konstituierend. Das ergibt also im ganzen folgende Konzeption:

Darstellung:	<i>a ist b:</i>	WORT:	Substantiv
Wirkung („Auslösung“)	<i>a wirkt b</i>	SATZ:	Verbum
Ausdruck („Kundgabe“)	<i>a hat b</i>	LAUT:	Adjektiv

dieses ganze Bild ist offenbar doch eine *contradictio in adiecto* (Verf. würde es lyrisch eine „innige Verschränkung“ nennen). Ein *Wort* ist doch bekanntlich nicht nur das Substantivum, sondern auch das Adiectivum und das Verbum. Aus Lauten besteht doch nicht nur oder auch nur vornehmlich nicht das Adjectivum – usw. usw.

Verf. hat die noetischen Grundlagen des menschlichen Sprechens nicht vom morphologischen Bau der Einzelsprachen zu trennen verstanden, und dadurch sich den Einblick in die eigentlichen Zusammenhänge versperrt. Das aber hat ein Buch entstehen lassen, das sowohl für die praktische Linguistik als auch für die theoretische Logik kaum von einer Bedeutung sein kann.

Das Buch wird aber doch gerade einem kritischen Leser manche Anregung geben und fruchtbare Problemstellungen auslösen können. Ich glaube z. B., daß die Ausführungen über das Abstraktum (S. 158 ff.), und zwar besonders über die Metapher sowie über den Bedeutungswandel (S. 170 ff.) fruchtbare Ansätze enthalten. Diese Fragen der zum System der Sprache gehörigen Dynamik und Ausbaufähigkeit werden ja von den zu streng nach den Gesichtspunkten mathematischer Logik operierenden Theoretikern nur zu oft außer acht gelassen. So wichtig es auch immer sein mag, entgegen der Behauptung des Verf. (S. 13), daß hier nicht eigentlich exakt bewiesen werden könne, gerade die Methoden des Messens und Zählens in der Wissenschaft von der Sprache für die Erzielung einer Beweisbarkeit einzuführen, so klar ist es doch andererseits, daß man an dem Zeichensystem des Typus Sprache eben diese im System selbst verankerten Fähigkeiten zum dauernden Ausbau nicht übersehen darf. Gerade sie unterscheiden das lebendige System der Sprache vom toten Code anderer Zeichensysteme. Für das phonologische System hat z. B. Milewski ähnliches in ganz exakter Weise (*Biuletyn Polskiego Tow. Językozn.* 8. 1948) bewiesen.

Die Ausführungen über die Zeit (S. 180 ff.) enthalten m. E. recht lehrreiche Anregungen, Ja, was ebenda über die Verknüpfungen in der Zeit gesagt ist, scheint mir auch für die theoretische Arbeit über den Zeitbegriff bisher noch wenig ausgenutzt worden zu sein, besonders die für die Verknüpfungen

offenbar grundlegende Dreierparallele von Raum, Zeit und Kausalität mit ihrem Drang in die Unendlichkeit. Es sind das vorwiegend Gedanken zur allgemeinen Noetik, losgelöst vom rein Morphologischen, – Gedanken, deren philosophisch-theoretische Tragfähigkeit vielfach vielleicht noch untersucht werden müßte.

E. Koschmieder

SÄMTLICHE VERÖFFENTLICHUNGEN
VON GEORG MISCH

(Zusammengestellt von *Erich Weniger*)

1. *Zur Entstehung des französischen Positivismus.*
Erster Teil. Die philosophische Begründung des Positivismus in den Schriften von d'Alembert und Turgot.
Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde von der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin genehmigt und nebst den beigefügten Thesen öffentlich zu verteidigen am 12. Oktober 1900. (43 S. Berlin 1900.)
2. *Zur Entstehung des französischen Positivismus.*
I. Die philosophische Begründung des Positivismus in den Schriften von d'Alembert und Turgot.
II. Die Kontinuität des Positivismus von d'Alembert und Turgot bis zu Comte hin.
Archiv für Geschichte der Philosophie XIV, Heft 1, 1900, S. 1–39, Heft 2, 1901, S. 156–209.
(Erhielt 1899 den Jahrespreis der Berliner Philosophischen Fakultät.)
3. Pseud. Peter Langen: *Hermann von Helmholtz*, ein Lebensbild nach den neuesten Quellen.
Westermanns Monatshefte 1903, September, S. 782–797.
4. *Wilhelm Dilthey.* Feuilleton der Vossischen Zeitung vom 17. 11. 1903.
5. *Die Suche nach dem freien Weib.* Eine Episode aus der Saint-Simonistischen Bewegung.
„Die Frau“, herausgegeben von Helene Lange, 11. Jahrgang, Heft 5, Februar 1904, S. 257–264.
6. *Geschichte der Autobiographie.* Bd. I: Altertum, Bd. II: Mittelalter, Renaissance, Barock, Bd. III: 18. und 19. Jahrhundert.
Auf Grund eines Preisausschreibens der Berliner Akademie der Wissenschaften (vgl. Sitzungsbericht 1900, S. 55), 1904 der Akademie im Manuskript vorgelegt und von ihr preisgekrönt (vgl. Diltheys Gutachten, Sitzungsberichte 1905, S. 686 f.), das Ganze bis heute ungedruckt. Einzeldrucke und Erweiterungen siehe unten Nr. 9, 10, 11, 20–26, 46–49.
7. *Allgemeine Didaktik des 18. und 19. Jahrhunderts.*
Jahresberichte für die neuere deutsche Literaturgeschichte XIII, S. 521 bis 546, 1906.

8. Beiträge zum Feuilleton der Vossischen Zeitung, Datierung im einzelnen nicht genau zu bestimmen, etwa 1906.
 - a) *Maeterlinks Lebensweisheit*;
 - b) *Niebuhr und Arnim als Redakteure* (Pseud. Peter Langen);
 - c) *Eine Geschichte des neueren deutschen Bildungswesens* (sign. G. M.); rec. Alfred Heubaum, Geschichte des deutschen Bildungswesens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, Bd. 1, 1905;
 - d) *Die Tassolegende* (Pseud. Peter Langen).
9. *Geschichte der Autobiographie*.
 I. Das Altertum, Wilhelm Dilthey gewidmet, 1. Aufl. Leipzig u. Berlin 1907, 2. Aufl. ebenda 1930, 3. stark vermehrte Aufl., 1. Halbband, Frankfurt a. M. 1949; 2. Halbband ebd. 1950.
 (Erweiterte Fassung des 1904 vorgelegten 1. Bandes.)
10. *Die religiöse Selbstdarstellung und die Seelengeschichte in der hellenistischen Mystik*.
 Zeitschrift für Religionspsychologie, 1. Jahrg., Heft 12, 1907 (Teildruck aus Nr. 9).
11. *Die autobiographische letzte Kundgebung der chinesischen Herrscher*.
 Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, 3. Jahrgang, Nr. 35, 4. September 1909, Spalte 1133-1142.
12. *Von den Gestaltungen der Persönlichkeit*, in dem Sammelband „Weltanschauung, Philosophie und Religion in Darstellungen von Wilhelm Dilthey, Bernhard Groethuysen, Georg Misch u. a.“. S. 81-126, Berlin 1911.
13. Herausgegeben und eingeleitet:
 - a) *Hermann Lotze: Logik*.
 1. Auflage, Leipzig 1912, 2. Auflage 1928, darin Vorwort S. VII. Einleitung S. IX-XCII.
 I. Lotzes Ausgangspunkt. II. Der erste Entwurf des Systems in Metaphysik und Logik. Kosmologie, Logik und Erkenntnistheorie. III. Der Fortgang in der Psychologie, Geistesphilosophie und Wertlehre. IV. Logik und Metaphysik als Glieder des „Systems der Philosophie“.
 - b) *Hermann Lotze: Metaphysik*.
 Vorwort von Georg Misch. 1. Auflage, Leipzig 1912.
14. Herausgegeben: *Wilhelm Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung*.
 Vorwort, Oktober 1912. 4. Auflage, Leipzig-Berlin 1913; 12. Auflage, Göttingen (1957).
15. Herausgegeben: *Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften*, II. Band. Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation.
Vorwort (Marburg im Oktober 1913), V-IX.
 Leipzig und Berlin, 1. Auflage 1914, 2. Auflage 1921, 5. unveränderte Auflage, Stuttgart-Göttingen 1957.
16. *Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei*.
 24 S. Jena 1914.

17. *Vom Geist und Gang des Krieges.*
„Der große Krieg als Erlebnis und Erfahrung“, herausgegeben von Ernst Jäckh. S. 260–275, 1915.
18. *Goethe, Plato, Kant. Eine Kritik.*
rec. Elisabeth Rotten, Goethes Urphänomen und die platonischen Bilder. Logos V, 1915, Heft 3, S. 276–289.
19. *Der internationale Zusammenhang in den philosophischen Bewegungen im 19. Jahrhundert.*
Logos VI, 1916, Heft 2, S. 161–172.
Erweiterte Fassungen aus dem 2. noch unveröffentlichten Band der Geschichte der Autobiographie:
20. *Die Autobiographie der französischen Aristokraten des 17. Jahrhunderts* (Kardinal Retz).
Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Bd. I, 2. Heft, 1923, S. 172–213.
21. *Die Autobiographie des Abtes Wibert von Nogent.*
Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Bd. IV, 4. Heft, 1924, S. 566–614.
22. *Wolframs Parzival*, eine Studie zur Geschichte der Autobiographie.
Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Bd. V, 2. Heft, 1927, S. 213–315.
23. *Eigil Skalagrímsson, Die Selbstdarstellung des Skalden.*
Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Bd. VI, 2. Heft, 1928, S. 199–241.
24. *Die Stilisierung des eigenen Lebens in dem Ruhmeswerk Kaiser Maximilians, des letzten Ritters.*
Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-Historische Klasse 1930, Fachgruppe IV, Nr. 8, S. 435–459.
25. *Die Schriftsteller-Autobiographie und Bildungsgeschichte eines Patriarchen von Konstantinopel aus dem XIII. Jahrhundert.*
Eine Studie zum byzantinischen Humanismus.
Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, 21. Jahrgang, Heft 1, 1931, S. 1–16.
26. *Die Selbstdarstellung des arabischen Helden in der vorislamischen Dichtung.*
Im Manuskript S. 1–124 (konnte 1933 nicht erscheinen, jetzt in Nr. 47).
27. Herausgegeben und eingeleitet: *Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften*, Bd. V, Bd. VI. *Die geistige Welt, Einleitung in die Philosophie des Lebens.* Erste Hälfte (Bd. V): Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften.
Zweite Hälfte (Band VI): Abhandlungen zur Poetik, Ethik und Pädagogik. In Band V „Vorbericht des Herausgebers“ (geschrieben Göttingen Sommer 1923). S. VII–CXVII.
Leipzig-Berlin 1924. 2. unveränderte Auflage, Stuttgart-Göttingen 1957/58.

28. *Die Idee der Lebensphilosophie in der Theorie der Geisteswissenschaften.*
Erstdruck „Österreichische Rundschau“, 20. Jahrgang, 5. Heft, Mai 1924, S. 359–372.
Zweitdruck „Kantstudien“, XXXI, Heft 4, 1926, S. 536–548.
 Wiederabdruck siehe Nr. 43.
29. *Der Weg in die Philosophie.* Eine philosophische Fibel.
 418 S. Leipzig-Berlin 1926. 2. stark erweiterte Auflage, 504 S. München 1950.
30. rec. *Joachim Wach, Die Typenlehre Trendelenburgs und ihr Einfluß auf Dilthey.*
 Deutsche Literaturzeitung 1927, 18. Heft, Spalte 847–849.
31. *Lebensphilosophie und Phänomenologie, eine Auseinandersetzung mit Heidegger,* Edmund Husserl zum 70. Geburtstag gewidmet.
 Philosophischer Anzeiger, III. Jahrgang, 1929, Heft 3, S. 267–368, Heft 4, S. 405–475, IV. Jahrgang 1930, Heft 3/4, S. 181–330.
32. *Lebensphilosophie und Phänomenologie, eine Auseinandersetzung der Diltheyschen Richtung mit Heidegger und Husserl.*
 Buchausgabe von Nr. 29 mit Vorwort und Inhaltsverzeichnis.
 1. Auflage, 324 S., Bonn 1930; 2. Auflage (unveränderter Neudruck mit neugegliedertem Inhaltsverzeichnis), Leipzig und Berlin 1931.
33. *Vom Lebens- und Gedankenkreis Wilhelm Diltheys.*
 Die Volksschule, 27. Jahrgang, Heft 20, 15. I. 1932, S. 981–987; Heft 21, 1. II. 1932, S. 1044–1051, Heft 22, 15. II. 1932, S. 1095–1101.
 (Rundfunkvorträge über die deutsche Welle 1931.) Neudruck siehe unter Nr. 43.
34. *Das Collegium publicum der Philosophischen Fakultät.*
Einführungsworte zu dem Zyklus „Kulturübergänge“ im Wintersemester 1931/32.
 Mitteilungen des Universitätsbundes Göttingen, Jahrgang 14, Heft 1, 1932, S. 1–21.
35. Herausgegeben (mit Herman Nohl): *Wilhelm Dilthey, Von deutscher Dichtung und Musik.* Gemeinsames *Vorwort* (Juli 1932), S. III–VII.
 Leipzig und Berlin 1933. 2. Auflage 1957.
36. *Der junge Dilthey. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern,* zusammengestellt von Clara Misch, geb. Dilthey. Leipzig und Berlin 1933.
37. *Georg Elias Müller.*
 Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.
 Aus dem Jahresbericht über das Geschäftsjahr 1934/35, S. 45–59,
 Berlin 1935.
38. *Wilhelm Dilthey als Lehrer und Forscher.*
 „Für Hochschule und Jugend“, Beilage der Frankfurter Zeitung Nr. 508,
 S. 18, Sonntag, 4. Oktober 1936. (sign. e. i.) Wiederabdruck siehe Nr. 43.
39. *Grundriß für die Vorlesung: Logik und Einleitung in die Theorie des Wissens.* Als Manuskript zu behandeln.
 Maschinenschrift ohne Ort und Jahr, 16 Seiten.

40. *Historisch-systematischer Grundriß der allgemeinen Geschichte der Philosophie für die Vorlesungen von Prof. G. Misch.*
Als Manuskript zu behandeln.
I. Altertum, 20 Seiten; II. Neuzeit, 15 Seiten.
Maschinenschrift ohne Ort und Jahr.
41. *Philosophie in East and West.*
Blackfriars, Oxford 1941, S. 101-107.
42. *Bernhard Groethuysen zum Gedächtnis.*
„Die Sammlung“, II. Jahrgang, 2. Heft, November 1946 bis Februar 1947, S. 121-125.
43. *Vom Lebens- und Gedankenkreis Wilhelm Diltheys.*
56 Seiten, Frankfurt a. M. 1947.
(Mit geringfügigen Auslassungen und Hinzufügungen Neuabdruck der Nrn. 33, 28, 38.)
44. *Die Erziehung im Ausland.*
rec. Walter Rüegg: Cicero und der Humanismus. Formale Untersuchungen über Petrarca und Erasmus.
„Die Sammlung“, III. Jahrgang, 2. Heft, Februar 1948, S. 124-128.
45. *Dilthey versus Nietzsche.*
„Die Sammlung“, 7. Jahrgang, 9. Heft, September 1952, S. 378-395.
46. *Studien zur Geschichte der Autobiographie.*
I. Othloh von St. Emmeran.
II. Die Meditationen Guigos von Chastel, Prior der Grande Chartreuse. Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, I. Philologisch-Historische Klasse, Jahrgang 1954, Nr. 5.
47. *Geschichte der Autobiographie.*
Zweiter Band: Das Mittelalter.
Erster Teil: Die Frühzeit.
1. und 2. Hälfte, Frankfurt 1955, 669 S.
48. *Studien zur Geschichte der Autobiographie.*
III. Das Bild des Erzbischofs Adelbert in der Hamburgischen Kirchengeschichte des Domscholasters Adam von Bremen. Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, 1. Philologisch-Historische Klasse, Jahrgang 1956, Nr. 7.
49. *Studien zur Geschichte der Autobiographie.*
IV. Die Darstellung der eigenen Persönlichkeit in den Schriften des Abtes Suger von St. Denis. Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Jahrgang 1957, Nr. 4.
50. *A History of Autobiography in Antiquity* by G. M.
In 2 volumes, in *The International Library of Sociology and Social Reconstruction* ed. K. Mannheim.
London, Routledge & Kegan Paul. 1950, Harvard University Press, 1951.
51. *Translated in collaboration with the Author* by E. W. Dicks.
The Dawn of Philosophy.
A Philosophical Primer, by G. M. Edited in English by R. F. C. Hull, London ebda. 1950, Harvard University Press, 1951.

ZUR BIOGRAPHIE GEORG MISCH

Geboren am 5. April 1878 in Berlin. 1900 Doktorpromotion in Philosophie in Berlin als Schüler Wilhelm Diltheys. 1905 Privatdozent für Philosophie an der Universität Berlin. 1908/09 Studienreise nach dem Fernen Osten: Japan, China, Indien. 1911 Berufung als Extraordinarius an die Universität Marburg. Von Herbst 1914 bis zum Kriegsende 1918 im Dienst des Sanitätskorps. Delegierter für das Deutsche Rote Kreuz. 1916 Berufung als Extraordinarius an die Universität Göttingen. Antritt des Lehramtes dort im Januar 1919. 1919 Ordinarius in Göttingen als Nachfolger H. Maiers. 1923. ordentl. Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. 1928 Berufung an die Deutsche Universität Prag. Ablehnung des Rufes. 1935 im Dezember auf Grund des § 3 des „Reichsbürgergesetzes“ in den Ruhestand versetzt. 1938 aus dem gleichen Grunde Ausscheiden aus der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. 1939 (April) bis 1946 England gewährt Asyl. Bis 1943 Aufenthalt in Cambridge, bis Juni 1946 in St. Deiniol's Library, Haldarden, Chester. Unterstützung während dieser Zeit durch einen Grant von der Society for the Protection of Science and Learning. Juli 1946 Rückkehr nach Göttingen zufolge einer Einladung der Göttinger Philosophischen Fakultät, das Lehramt wiederaufzunehmen. In Göttingen Rehabilitierung und gleichzeitig Emeritierung wegen Erreichung der Altersgrenze.

Georges Bernanos

Heinrich Böll

Jean Daniélou

Diego Fabbri

Eugen Gerstenmaier

Graham Greene

Friedrich Heer

Günter Jacob

Pedro Lain Entralgo

Gabriel Marcel

Dokumente

François Mauriac

Jean Monnet

Philosophie
Theologie

Anders Nygren

Carlo Schmid

Robert Schuman

Paul-Henri Spaak

Wirtschaft
Gesellschaft

Literatur · Film
Theater · Kunst

Geschichte
Politik

Zeitschrift für internationale Zusammenarbeit

14. Jahr · Zweimonatlich im Umfang von 80 bis
100 Seiten · Jahresabonnement 12 DM · Ver-
langen Sie ein kostenloses Probeheft · Verlag
der Dokumente, Köln, Worringer Straße 11-13

RATIO

Herausgegeben in Verbindung mit
H. B. Acton (London), A. Church (Princeton), H. Cherniss
(Princeton), G. Henry-Hermann (Bremen), K. R. Popper
(London), J. W. N. Watkins (London)

von

Julius Kraft (Frankfurt a.M.)

RATIO vertritt einen kritischen Rationalismus und setzt die Linie fort, die mit den großen positiven Ansätzen in der Philosophie seit Plato und Aristoteles begann. Insbesondere schließt er in neuer Form an philosophische Bestrebungen an, die im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert in den auf Kant und Fries sich stützenden „Abhandlungen der Fries'schen Schule“ gepflegt wurden. Diese Abhandlungen wurden 1847 von Ernst Friedrich Apelt begründet und 1904 von Leonard Nelson wieder aufgenommen.

RATIO ist eine Stätte der Zusammenarbeit reiner Philosophie und einer philosophischen Beleuchtung von Grundlagenfragen der Spezialwissenschaften, des praktischen Lebens, der Kunst und der Religion.

RATIO erscheint jährlich in zwei Heften von 96 Seiten in einer deutschen und einer englischen Ausgabe.

Preis des Einzelheftes DM 10.—, im Abonnement DM 9.—.

Bitte verlangen Sie eine Probenummer.



Verlag Öffentliches Leben, Frankfurt a.M.

UNIVERSITAS

Zeitschrift für Wissenschaft,
Kunst und Literatur

Herausgeber: Dr. H. Walter Bähr

Schriftleitung: H. W. Bähr und H. Rotta

Aus dem Inhalt von Heft 5/58:

Prof. Dr. Gerhard Leibholz, Göttingen: Die Zukunft der nationalstaatlichen Souveränität im 20. Jahrhundert / Prof. Dr. Gustav A. Wetter, Rom: Naturwissenschaft und Ideologie in der heutigen Sowjetunion / Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, Zürich: Pablo Picasso und sein Werk / Prof. Dr. Harry Elmer Barnes, New York: Die Fehlentwicklung im Gefüge der modernen Kultur / Prof. Dr. Hermann Gmelin, Kiel: Dantes „Göttliche Komödie“ / Prof. Dr. Rudolf Schoen, Göttingen: Über den Rheumatismus — seine Entstehung und seine Heilungsmöglichkeiten / Prof. Otto Kraemer, Karlsruhe: Automat und Mensch / Dr. Wilfried Nölle, Tübingen: Der Wiederaufstieg der indianischen Kulturwelt in unserer Zeit.

Monatlich 1 Heft mit 112 Seiten. Bezugspreis: vierteljährlich 7.20 DM, Studenten 20 % Nachlaß, Einzelheft 2.50 DM Probeheft kostenlos!

WISSENSCHAFTLICHE VERLAGSGESELLSCHAFT MBH.,
STUTTGART 1 · POSTFACH 40

Man spricht über die

DEUTSCHE RUNDSCHAU

und schreibt aus

AMSTERDAM:

Übrigens lese ich die DEUTSCHE RUNDSCHAU immer gern und mit besonderem Interesse. Diese Gewohnheit habe ich schon seit meiner Studentenzeit beibehalten.

BERLIN:

Wie bin ich Ihnen dankbar, daß Ihre DEUTSCHE RUNDSCHAU einen geraden Kurs hält, der den Blick der Menschen auf das Wesentliche richtet.

MONTEVIDEO:

Die Anstellung und Veröffentlichung einer großen Anzahl jüdischer und exildeutscher Schriftsteller macht es uns unmöglich, die DEUTSCHE RUNDSCHAU zu beziehen. Wir können es uns schwer vorstellen, daß eine Zeitschrift dieses Tones in Deutschland gut aufgenommen wird. Wir können Sie aber versichern, daß wir Deutschen im Ausland mit Juden und Judenfreunden nichts zu tun haben wollen.

PRINCETON, NJ:

The last issue of your monthly was again very good and nicely varied in its contents.

HEIDELBERG:

Im Auftrage meiner Burschenschaft habe ich Ihnen mitzuteilen, daß die in Ihrer Zeitschrift DEUTSCHE RUNDSCHAU abgedruckten Artikel uns auch nicht das geringste Interesse abgewinnen können.

KAIRO:

Wir beziehen die DEUTSCHE RUNDSCHAU seit Jahren. Und obwohl sie uns manchmal zu akademisch ist – kein unbedingter Fehler – so schätzen wir die Grundhaltung: nicht ruhen, nicht die Schande vergessen, anprangern, wo es anzuprangern gibt.

PARIS:

Dans L'Allemagne adenauerinne, la DEUTSCHE RUNDSCHAU sous la direction de Rudolf Pechel, défend les positions d'un libéralisme clairvoyant et courageux, digne du passé d'une revue dont le Suisse G. Keller a été l'un des fidèles collaborateurs.

MOSKAU:

... aber die DEUTSCHE RUNDSCHAU erschien nach wie vor in alter Frische. Sie blüht auch jetzt im militaristischen Bonner Staat. Nach Maßgabe ihrer Kräfte beschäftigt sie sich mit all dem, wofür die imperialistischen Herren besonders dicke Gelder bezahlen.

Deutschlands erste politisch-literarische Revue erscheint im 84. Jahrgang 1958

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU

Baden-Baden W 4, Schloßstraße 8

Dr. W. WOLFRAM VON WOLMAR

Ein Requiem für Preußen

77 Seiten, engl. Brosch. DM 4.80

„... von Wolmars Bestreben ist es, unbeschadet der Schwächen Preußens und des Versagens mancher seiner Repräsentanten, das besudelte Andenken dieses Staates zu ehren, der einst Hugenotten und Niederländern, Salzburgern, Böhmen und Mähren als Zufluchtsstätte vor der Unterdrückung diente. In Auflehnung gegen die Abstempelung seiner Monarchen als Militaristen gegen die Kontrollratsthese, wonach Preußen eine Gefahr für Frieden und Demokratie gewesen wäre ...“

Industrie-Kurier

Prof. Dr. WERNER WEBER

Die Verfassung der Bundesrepublik in der Bewährung

47 Seiten, 8°, engl. Brosch. DM 3.60

Der Göttinger Ordinarius für öffentliches Recht würdigt in dieser Schrift das Grundgesetz mit seinen Sicherungen des freiheitlichen Rechtsstaates und dem föderalistischen Staatsgefüge. Prof. Weber zeigt aber auch, wie die achtjährige Praxis die ursprüngliche Fassung ergänzte und welche noch offenen Fragen einer näheren Regelung bedürfen.

Prof. Dr. HANS FREYER

Das soziale Ganze und die Freiheit der Einzelnen unter den Bedingungen des industriellen Zeitalters

34 Seiten, 8°, engl. Brosch. DM 3.60

Diese Schrift des bekannten Soziologen zeigt, wie die Trennung zwischen Staat und Gesellschaft vermindert, ja aufgehoben wurde, wie die Arbeiterschaft in den Staat hineinwuchs und wie durch das soziale System die moderne industrielle Gesellschaft mit der Gefahr einer Nivellierung und eines Verlustes der Freiheit des Einzelnen entstand.

Prof. Dr. WOLFGANG SCHADEWALDT

Die Anforderungen der Technik an die Geisteswissenschaften

48 Seiten, engl. Brosch. DM 3.60

Dieser Schrift liegt ein Vortrag zugrunde, der vom Autor auf der „Jahresversammlung 1957“ des Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft gehalten wurde.

Prof. Dr. WOLFGANG SCHADEWALDT

Sinn und Wert der humanistischen Bildung im Leben unserer Zeit

2. Auflage, 18 Seiten, engl. Brosch. DM 1.60

Nie wurde das Verhältnis unserer Zeit zur humanistischen Bildung so eindringlich nüchtern und zwingend dargelegt wie in dieser Schrift.



MUSTERSCHMIDT-VERLAG · GÖTTINGEN · BERLIN · FRANKFURT

DILTHEY

Eine Einführung in seine Philosophie

von Otto Friedrich Bollnow

Zweite Auflage

224 Seiten

Leinen

DM 14.—

„Blieb das Werk Diltheys bis in die jüngste Zeit der Gestalt und dem Genie seines Zeitgenossen Nietzsche überschattet, so erfreut es sich heute zum Teil als Ausdruck einer Reaktion auf die Existentialphilosophie eines steigenden Interesses. Das vorliegende Buch will eine Einführung in Diltheys Philosophie geben, die ihrem Wesen nach eine „Philosophie des Lebens“ ist. Mit ihr sucht Dilthey das Leben aus sich selber zu verstehen, d. h. ohne alle „transzendenten“ Setzungen, sie interpretiert die Welt aus sich selber und nimmt für sich in Anspruch, das „volle Leben“, den „ganzen Menschen“, die „Totalität der Menschennatur“ zu ihrem Gegenstand zu machen. Begrifflich wird das „Leben“ in dieser Philosophie zugleich Objekt und Subjekt des Philosophierens. In der Hermeneutik der Geschichte verdichtet sich bei Dilthey der Lebensbegriff zur Gleichsetzung mit der Geschichte, aufgefaßt unter dem Gesichtspunkt des Ganzen der Menschheit, das einen Zusammenhang bildet.

Der Verfasser sucht mehr als dies bisher geschehen ist, Dilthey vornehmlich aus den späteren Nachlaßwerken verständlich zu machen. Er beschränkt sich dabei keineswegs auf die Darbietung der philosophischen Gedanken oder eine einfache Interpretation. Er weist wiederholt auf Mängel, Unklarheiten oder gewisse Widersprüche im Lebenswerk des Philosophen zu der erst später begonnenen Systematik hin und führt vereinzelte Gesichtspunkte in diesem Sinne weiter. Grundsätzlich bleibt der Verfasser dabei seiner im Vorwort niedergelegten Absicht treu, ohne eine eigene über Dilthey hinausführende Deutung dem Verständnis Diltheys Wege zu öffnen, in dessen Werk er wesentliche Grundlagen für einen einheitlichen Neuaufbau der Philosophie gegeben sieht.“

Pädagogische Rundschau



W. KOHLHAMMER
STUTTGART